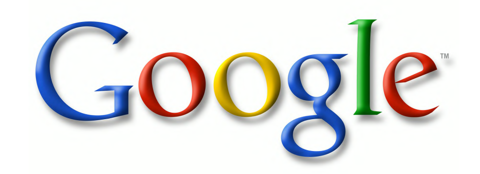






Rousseau, Fräulein Galley und Fräulein von Graffenried
Nach der Zeichnung von F. de Bayros

Über

Rousseaus Verbindung mit Weibern.

Von

Karl Gotthold Lenz.

Zwei Teile in einem Bande.

Unverkürzte Neuausgabe des Originals von 1792.

Mit 12 Porträts und Illustrationen

nebst

18 neuaufgefundenen, bisher unveröffentlichten Briefen Rousseaus an die Gräfin Houdetot.

Erster Band.

Rien ne montre mieux les vrais penchans d'un homme que l'espèce de ses attachemens.

Rousseau.

Berlin W. 30.
Verlag von H. Barsdorf.
1906.

Vorwort.

Bücher haben bekanntlich ihre Schicksale! Und es dürfte gerade kein ungünstiges sein, wenn ein Buch wie das vorliegende nach 113 Jahren eine Neuauflage erfährt! Ob es eine solche verdient? Ich möchte es bejahen. Schon aus dem Grunde, weil es voraussichtlich dazu beitragen wird, den Namen Rousseau, so paradox dies klingen mag, populärer zu machen. Wer liest heute noch in den breiteren Klassen seine „Bekenntnisse“, seine „Heloise, seinen „Emil“? Und doch enthalten sie mehr gesunde geistige Nahrung als die Mehrzahl der von eben diesen Klassen oft mit Heißhunger verschlungenen modernen Literatur.

Es kann weder meine Aufgabe sein, hier näher darauf einzugehen, noch auf die ungeheure Einwirkung Rousseaus auf das gesamte geistige und gesellschaftliche Leben der Kulturvölker Europas — es handelt sich hier hauptsächlich um die „Bekenntnisse“; denn der Herzoglich Sachsen-Weimarische Rat Karl Gotthold Lenz, der anonyme Verfasser von „Rousseaus Verbindung mit Weibern“, hat gewissermaßen einen Auszug aus den „Bekenntnissen“ geliefert, indem er aus ihnen die Herzensbeziehungen Rousseaus zum weib-

lichen Geschlechte heraushob und an der Hand derselben das Leben dieses „liebenswürdigen Sonderlings“ schilderte.

Der ungeheure Einfluß, den die Frauen von frühester Jugend an auf ihn ausübten, läßt stets seine deutlichen Spuren zurück, aus denen man unschwer erkennt, daß einzig sie es sind, die ihn zu allen Zeiten vorwärts getrieben haben.

Diese Frauen sind zumeist geistig bedeutend und hochstehend, und nur eine von ihnen steht in jeder Beziehung weit unter ihm. Aber gerade diese ist es, die sein Herz fesselt, und mit ihr führt er, als Vorläufer des großen Heiden von Weimar, lange Jahre ein glückliches Zusammenleben, ohne daß sie durch das Band der Ehe verbunden sind. Steht auch Therese le Vasseur geistig bedeutend unter Christiane Vulpius, — in einer Beziehung ist sie ihr doch ebenbürtig: in ihrer Liebe! Und dasselbe Glück, das einen Goethe in Christianens Armen die weibliche Elite einer ganzen Welt vergessen ließ, genoß auch Rousseau durch Therese le Vasseur! Auch Rousseau ließ später dies freie Verhältnis, das ihn mit seiner Haushälterin verband, gesetzlich festknüpfen: neun Jahre vor seinem Tode, nachdem sie 25 Jahre frei nebeneinander gelebt hatten.

Aber vor Therese war noch eine andere Frau in seinen Gesichtskreis getreten, die auch bis zu seinem Tode nicht aus demselben verschwinden sollte, die, mit den herrlichsten geistigen und körperlichen Reizen geschmückt, dem in die Welt hinausgetriebenen sechszehnjährigen Jüngling der ruhende Pol in der Brandung des Lebens, zugleich mütterliche Freundin und — Geliebte wurde. Solange der Name Rousseau erklingt, wird auch helleuchtend der Name Louise Eleonore von Warens glänzen! Ihr unsterbliches Verdienst ist es, daß Rousseau nicht untergegangen ist, und niemand anerkannte dies mehr

als er selbst, der, so oft er in der Welt Schiffbruch erlitt, zu seinem „Mütterchen“ zurückkehrte, die ihn immer mit offenen Armen wieder aufnahm. — — —

Das Buch von Karl Gotthold Lenz, eins der ersten, das noch im 18. Jahrhundert über Rousseau erschien, ist mit jener vornehmen Gesinnung und Freiheit geschrieben, die den intimen Schriften geistvoller Männer und Frauen jener Epoche zu eigen waren und ihnen einen so pikanten Reiz verleihen. Deshalb ist es auch heute, nach mehr denn hundert Jahren, noch ebenso frisch und lesenswert, und diejenigen von uns Modernen, die altmodisch genug sind, sich bei der Lektüre völlig in jene glückliche Zeit zu versenken, spüren wohltätig den Hauch jener Ruhe und Beschaulichkeit, jener natürlichen Freiheit in der Auffassung des Lebens über sich hinstreichen und vergessen dann gern auf Augenblicke des hastenden Treibens, der gekünstelten Lebensbedingungen, die uns nur selten zu einem reinen Genuß kommen lassen.

Glücklicher Jean Jacques, dich schreckte kein elektrisches Läutewerk, du durftest unbehindert Ort und Zeit vergessen und mit deiner „Tante“ Frau von Epinays Obst hüten! Und waren deine Noten nicht heute fertig abgeschrieben, deine vornehme Kundschaft hatte Zeit zum Warten! Dreimal glückseliger Jean Jacques, der du viel Zeit, wenig Geld — und „Weiber“ hattest!!

Dies ominöse Wort „Weiber“! wie wird es den Sittlichkeitskonferenzlern und anderen Frömmlern, so jenen, die eingestandenermaßen ein Buch nur nach seinem Titel beurteilen, wieder in die Knochen fahren! Wie fatal, daß sie schließlich diesen Zeitausdruck anerkennen müssen! Denn einige von ihnen werden sich an Goethes und Schillers, andere an Herders und Wielands gleiche Ausdrücke erinnern, und ein anderer Jean, Jean Paul Friedrich Richter, soll sogar, als er nach

Weimar gekommen, ausgerufen haben: „Ach, hier sind Weiber, hier ist alles revolutionär kühn, und Gattinnen gelten nichts!“ Auch das ist ein Zeichen unserer Zeit, daß man heute gewissermaßen den Titel eines Buches aus unserer großen, klassischen Zeit eines Zeitausdrucks willen entschuldigen muß!!

Eine Schuld habe ich hier zuletzt noch abzutragen: den Dank an einige liebenswürdige Franzosen, die mir hinsichtlich der der vorliegenden Ausgabe erstmalig beigefügten Porträts und Illustrationen wahrhaft uneigennützig entgegengekommen sind. Ich nenne zuerst Herrn Dr. Cabanès, dessen „Cabinet secret de l'histoire“ nicht nur das überaus seltene und einzig bekannte Bildnis der Therese Le Vasseur, sondern auch im dritten Bande eine hochinteressante Studie über die Krankheit Rousseaus enthält.

Sodann Herrn Hippolyte Buffenoir, der mir aus seiner einzig dastehenden Rousseau-Sammlung die Porträts von Madame Dupin, Madame d'Epinay und der Komtesse Houdetot, sowie die Gavarni zur Verfügung stellte und mir außerdem die deutsche Wiedergabe von 18 bisher unveröffentlichten, unbekannten Briefen Rousseaus an die Gräfin Houdetot gestattete, die in seinem im Mai dieses Jahres erschienenen Buche: „La Comtesse d'Houdetot, sa Famille, ses Amis“. Avec 9 Portraits et Illustrations, Paris chez Henri Leclerc — erstmalig im Original veröffentlicht worden sind. Diese Briefe, fast alle bedeutend, einige sogar allerersten Ranges, füllen nicht nur eine große Lücke in der Korrespondenz Rousseaus aus, sondern gewähren zugleich einen weiteren Einblick in das reine Verhältnis zweier Edelmenschen! Eben diesem Werke sind die Porträts der Gräfin Houdetot und d'Epinay entnommen.

So tretet denn noch einmal, Ihr liebenswürdigen Weiber Jean Jacques, den Weg in die Welt an! Möge das Denkmal, aas er selbst Euch errichtet hat — zu seinem und zu Eurem Ruhme — ferner all' jene erbauen, die Sinn und Herz für einfache Natürlichkeit haben!

Der Herausgeber.

Inhalt.

Ueber

Rousseaus Verbindungen mit Weibern.

Erster Abschnitt:

Rousseaus Jugendjahre bis zu seiner Bekanntschaft mit Frau von Warens.

Ici commençoit à se former ou à se montrer en moi ce cœur à la fois si fier et si tendre, ce caractère efféminé, mais pourtant indomptable, qui, flottant toujours entre la foiblesse et le courage, entre la mollesse et la vertu, m'a jusqu'au bout mis en contradiction avec moi même, et a fait que l'abstinence et la jouissance, le plaisir et la sagesse, m'ont également échappé.

Rousseau, Confessions T. 1.



Rousseaus Herzensverbindungen schildern, heißt den Charakter dieses liebenswürdigen Sonderlings aus dem Gesichtspunkte betrachten, aus welchem er vorzüglich betrachtet werden muß. Die Weiber spielten in der Geschichte seines Lebens eine wichtige Rolle. Noch ein unbedeutender Knabe, wurde er von ihnen bemerkt und aus dem Staube hervorgezogen, eine liebenswürdige Frau flößt dem Jüngling die ersten Empfindungen der Zärtlichkeit und Liebe ein: eine andere übernimmt die Bildung seines Geistes und Charakters und schenkt ihm, um sein Glück vollkommen zu machen, ihr Herz. Unzertrennlich von ihr und doch getrennt, sucht er sein Glück in der großen Welt zu machen, in welcher er bald vorübergehende, bald dauerhafte Verbindungen schließt. Unwillig über jede Beschränkung seiner Freiheit, schmiegt er geduldig seinen Nacken unter das Joch, das ihn von Weibern aufgelegt wird, die sich seiner bemächtigen und sein Schicksal leiten. Nicht ohne manche Verirrungen fand dieses gereizte und nie ganz befriedigte Herz endlich einen Gegenstand seiner Zuneigung, der

seine herumschweifenden Phantasien auf sich beschränkte und ihm im häuslichen Zirkel ein dauerhaftes Glück versprach. Die Freundschaft einer sich für Rousseau interessierenden Frau bot ihm die einsame Wohnung an, in welcher er sich mit seiner Haushälterin niederließ und seine Zeit zwischen den Wissenschaften und der Freundschaft verteilte. Eine neue Leidenschaft für eine edle Freundin entspann sich in dieser Zeit, welcher Rousseau die Seligkeit einer zwar einseitigen Liebe und den Genuß der höchsten wechselseitigen Freundschaft, aber auch viele Leiden verdankte. Obgleich seit jener Epoche die Liebe der Freundschaft in Rousseaus Herzen weichen mußte, so ließ er sich doch immer wieder in Verbindungen mit Weibern verwickeln, die Bedürfnis für sein Herz waren, wenn auch ihre Freundschaft ihm oft teuer zu stehen kam.

Die Erzählungen von Rousseaus Verbindungen mit Weibern in den Bekenntnissen sind wichtige Denkmale zur Geschichte der Liebe und des gegenseitigen Umganges beider Geschlechter. Sie verdienen es daher, aus jenem Werk herausgehoben zu werden. Man müßte Rousseau übersetzen, und zwar mit einer Meisterschaft übersetzen, wenn jene Gallerie von anmutigen Gemälden hier dasselbe hohe Interesse behaupten sollte, das eine jede am Sinn des Schönen nicht verwahrloste Seele Rousseaus Schilderungen zuschreibt. Nur ihren wesentlichen Inhalt anzugeben und mit einigen prüfenden oder räsonnierenden Anmerkungen zu begleiten, ist der Vorsatz des Verfassers dieser Schrift, ob er gleich nicht dafür stehen kann, daß Rousseaus Begeisterung ihn nicht bisweilen anstecken und zu einigen Abschweifungen in sein bezauberndes Phantasienreich hinreißen wird. Diese Erlaubnis glaubt sich der Verfasser um so viel mehr vorbehalten zu müssen, als sich ihm mancher Gegenstand ungesucht auf seinem Weg darbieten dürfte, der, ohne eine unmittelbare Beziehung auf den Haupt-

inhalt dieser Schrift zu haben, einer beiläufigen Erörterung wert scheinen kann.

Der dürftigste Abschnitt dieser Schrift wird der erste sein: man schließt in der Jugend keine festen Verbindungen und, wenn heute ein paar überspannte Kinder auch den Bund der ewigen Freundschaft beschwören, so widerlegt dieses Spiel schon der morgende Tag. Liebe für das andere Geschlecht ist diesem Alter noch weniger eigen, in welchem man sich bei den Gespielen seines Geschlechtes weit behaglicher fühlt. Das Kind, noch wie ohne Geschlecht, bleibt bis zu einem gewissen Alter gefühllos gegen die Namen der Liebe und Freundschaft, deren Allmacht ihm unbekannt ist. Durch eine geheime Einrichtung erwachen die Gefühle der Liebe und Freundschaft fast zu gleicher Zeit, wenn sich zuerst im Jüngling die Natur regt und sein ganzes Wesen mit einem noch nicht gefühlten Entzücken durchdringt. Diese große Veränderung im Innern seiner Natur kündigt sich anfangs nur durch das Entstehen sympathetischer Neigungen an: er ist nicht mehr blos um des Zeitvertreibs willen gesellig, sondern aus Bedürfnis des Herzens: er liebt nicht blos aus selbstischen Absichten, sondern er ist zu Aufopferungen für seine Freunde fähig, und dadurch erst selbst würdig, ein Freund zu heißen. Sein von zärtlichen Empfindungen durchdrungenes Herz, nicht ganz befriedigt durch den Umgang mit seinen Freunden, fühlt sich durch geheime, nicht begriffene Ahnungen unwiderstehlich von dem andern Geschlecht angezogen und wird nun erst für wahre Liebe empfänglich!

Dies ist der Gang der Natur, deren Ordnung der Mensch durch zu frühe Entwicklung der Leidenschaften stört. Auch Rousseau ist nicht ganz ihren Weg gegangen, indem er dem Bedürfnis durch Einbildungskraft voraneilte. Wenn er in der ersten Periode seines Lebens für wahrhaftige Liebe und Freundschaft noch nicht den Sinn hatte, welcher die Jünglingsjahre

verherrlicht, so sehen wir doch schon in seinen früheren Äußerungen und Gefühlen eine Analogie von Liebe und eine besondere Teilnahme an dem andern Geschlecht, welche hier und da an Leidenschaft grenzt.

Rousseau war der jüngste von zwei Söhnen, die Frucht des ersten wechselseitigen Wiedersehens seiner Eltern, nach einer langen Abwesenheit des Vaters. In Liebe empfangen und geboren, schien er die Zärtlichkeit seiner Eltern geerbt zu haben. Sein Dasein kostete der Mutter das Leben. Der untröstliche Vater fand nur darin eine Linderung seines Schmerzes, wenn er sich mit seinem kleinen, um einen so teuren Preis erkauften Sohn von seiner Gattin unterhielt. Ein täglicher Zeuge der väterlichen Wehmut, hatte er sich allmählich an jene sanfte Traurigkeit so sehr gewöhnt, daß, wenn sein Vater ihm zurief: Wir wollen von deiner Mutter sprechen, er in kindlicher Einfalt antwortete: Gut, wir werden also weinen!

Mit einem schwächlichen Körper bei seinem Eintritt ins Leben ausgestattet, bedurfte er der zärtlichen Pflege einer liebenswürdigen Tante, um erhalten zu werden. Der geliebteste Sohn des Hauses und dabei von einer hinfälligen Gesundheit, wurde er von allen zart und sanft behandelt. Umgeben von Beispielen der Sanftmut und Gutherzigkeit, nahm er unvermerkt dieselbe Stimmung an. In dem Kreise seiner Tante sah er ihren weiblichen Arbeiten zu, horchte auf ihre Erzählungen und fand Vergnügen an den Liedern, die sie immer mit frohem Mute sang.

Eine Sammlung von Romanen, welche seine Mutter hinterlassen hatte, bestimmte der Vater zu Leseübungen für den sechsjährigen Knaben. Vater und Sohn gewannen dieser Lektüre so viel Geschmack ab, daß sie alle Abende und einen Teil der Nächte damit zubrachten. Der kleine Jean Jacques

fand sich hier aus dem engen Familienkreise in eine neue Welt entrückt, mit welcher er aber bald so vertraut wurde, daß er an den Bewohnern derselben innigsten Anteil nahm und bei ihren Leiden helle Zähren vergoß. Er las in seinen Büchern Namen und Schilderungen von Leidenschaften, die ihm fremd waren: was sein Verstand nicht begriff, das ersetzten dunkle Empfindungen und Bilder der Einbildungskraft. Das menschliche Leben gewann für ihn eine wundersame, romanhafte Gestalt, die dem Nachdenken und der Erfahrungen reiferer Jahre trotzte. Den Romanen folgten historische Schriften aus dem Nachlaß seines Großvaters mütterlicherseits, und unter ihnen vorzüglich Plutarchs Leben berühmter Männer, die von dem Knaben mit Heißhunger verschlungen wurden und auch in der Folge den ersten Rang unter seinen Lieblingsschriften behaupteten. Die großen Beispiele von Vaterlandsliebe, von ungewöhnlichem Mut, von Freiheitsgeist und allen erhabenen Tugenden, nährten ähnliche Empfindungen und Phantasien, wie seine vorige Lektüre und gaben der Einbildungskraft einen neuen Schwung. Anstatt vorher in dem weiten Gebiet der Dichtungen umherzuschwärmen, genügte ihm jetzt, sich unter die Helden des Altertums, bald nach Athen, bald nach Rom zu versetzen und in ihren Geist sich hinein zu denken.

Die Einbildungskraft mußte durch dieses Verfahren allmählich die Herrschaft über die übrigen Seelenkräfte erlangen, deren Übung im väterlichen Hause so sehr vernachlässigt wurde. Eine Veränderung seiner Lage und Erziehung verhinderte wenigstens, daß jene besondere Stimmung nicht in wilde Schwärmerei eines Phantasten ausartete. Als Rousseaus Vater Genf wegen eines gehabten Verdrusses verließ, blieb der kleine Rousseau unter Vormundschaft seines Oheims Bernard, der ihn und seinen Sohn, welcher mit Rousseau in einem Alter war, zu einem Prediger Lambercier in Bossei in die Kost

gab. Er fand die Liebe der Seinigen in dem sanften und liebevollen Charakter seiner neuen Pflegeeltern wieder. Die Einfalt und der freie Genuß des Landlebens, der Mangel an Büchern, welche seine hochfliegenden Phantasien nähren konnten, der tägliche Umgang mit seinen Gespielen, stimmten seine überspannten Vorstellungen herunter und machten ihn für den frohen Genuß des wirklichen Lebens empfänglicher. Der Knabe, der sich bisher nur für Wesen seiner Traumwelt besonders interessiert hatte, hing sich jetzt ganz an seinen Vetter Bernard, der durch Gleichheit des Alters, beständiges Zusammensein, gemeinschaftliche Arbeiten und Zusammenstimmung der Neigungen, tausend Berührungspunkte mit ihm hatte.

Eine merkwürdige Erscheinung aus dieser Periode war Rousseaus besondere Anhänglichkeit an ein weibliches Wesen. Sein Pflegevater hatte eine Schwester, eine Person von dreißig Jahren, bei sich, welche seine Wirtschaft führte, und sich der kleinen Kostgänger mit mütterlicher Sorgfalt annahm. Sie wurden noch als kleine Kinder von ihr behandelt und schliefen anfangs in ihrem Zimmer, jawohl, in kalten Winternächten in ihrem Bette. Die ernste Strenge, welche sie in ihrem Wesen so glücklich mit sanfter Milde zu mischen verstand, gewann ihr die Herzen ihrer Kleinen. Sie mit sich zufrieden zu sehen, war Rousseaus liebster und, ihre Liebe zu verlieren, sein fürchterlichster Gedanke. Züchtigungen von der geliebten Hand taten ihm weniger um seiner selbst willen weh, als, weil er sie dadurch betrübte. Waren dies die wahrhaften Empfindungen von Rousseau, dem Knaben, und nicht vielmehr von Rousseau dem Mann, der sich in seine Kinderjahre zurückversetzte, so lag in ihnen allerdings etwas Liebeartiges. Eine andere Seltsamkeit in der Art, wie er gewisse Leibesstrafen von ihr erduldete, hatte einen zu wichtigen Einfluß auf die Richtung seiner jugendlichen Phantasien, als daß ich mir erlauben dürfte,

darüber hinweg zu gehen. Mademoiselle Lambercier sah sich genötigt, ein paarmal zu einer auch bei uns, in den vorigen unpädagogischen Zeiten, beliebten Kinderstrafe ihre Zuflucht zu nehmen, die sie in der besten Absicht, aber bei Rousseau mit dem übelsten Erfolg, anwendete. Er fühlte sich bei der Vollziehung dieser Strafe, die er äußerst gefürchtet hatte, so behaglich, daß er, weit entfernt, seiner Gebieterin darüber gram zu werden, sich ihr nur eifriger darnach ergab und im Herzen wünschte, noch mehrmals diese Züchtigung von dieser Hand zu erhalten. Sie war scharfsinnig genug, um einzusehen, wie so ganz sie ihren Zweck verfehlt habe, und enthielt sich in der Folge dieses Strafmittels, das aber einen Eindruck hinterlassen hatte, der, wo nicht über den Geschmack und die Leidenschaften seines ganzens Lebens, doch gewiß über seinen seltsamen Geschmack in der Liebe, für seine Jünglingsjahre entscheidend war. Das Ziel seiner kühnsten Wünsche war von der Zeit an jene Strafe durch eine weibliche Hand. Diese abenteuerlich spielende Phantasie stellte ihm in jedem Frauenzimmer eine Mademoiselle Lambercier und sich selbst als den büßenden Knaben dar. Alle Ansprüche der Sinnlichkeit verloren sich in Träume dieser Art, und das, was ihn hätte ins Verderben stürzen können, bewahrte ihn vor wirklichen Vergehungen. Von jedem andern Genuß hatte er keine, oder nur dunkle Ahnungen, die ihm nur widrige Empfindungen erregten. Nimmer würde aber der Knabe und Jüngling den übeln Folgen aufkeimender Sinnlichkeit und einer erhitzten Einbildungskraft so lange entgangen sein, hätten seine Eltern und Pflegeeltern nicht durch Lehre und Beispiel seine Unschuld bewahrt und ihm Abscheu gegen das Laster eingeflößt!

Rousseau war zehn Jahre alt, als er mit dem Vertrauten seiner Jugend nach Genf zurückkehrte, wo er noch einige Jahre bei seinem Oheim lebte. Von Zeit zu Zeit machte er kleine

Wanderungen nach Nion, einem Städtchen im Lande Vaud, wo sich sein Vater niedergelassen hatte. Hier spann er seine ersten verliebten Romane an; er faßte beinahe zu gleicher Zeit für zwei Mädchen Leidenschaft, deren Erscheinungen aber von sehr verschiedener Art waren. Die Achtung und Liebe, welche man dem kleinen Rousseau wegen seines Vaters bezeigte, schmeichelte ihm ungemein. Eine vorzüglich gute Aufnahme fand er im Hause der Frau v. Vulson, die ihn liebkoste, und deren Tochter, ein Mädchen von 22 Jahren, ihn, vermutlich zum Scherz und, um mit einer Puppe zu spielen, zu ihrem Geliebten wählte. Der kleine Jean Jacques, dem zum erstenmal in seinem Leben diese unerwartete Ehre widerfuhr, nahm die Sache sehr ernstlich und widmete sich der Dame seines Herzens mit unbegrenztem Eifer. Er fühlte eine kindische Anhänglichkeit und Ergebenheit, die er Liebe nannte, gegen sie, weil er sich von ihr geschmeichelt und vorgezogen sah. Er mochte gern bei ihr sein und allen ihren Winken und Befehlen zuvorkommen; vorzüglich liebte er sie in großen Gesellschaften, weil er, als ihr Anbeter und Günstling, die Aufmerksamkeit, wohl gar den Neid anderer, auf sich zu ziehen schien; geheime Zusammenkünfte mit ihr würden ihm gleichgültig gewesen sein, vielleicht lange Weile gemacht haben, da er nicht imstande war, allein eine interessante Unterhaltung zu führen, und seine Eitelkeit unter vier Augen weniger Nahrung fand, als im Angesicht vieler Zeugen. Er war auf den Alleinbesitz ihrer Liebkosungen und Vertraulichkeiten eifersüchtig, nicht aus Bedürfnis des Herzens, sondern, weil er sich dadurch geehrt fühlte. Sein Herz, seine Sinne, seine Einbildungskraft, hatten wenig oder gar keinen Anteil an dieser Liebe, deren Genuß daher ruhig und ohne heftige Leidenschaft war. Wenn er, dies selbst gestehend, dennoch versichert, er sei bis zur Narrheit verliebt gewesen, und seine Entzückungen und Rasereien hätten

Szenen ergeben, bei denen man vor Lachen hätte ersticken mögen: so muß man annehmen, daß diese leidenschaftlichen Bewegungen lediglich ihren Sitz in seinem Kopf hatten, der von der Ehre, der Liebling eines von vielen angebeteten Fräuleins zu sein, berauscht war. Es schien ihm unmöglich, die Abwesenheit von ihr zu ertragen, da sie seinen Aufenthalt in Nion so reizend gemacht und ihm so ehrenvolle Beweise ihrer ausgezeichneten Zuneigung gegeben hatte. Der Entfernung kam die Einbildungskraft jetzt zu Hilfe, die sich in schwärmerischen Briefen an seine Geliebte ergoß. Er hatte endlich den Ruhm, zu sehen, daß sie ihrer Sehnsucht, ihn in Genf zu besuchen, nicht länger widerstehen zu können schien. Diese Ehre verdrehte ihm den Kopf so sehr, daß er sich wie trunken und wahnsinnig betrug, daß er nach ihrer Abreise sich aus Verzweiflung ins Wasser stürzen wollte und lange Zeit die Luft von seinen Klagen wiedertönen ließ. Aber, welche Demütigung für den glücklichsten aller Sterblichen in der Einbildung, als er bald darauf in Erfahrung brachte, daß seine Geliebte vermählt sei und die Reise nach Genf nur unternommen habe um sich — Hochzeitskleider einzukaufen! Er schwur, die Treulose nicht wieder zu sehen, die fürchterlichste Rache, die er an ihr nehmen zu können glaubte, und er konnte noch lange Jahre hernach die Täuschung seines Stolzes nicht vergessen!

Ich habe gesagt, daß Rousseau, während seiner Verbindung mit Fräulein Vulson, noch von einer anderen Leidenschaft brannte, die ihm eine kleine Mademoiselle Goton in Nion einflößte. Sie war von ganz entgegengesetzter Art und gehörte einzig der Einbildungskraft und den Sinnen an. Dieses sonderbare Mädchen enspra̲ch ganz Rousseaus damaligem Ideale von Weibern. Ihr Auge, ihre Statur, die Haltung ihres Körpers, ihr gebieterischer und freier Blick, kurz, ihr ganzes

Wesen gehörten nicht zu ihrem Alter. In ihrem Betragen zeigte sie eine seltsame Mischung von Kühnheit und Zurückhaltung; sie erlaubte sich gegen Rousseau die größten Freiheiten, ohne ihm die geringsten zu verstatten; sie nahm ihn ganz für ein Kind. Aber, anstatt den kleinen Liebhaber durch dieses Benehmen zurückzustoßen, gewann seine Leidenschaft an Heftigkeit und Stärke durch Widerstand noch mehr, und die kleinste Vergünstigung, die sie ihm gewährte, machte ihn zum glücklichsten Sterblichen. Man erinnert sich, daß Rousseau von den Ruthenstreichen der Mademoiselle Lambercier her, jenen kindischen Geschmack beibehalten hatte, dessen Befriedigung er von Erwachsenen zu erbitten sich scheute, wozu aber Mademoiselle Goton ihm selbst die Hand zuerst geboten zu haben scheint.*) In ihren kurzen, doch sehr lebhaften, Zusammenkünften, die mehr kindischen Spielen glichen, würdigte sie ihn, seine Lehrmeisterin vorzustellen; dies war alles, was er von ihr erhielt, aber auch alles, was er wünschte, und selbst diese Gunst mußte er jedesmal von ihr auf den Knien erflehen. Diese sonderbare Art des Genusses, welche die Sinnlichkeit erregte und die Einbildungskraft erhitzte, verrät nur zu deutlich die Ursachen, warum Rousseaus Leidenschaft für dieses Mädchen so stürmisch war, warum er sich bei ihr und bei der Ausübung der traulichen Rechte, die sie sich, kraft ihres Amtes, über ihn anmaßte, so ganz verlor, daß er seiner Sinne oft nicht mächtig war! Die Mysterien ihrer Zusammenkünfte wurden bald verraten, und ihre Verbindungen zerrissen. Dies war notwendig, wenn sich Rousseaus stets so gewaltsam

*) Darauf muß sich die Stelle der Bekenntnisse 1, 30 beziehen, wo er versichert, er habe es nur einmal gewagt, sein törichtes Verlangen einem Mädchen zu gestehen: cela ne m'est jamais arrivé qu'une fois dans l'enfance, avec un enfant de mon âge; encore fut-ce elle, qui en fit la première proposition.

gespannte Einbildungskraft nicht erschöpfen, und die Natur nicht endlich ihre Rechte, auf Kosten der Tugend, behaupten sollte. Rousseaus Bekanntschaft mit dieser Kleinen war von kurzer Dauer, aber ihr Andenken war in seinem Gedächtnis so wenig erloschen, daß er in seinen Bekenntnissen selbst gesteht, er erinnere sich ihrer Bildung oft nur zu sehr für einen abgelebten Mann!

Rousseau nennt seine Verbindungen mit beiden Mädchen Liebe;*) er spricht von dieser doppelten Gattung derselben, die, gleich wahrhaft, doch von sehr verschiedener Natur sei, und fast nichts miteinander gemein habe. Der ganze Lauf seines Lebens habe sich zwischen diesen zwei Arten von Liebe geteilt, und er habe selbst beide auf einmal empfunden. Wenn ich Recht gehabt habe, Rousseaus Leidenschaft für Fräulein Vulson der begünstigten Knabeneitelkeit, und sein Einverständnis mit Mademoiselle Goton der entzündeten Phantasie und einer im Hinterhalt lauernden Sinnlichkeit lediglich zuzuschreiben, so würde dieses für Rousseaus Liebe überhaupt, die er mit diesen jugendlichen Auftritten hier in Verbindung bringt, kein günstiges Vorurteil erregen. Allein, vermutlich setzt er nur die reife Liebe des blühenden Jünglings und Mannes diesen vorübergehenden Aufwallungen und Tändeleien seines Knabenalters insofern gegenüber, als seine Liebe immer zwischen einem sanften und ruhigen Genuß und zwischen heftigen Leidenschaften geteilt war. Wenn Rousseau jemals für mehr als eine Person zugleich entflammte, so kam wohl jene Flamme für den einen oder den anderen Gegenstand seiner Zuneigung ebensowenig aus dem Herzen, als seine doppelte Liebe in dem obigen Beispiel. Die wahre und vollkommene Liebe, welche aus dem reinen und lauteren Quell des Herzens entspringt, ist ausschließend und ungeteilt.

*) 1, 48.

Mit jenen Verbindungen endigten sich die Tage des sorgenfreien Genusses, aus denen er in gezwungenere Verhältnisse übergehen mußte. Er wurde zu einem Graveur in Genf in die Lehre getan, eine Kunst, die seinen Neigungen und Anlagen angemessen war. Ein mäßiges Einkommen würde seinen Ehrgeiz auf eine glückliche Mittelmäßigkeit beschränkt haben; er hätte Muße genug für andere Neigungen gefunden, und seine Einbildungskraft, fähig jedem Stand Reize zu leihen, und sich in jeden beliebigen zu versetzen, hätte ihn für das Eingeschränkte seiner wirklichen Lage schadlos gehalten.*) Allein die despotische Härte und Rauheit seines Lehrherrn verleideten ihm eine Kunst, für die er geschaffen war. Durch schlechte Behandlung und böses Beispiel verdorben, ergab er sich der Näscherei, der Lüge und kleinen Diebereien. Seine erworbenen Kenntnisse, seine erhaltenen guten Eindrücke, seine vorigen Gesinnungen waren wie verwischt. Weder sein Vater

*) Confess. 1, 89. Hiermit stimmt sein Urteil in einem Brief an Tronchin (21. Nov. 758 Vol 5, p. 270 der Neuchateler Ausgabe von der Folge der Bekenntnisse) überein: „Der Stand der Künstler ist der meinige; der, in dem ich geboren bin, in dem ich hätte leben sollen, den ich nur zu meinem Unglück verlassen habe.“ Herr v. Ramdohr setzt Rousseau (in der Berl. M. S. Jul. 90 S. 56), seiner ursprünglichen Anlage nach, in die Klasse der schönen Künstlergenies, die aber zugleich mit Fähigkeiten zu mechanischen Künsten geboren sind. Vom schönen Künstlergenie habe er die zusammensetzende, ausdauernde Einbildungskraft; vom mechanischen den ausgrübelnden Scharfsinn und die Geduld bei Besorgung des Details der Ausführung besessen. Rousseau selbst hat sich aus diesem Gesichtspunkt in den Dialogen (Dialog. 2, Mémoires T. 4 p. 15) mit einigen flüchtig entworfenen Zügen gezeichnet: „Die Natur, sagt er, hat aus ihm nur einen guten Künstler gemacht, voll Empfindung, bis zum Entzücken; einen Anbeter des Schönen; leidenschaftlich für die Gerechtigkeit; in kurzen Augenblicken der Aufwallung, fähig, sich zu erheben, aber im gewöhnlichen Zustand von einer beständigen Trägheit des Geistes und einer mechanischen Tätigkeit!“

fand in ihm mehr seinen alten Liebling, noch die Damen den artigen Jean Jacques. Er fühlte es selbst zu sehr, daß Herr und Mademoiselle Lambercier ihren früheren Zögling nicht mehr in ihm erkennen würden, als daß er sich ihnen zu zeigen gewagt hätte. Es ist eine sehr wahre Bemerkung, die Rousseau nicht zum Vorteil seines Charakters macht, er müsse einen großen Hang zum Ausarten gehabt haben, da er so schnell und ohne den mindesten Kampf mit sich, von seinen besseren Grundsätzen zu den schlechtesten und niedrigsten Neigungen herabsinken konnte; ob er gleich eine viel zu übertriebene Meinung von seinem früheren Charakter hat, wenn er von der Erhabenheit des Heroismus zur Niederträchtigkeit eines Nichtswürdigen gesunken, und aus einem Caesar ein Laridon geworden zu sein glaubt.

Ungeachtet dieser Vergessenheit seiner vormaligen Neigungen erregte doch die Unannehmlichkeit seiner Geschäfte und die Langeweile in der Gesellschaft seiner Kameraden allmählich seine vorige Lesesucht wieder, die er mit Hilfe einer Bücherverleiherin zu befriedigen suchte. Die Widerwärtigkeiten, die er dadurch zu ertragen hatte, fesselten ihn nur noch fester an die Bücher und machten ihn immer trotziger gegen die Menschen. Glücklich war er, daß noch ein Fünkchen von Schamhaftigkeit und geheimer Abneigung aus seiner früheren Erziehung sein Herz vor allen Büchern, welche Unschuld und Sitten vergiften, bewahrte. Wer kann wie Rousseau sich rühmen, daß er mehr als dreißig Jahre alt geworden, ehe er ein Auge auf eines jener gefährlichen Bücher geworfen!

Der Vorrat der Bücherverleiherin war erschöpft: aber auch diese unausgewählte, zum Teil schlechte Lektüre hatte doch ehemalige Gefühle und edlere Neigungen wieder aufgeweckt. Er fand in seinem Kopf, in seinem Herzen eine Leere, die er nicht auszufüllen wußte; unbestimmte Seufzer drängten sich

aus der Brust, die er nicht verstand. Der angehende Jüngling fühlte sich: aber ohne sich zu begreifen, blieb er bei dem stehen, was seiner kindischen Phantasie höchster Genuß hieß. Rousseau hatte immer in seiner Einbildungskraft eine treue Freundin und Trösterin gefunden: auch diesmal verdankte er ihr Vergessenheit seiner dürftigen Lage und eines unbefriedigten Verlangens, indem er sich auf ihren Flügeln in die Welt der Dichtungen erhob, die anziehendsten Situationen seiner Bücher zurückrief, und sich selbst eine Lage nach seinem Herzen schuf. Freilich zog ihn aber sein Hang zu diesen exzentrischen Träumen immer mehr von den Menschen und dem wirklichen Leben ab und legte bei ihm den Grund zum Geschmack für die Einsamkeit und selbst zum Menschenhaß, der ihn nie wieder verlassen hat.

Ein kleiner Umstand gab unvermutet seinem Lebensschicksal eine ganz andere Wendung. Er hatte sich auf einem Sonntagsspaziergang so weit von der Stadt entfernt, daß er sie erst erreichen konnte, als die Brücke bereits aufgezogen war. Trostlos über einen Unfall, der ihm schon einigemale eine harte Behandlung von seinem Herrn zugezogen hatte, stand plötzlich der Entschluß vor seiner Seele, zu entfliehen, und in einem Alter von sechzehn Jahren, ohne Unterstützung, ohne Gewerbe, ohne Kenntnis der Welt, sein Glück anderswo zu suchen. Er fühlte sich zum erstenmal, nachdem er sein drückend Joch abgeworfen, wieder frei und wohl. In der heitersten Stimmung trat er seine Flucht an. Da er sich bisher lauter Menschen, die weit unter ihm waren, gegenüber gesehen hatte und er sich nur in dem verklärenden Glanze einer verschönernden Einbildungskraft erblickte, so schien es ihm ein Leichtes, seine Verdienste bei der Welt geltend zu machen. Vor seiner Phantasie gaukelten lauter glückliche Abenteuer, Feste, Freunde, die ihn mit offnen Armen empfingen, Damen, die nach seinem



Madame de Warens

Beifall trachteten, vorüber. Die ganze Welt stand ihm zu Gebote, während sein bescheidenerer Wunsch sich nur auf eine kleine aber auserlesene Sphäre einschränkte. Ein Schloß mußte ihn aufnehmen, in welchem er der Liebling des Besitzers und seiner Dame, der Liebhaber des Fräuleins, der Freund des Hauses, der Beschützer der Nachbarn würde!

Nachdem er einige Tage herumgeirrt war, kam er in ein savoyisches Dorf, Confignon, wo er von dem katholischen Prediger Pontverre gastfreundlich bewirtet wurde. Die zuvorkommende Güte seines Wirtes machte, daß er es nicht wagte, den Gründen des bekehrungssüchtigen Pfarrers etwas entgegenzusetzen: vielmehr schien es ihm undankbar und unbescheiden, wenn ein Jüngling Wohltaten durch Widerspruch vergelten wollte. Der Prediger beschloß seine Empfehlung der alleinseligmachenden Religion damit, daß er ihn an eine fromme Dame zu Annecy wies, welche ihr Vermögen gern mit Hilfsbedürftigen teile, die vom Irrtum zum Glauben zurückkehren. Mit einem Empfehlungsschreiben an sie ausgerüstet, ging er dahin ab, obgleich durch den Gedanken an die Almosen einer barmherzigen Frau, die überdies als eine Fromme nicht sehr nach seinem Geschmack war, gedemütigt. Dies machte, daß er seine Reise geflissentlich in die Länge zog, in der Hoffnung, vielleicht noch unterwegs das Glück, was er suchte, zu finden. Er ließ kein Schloß vorbei, ohne, wie ein alter Barde, unter demselben seine besten Lieder ertönen zu lassen, weil er, durch seine romanhaften Vorstellungen getäuscht, dadurch die Aufmerksamkeit der Damen und Fräuleins auf sich zu ziehen hoffte. Von dieser Seite in seinen Erwartungen betrogen, kam er endlich bei Frau von Warens in Annecy an. Dieser Zeitpunkt macht Epoche in Rousseaus Leben; mit ihm blüht ein neues, glückliches Leben für ihn auf, dessen Erzählung der Gegenstand des folgenden Abschnitts ist.

Zweiter Abschnitt.

Rousseaus Verbindung

mit Frau von Warens.

> Je fus jeune une fois et je connus l'ame la plus aimante qui ait existé. Tous les attachements imaginables étoient réunis dans cette ame tendre; chacun n'en étoit que plus delicieux par le concours de tous les autres; et celui, qui l'emportoit, tiroit de tous, un nouveau prix.
>
> Rousseau Lettre à St. Lambert T. 5 p. 214 éd. Neuchat.



Während des vieljährigen und vertrauten Umganges, den Rousseau mit der Frau von Warens hatte, unterhielt sie ihn öfter von sich und von der Geschichte ihres Lebens. Wenn die Bruchstücke daraus, die er hie und da in den Bekenntnissen mitteilt, nicht das große Interesse für den Leser haben, das sie für den Hörer aus dem Munde der geliebtesten Freundin hatten, so wird doch die Nacherzählung derselben das nötige Licht über den Charakter dieser edlen und selbst in ihren Fehlern liebenswürdigen Frau verbreiten, der sich noch mehr in der Geschichte von Rousseaus Verbindung mit ihr entwickeln wird.

Frau von Warens war eine geborene de la Tour de Pil, aus einer alten und angesehenen Familie in Vevay, einer Stadt im Lande Vaud. Sie hatte ihre Mutter gleich nach ihrer Geburt verloren und erhielt eine sehr vermischte und ungleichartige Erziehung. Der Unterricht, den sie bekam, war ohne Auswahl und ohne Plan. Sie lernte ein wenig von ihrer Erzieherin, ein wenig von ihrem Vater, ein wenig von

ihren Lehrmeistern. Mehr Eingang schienen bei ihr die Wissenschaften durch die Liebe zu finden: denn ihren Anbetern verdankte sie das meiste, vorzüglich einem Herrn von Tavel, der ihren Geist und Geschmack durch nützliche und angenehme Kenntnisse bildete. Die Unordnung, womit sie vielerlei Wissenschaften auf einmal trieb, verwirrten, anstatt ihre guten Anlagen völlig auszubilden, ihren Verstand vielmehr. Ob es ihr daher gleich nicht an Grundsätzen in der Philosophie und Naturlehre fehlte, so fand sie doch an ihres Vaters Arbeiten in der Alchymie und empirischen Arzneikunde so vielen Geschmack, daß sie selbst darin tätigen Anteil nahm. Ihr Charakter war sanft und zärtlich; ihre Laune stets froh und heiter, ihre Güte und Wohltätigkeit kannte keine Grenzen. Sie verabscheute Falschheit und Lügen; sie war gerecht und uneigennützig; getreu ihren Freunden und ihren Pflichten, die sie dafür erkannte; unfähig der Rache und des Hasses, begriff sie nicht einmal, daß es das geringste Verdienst sei, zu verzeihen!

Sie wurde sehr jung an Herrn von Warens verheiratet. Diese Ehe war kinderlos und unglücklich. Sie war aus Achtung ihrem Mann und ihren Pflichten ergeben. Ihr erster Liebhaber, Tavel, störte dieses gute Verhältnis. Da er wußte, daß auf seine ehemalige Geliebte durch die Sinne kein Eindruck zu machen sei — denn sie hatte wenig Temperament, — so griff er ihre Vernunft mit den schlauesten Sophistenkünsten an, indem er sie zu überzeugen suchte, daß die Vereinigung der Geschlechter etwas höchst Gleichgültiges, daß eheliche Treue eine Scheinpflicht, und der bloße Schein der Enthaltsamkeit für die Tat selbst gelte. Es gelang ihm, sie von der Treue gegen ihren Gemahl abwendig zu machen: aber, indem sie den Grundsätzen ihres Liebhabers getreu blieb, ward sie ihm selbst untreu, und er wurde durch die nagendste

Eifersucht für die Verführung des tugendhaften Weibes bestraft. Die Fehler, die sie diesen Grundsätzen gemäß beging, kamen nie aus ihren Leidenschaften; sie waren Kinder einer mißleiteten Vernunft. Ihr Herz und ihre Neigungen waren rein und tugendhaft: sie hatte einen gereinigten Geschmack und liebte feine Sitten. Wäre sie ihrem Sinn für das Schöne, Gute und Wahre immer gefolgt, sie hätte sich nie von dem Pfade der Tugend verirrt. Aber sie wollte durchaus nach deutlichen Grundsätzen, nicht nach Gefühlen handeln und befolgte ihr System der Philosophie, welches auf Trugschlüssen erbaut war.

Das kalte Temperament, welches diese sonderbare Frau gegen jenes System sichern konnte, war es eben, welches sie hinderte, demselben zu entsagen. Sie wußte nicht warum man einen besondern Wert auf eine Tugend legte, die ihr nichts kostete. Da das Vergnügen wenig sinnlichen Reiz für sie hatte, und sie fühlte, daß sie sich dessen, auch ohne Gebot und ohne Kampf, freiwillig enthalten könnte, so war es natürlich, daß sie sich auch aus der Übertretung der strengsten Enthaltsamkeit kein Gewissen machte. Mit kaltem Blut und unbefangenem Ton sprach sie von diesen Grundsätzen, nach welchen Enthaltsamkeit eine blos bürgerliche Maxime war, von der es einem jeden erlaubt sei, Erklärungen, Anwendungen und Ausnahmen zu machen. Sie machte diese Ausnahmen nicht für sich, sondern um ihre Freunde, die sie zärtlich liebte, noch fester mit sich zu verbinden, überzeugt, daß nichts den Mann mehr an das Weib binde, als der Besitz. Nach ihrer ersten Schwachheit hatten nur Unglückliche Anspruch auf ihre Gunstbezeugungen, die sie durch diese Beweise ihres Wohlwollens aufzurichten oder aus anderen Gefahren zu retten suchte.

Es hat etwas Widerliches und die weibliche Delikatesse beleidigendes, daß sich eine Frau, wenn auch kein Band sie

an einen einzigen bindet, mehreren überläßt oder wohl gar anbietet. Man wird ihr nicht genug wahre Zärtlichkeit und Anhänglichkeit zutrauen: man wird geneigt sein, sie für eine Messaline mit herumschweifenden, zügellosen Begierden, oder für ein kaltes Weib ohne wahre Empfindsamkeit, die im Alleinbesitz keine Glückseligkeit findet, zu halten.

Indeß würde immer noch eine Frau liebenswürdig heißen können, die, bei einem wahrhaft liebenden Herzen, aus Gutherzigkeit mit ihren Reizen verschwenderisch wäre, oder aus Schwachheit sich wider ihren Willen zu Verirrungen fortreißen ließe; allein, einem Weibe, das aus Grundsätzen unenthaltsam ist und kein Bedenken trägt, die Keuschheit öffentlich für eine bloße Maxime der Politik zu erklären, einem solchen Weibe fehlt ein Hauptzug echter Weiblichkeit, jenes tiefe Gefühl von der Tugend der Enthaltsamkeit, welches diese Gesinnungen als ein Heiligtum bewahrt und jedem entgegengesetzten Gedanken den Eingang in das Herz versperrt. Jede feiner organisierte Seele wird bei einem Weibe im vollkommensten Sinne des Wortes diese Eigenschaft fordern, deren Mangel schwerlich durch andere vortreffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens ganz aufgewogen wird.

War je eine Frau, deren unweibliche Grundsätze man über andere hervorstechende Eigenschaften, oder auch über die Art, mit der sie von jener Maxime Gebrauch machte, vielleicht ganz vergißt, so war es Frau von Warens; sie, in deren Herzen nichts von jenen Trugschlüssen ihres Kopfes lag, die, bei wahrhaft zärtlichen und freundschaftlichen Gesinnungen, wenig Sinnlichkeit besaß, und die von dem Gesetz der Enhaltsamkeit nur Ausnahmen machte, um die Freundschaft zu beglücken! Von ihr kann man wohl mit Rousseau sagen: Wenn Sokrates eine Aspasia schätzen konnte, so würde er Frau von Warens verehrt haben!



Frau von Warens und Rousseau
Nach der Lithographie von Gavarni

Häuslicher Verdruß, welcher unstreitig eine Folge der von Tavel eingeflößten Grundsätze war, bestimmte Frau von Warens zu dem unweisen Entschluß, ihren Gatten, ihre Familie, ihr Vaterland, ihr ansehnliches Vermögen zu verlassen und sich dem Schutz des Königs Viktor Amadeus von Sardinien, der damals zu Evian in Savoyen war, zu übergeben. Sie kam im Juli 1726 an. Der König, welcher den eifrigen Katholiken machte, nahm sie in seinen Schutz und verwilligte ihr ein Jahrgeld von 1500 Piemontesischen Livres. Da man glaubte, er sei in sie verliebt, so ward sie, und zwar mit einer starken Bedeckung, weil die Einwohner von Vevay sie mit bewaffneter Hand wieder zu entführen drohten, nach Annecy gebracht. Sie erhielt hier im Kloster der Heimsuchung Unterricht in der Religion, die sie anzunehmen im Begriff stand, und im September dieses Jahres erfolgte die feierliche Abschwörung, bei welcher Gelegenheit Herr von Bernex, Bischof von Genf, eine rührende Rede hielt.*)

Unzufriedenheit mit ihrem Geschick und Verzweiflung führten sie vermutlich in den Schoos der katholischen Kirche,

*) Die Bekehrungsgeschichte der Frau von Warens steht teils in den Bekenntnissen, teils ausführlicher in Rousseaus Mémoire a. M. Boudet Antonin T. 26 p. 212 ff. Genf. Ausg. Wo beide Erzählungen von einander abweichen, habe ich jenen früheren Aufsatz, der noch bei Lebzeiten der Frau von Warens, folglich mit mehr Schonung, geschrieben ist, verlassen. So erzählt Rousseau in dem Mémoire, Frau von Warens sei mit mehreren Personen vom Stande aus dem Lande Vaud blos aus Neugier nach Evian gekommen, um den Hof zu sehen. Sie sei aber durch eine Rede des Herrn von Bernex dort so gerührt und erschüttert worden, daß man diesen Augenblick als die Epoche ihrer Bekehrung habe ansehen können, wozu sie durch die persönlichen Unterredungen mit dem Bischof vollends bestimmt worden. Es kam nämlich in dem Aufsatze darauf an, dem verstorbenen Bischof ein Verdienst beizulegen, das in der Wagschale seiner Tugenden vielleicht das Übergewicht zu seiner Heiligsprechung ausmachen sollte. Von der Sage, daß der König sich in Frau von Warens verliebt habe, schweigt der Aufsatz ebenfalls.



und die Sehnsucht nach Ruhe aus dem Sturm des Lebens in den Hafen der klösterlichen Einsamkeit. Sie täuschte sich, wenn sie hier Erfüllung dieser Wünsche erhoffte. Das gezwungne und einförmige Leben der Nonnen und der Geist der Intrigue innerhalb der Klosterzellen verleideten ihr bald diesen Aufenthalt; ihr tätiger und unruhiger Geist suchte mannigfaltige und abwechselnde Beschäftigung nach freier Wahl. Sie vertauschte daher den Klosteraufenthalt mit einer Wohnung in der Stadt, wo sie mehr nach ihrem Geschmack leben und ihren Lieblingsneigungen nachhängen konnte. Ihr Geist, reich an Projekten, fand immer Menschen, welche ihre Ideen begünstigten und ihr zur Ausführung derselben die Hände boten; ihre Wohltätigkeit führte ihr häufig Hülfsbedürftige zu; beide Gattungen von Menschen mißbrauchten oft die Gutwilligkeit und Milde dieser Dame.

Sie war aufrichtig dem Glauben, den sie angenommen hatte, zugetan, ob sie gleich nicht alle die kleinen Übungen der Andacht ängstlich mitmachte. Ihr eigenes Religionssystem wurde so gut als möglich dem Glauben der Kirche angepaßt. Sie nahm alle Lehren derselben an, aber sie dachte etwas anderes dabei. Die sanfte Warens, welche selbst gegen Jedermann liebreich und zum Verzeihen geneigt war, konnte sich auch nur einen gnädigen, nicht einen zürnenden Gott denken. Alle Stellen der Schrift über ewige Strafen schienen ihr blos drohend oder figürlich genommen werden zu müssen. Ohne eine Hölle zu glauben, nahm sie einen Reinigungsort für die Bösen an. Der Tod Jesu war ihr das Beispiel einer wahrhaft göttlichen Liebe, um die Menschen dadurch zu lehren, Gott und sich untereinander zu lieben. Ihr ganzes System war aus sehr widersprechenden Begriffen zusammengesetzt; ein Teil war sehr vernünftig, andre sehr töricht; Vorstellungen, ihrem Charakter angemessen; Vorurteile beigemischt aus ihrer

Erziehung. In gleichgültigen Dingen, wie im Fasten, machte sie die Gebräuche der Kirche ohne Bedenken und ohne Widerspruch mit. Gläubige und fromme Weiber, welche dabei aber über die Angelegenheiten der Religion nachdenken, pflegen überall ihre Vorstellungen, wenn sie auch unter sich und mit dem Symbol der Kirche in Widerspruch stehen, so scharfsinnig mit dem kirchlichen Lehrbegriff zu amalgamieren, daß sie sich selbst über ihre Abweichungen täuschen und oft sogar gegen Ketzereien andrer in Eifer geraten.

Herr von Pontverre hatte Rousseau blos die fromme und andächtige Warens geschildert. Diese Eigenschaften waren nicht hinreichend, ihm für sie im voraus ein günstiges Vorurteil einzuflößen. Er wußte vielleicht nicht, daß Andacht und Zärtlichkeit sehr gut sich mit einander vertragen. Desto mehr wurde er von ihrem ersten Anblick, von ihrer ersten freundlichen Unterredung mit ihm überrascht.

Es war am Palmsonntag 1728, als Rousseau in Annecy ankam.*) Weil er sich scheute, sein Anliegen persönlich zu eröffnen, so hatte er einen zierlichen Brief geschrieben, den er, nebst dem beigeschlossenen Empfehlungsschreiben des Herrn Pontverre, übergeben wollte. Frau von Warens war eben durch eine Hinterpforte aus ihrem Hause nach der Kirche der Franziskaner gegangen. Rousseau erreichte sie noch unterwegs und überreichte sein Anbringen schriftlich mit zitternder Hand. Wie groß war sein Erstaunen, als er, statt einer alten, grämlichen Betschwester, ein junges Weib voll Schönheit und Grazie fand, die seinen Brief mit einer liebreichen Miene empfing, Herrn

*) Wenn Rousseau in den Bekenntnissen sagt, Frau von Warens sei damals schon sechs Jahre in Annecy gewesen, so muß ihn sein Gedächtnis irre geführt haben: denn, nach dem oben angeführten Mémoire a M. Boudet, kam sie im Jahre 1726 nach Annecy, war also zwei Jahre daselbst, als Rousseau sie kennen lernte.



Pontverre's Brief bloß flüchtig überblickte, den seinigen aufmerksam durchlas, und ihm hierauf in einem Ton, der ihn mit freudigem Schauer durchdrang, sagte: „Ei, mein Kind, du durchstreifst ja schon sehr jung das Land: es ist wahrhaftig um dich schade. Erwarte mich zu Hause, setzte sie hinzu, und laß dir ein Frühstück geben. Nach der Messe will ich weiter mit dir sprechen“. Entzückt von dem Andenken an jene Szene, die Rousseaus Erwartung so ganz übertraf, und an alles das, was ihm Frau von Warens in der Folge ward, sagt er mit einer liebenswürdigen Schwärmerei: „Ich erinnere mich jener Stelle: ich habe sie seitdem oft mit meinen Tränen benetzt, mit meinen Küssen bedeckt. Daß ich diese glückliche Stelle nicht mit einem goldnen Geländer einfassen, ihr nicht die Huldigungen der ganzen Welt verschaffen kann! Wer die Denkmale des menschlichen Heils ehrt, dürfte sich ihm nicht anders, als auf den Knien nahen.“

Um mit Bequemlichkeit darüber sprechen zu können, was mit dem kleinen Abenteurer anzufangen, behielt Frau v. Warens ihn zu Tische. Rousseau, der sonst einen sehr gesunden Appetit hatte, war jetzt zu sehr mit Empfindungen einer ganz neuen Art beschäftigt, als daß er eines andern Gedankens oder einer andern Verrichtung fähig gewesen wäre. Sie war begierig, seine kleine Geschichte ausführlich zu hören, und er erzählte sie mit einem Feuer, das nur immer zunahm, je mehr sie ihm ihr Mitleid und ihre Teilnahme zu erkennen gab. Die Klugheit erlaubte es ihr nicht, ihm zuzureden, daß er nach Genf zurückgehen möchte: aber der rührende Ton, in welchem sie von dem Kummer, den sein Vater haben würde, sprach, verriet ihre wahren Gesinnungen. Ihre überredenden Worte trafen sein Herz, aber, anstatt ihn zur Rückkehr zu vermögen, fühlte er sich unfähig, sich so ganz von ihr zu trennen, wie es geschehen sein würde, wäre er wieder zu den Seinigen gegangen.

Da sie seinen festen Entschluß sah, sagte sie mit einem mitleidsvollen Blick: „So geh denn, armer Kleiner, wohin dich Gott ruft; aber, wenn du groß sein wirst, dann wirst du dich meiner erinnern“. Ein Fabrikant, der Frau von Warens zur Ausführung eines kostspieligen Projekts bewogen hatte, tat den Vorschlag, Rousseau nach Turin in das Unterrichtshaus der Katechumenen zu schicken, wo er so lange seine geistliche und leibliche Nahrung finden würde, bis er, aufgenommen in den Schoß der Kirche, durch die Mildtätigkeit guter Seelen einen ihm angemessenen Platz erhalte. Der Vorschlag ward angenommen: der Bischof von Bernex gab das Reisegeld her, welches Frau von Warens Rousseaus Begleitern, dem Fabrikanten und dessen Frau anvertraute, indem sie dem kleinen Reisenden noch insgeheim eine kleine Summe gab, die sie mit weitläufigen Verhaltungsvorschriften begleitete.

Merkwürdig ist es bei Rousseaus erster Bekanntschaft mit dieser Frau, daß der schüchterne Jüngling sogleich mit ihrem ersten liebevollen Blick, mit ihrem ersten liebreichen Wort, ein solches Vertrauen zu ihr faßte, das ihm alle Besorgnis benahm. Er empfand von dem ersten Tag an für sie eine zärtliche Anhänglichkeit, die, nicht ohne Verlangen, aber frei von Unruhe und heftiger Leidenschaft war. Frau von Warens war eine von den Personen, die auch dem Furchtsamsten alle Furcht zu benehmen, und dem Mißtrauischsten Zutrauen einzuflößen wissen, eine Person, die man nur kennen durfte, um sie liebenswürdig zu finden und Liebe für sie zu fühlen.

Daß Rousseau unter diesen Umständen ohne vieles Widerstreben sich dem, was über ihn beschlossen war, willig unterwarf, würde ein Rätsel sein, wenn er nicht auch in der Entfernung mit Frau von Warens in Verbindung zu bleiben und in Turin unter ihrer Leitung zu leben geglaubt hätte. Die Vorstellung einer großen Reise in einem schönen Lande

schmeichelte noch dazu seiner Phantasie. Voll froher und heitrer Empfindungen trat er seine Reise in einem Alter und einem Zustand an, wo die Fülle des Lebens und der Gesundheit die ganze Natur ringsum mit Reizen ausschmückt. Die süße Unruhe des aufblühenden Jünglings durfte nicht mehr nach einem Gegenstand suchen. Er sah sich als das Werk, den Zögling, den Freund, beinahe als den Liebhaber der Frau von Warens an. Ihre verbindlichen Worte, ihre kleinen Schmeicheleien, ihre zärtliche Teilnahme, ihre reizenden Blicke, alles dieses nährte bei ihm die Gedanken, die allen leichtgläubigen Jünglingen unter ähnlichen Umständen eigen sind, daß Frau von Warens ihn liebe! Er bemächtigte sich aller Gegenstände der Natur, die sich ihm unterwegs darboten, um sie mit seinen Phantasien zu durchweben; und eben daher weil er in so reizenden Gegenden, oder, weil er überhaupt für das Landleben geschaffen war, dachte er sich sein künftiges Glück unter dem Bilde einer schönen Landschaft, in welcher er alle Arten von Freuden, auch die Freuden süßer Umarmungen, schmeckte. Stolzere Erwartungen des jugendlichen Ehrgeizes stiegen ihm in den Kopf, so wie er sich der großen Stadt Turin nahte.

Rousseaus Aufenthalt in Italien wird die Fortsetzung der Geschichte seiner Verbindung mit Frau von Warens eine zeitlang unterbrechen: da er aber auch dort unter ihrem Einflusse stand und, nach einigen Abenteuern, wieder zu ihr seine Zuflucht nahm, um ein dauerhafteres und engeres Band mit ihr zu knüpfen, so mögen die bis zu seiner Abreise von Turin folgenden Schilderungen als Episode zu dem Hauptinhalt dieses Abschnitts angesehen werden.

Ich darf hier nicht bei der Geschichte seiner Religionsveränderung verweilen: dies würde zu weit vom Ziele abführen: er brachte zwei Monate im Katechumenhaus zu. Unter

anderen Kandidaten des Unterrichts war ein artiges und anziehendes Mädchen, das ungefähr von Rousseaus Alter sein mochte und ihm oft mit ihren schelmischen Augen begegnete. Dies flößte ihm einiges Verlangen ein, ihre Bekanntschaft zu machen. Sie wurde aber zu sehr bewacht, als daß ihm dieses möglich gewesen wäre. Nachdem er seine väterliche Religion unter manchem Kampf des Gewissens abgeschworen, wurde er mit einem Geschenk von etwas mehr als zwanzig Franken seinem Schicksal überlassen. Weit entfernt, daß er über diesen hülflosen Zustand hätte verzweifeln sollen, fühlte er sich nie freier als jetzt nach einer zweimonatlichen Einsperrung; nie reicher, als mit jener Summe in der Tasche. Er mietete sich bei einem Soldaten für ein geringes Schlafgeld ein, dessen dienstfertige Frau ihm in der Folge von Nutzen war. Bei seiner jetzigen ungebundenen Lebensart irrte er nach Wohlgefallen in und außerhalb der Stadt umher. Besonders stattete er täglich Besuch in der königlichen Messe ab, teils um der reizenden Musik willen, teils um zu sehen, ob sich nicht im königlichen Gefolge eine Prinzessin fände, die seiner Huldigung würdig wäre, und mit welcher er einen Roman anfangen könnte.

Die allmähliche Abnahme seines kleinen Geldvorrats machte ihn diesmal wirklich wegen der Zukunft bekümmert. Nachdem eins seiner in die Luft gebauten Schlösser nach dem andern einstürzte, blieb ihm nichts übrig, als durch die Kunst, von der er in Genf ein wenig begriffen hatte, einigen Erwerb zu suchen. Er bot allenthalben seine Dienste an, aber mit wenig Erfolg. Eines Tages erblickte er in einem Laden eine junge Kaufmannsfrau von so viel Liebreiz und einem so anziehenden Wesen, daß er, ungeachtet seiner Schüchternheit bei den Damen, doch nicht anstand, hineinzugehen und ihr seine kleinen Dienste anzubieten. Die Freundlichkeit, womit sie die

verlangte Erzählung seiner kleinen Geschichte anhörte, ihn bedauerte, ihm Mut einsprach und ihm selbst ein Frühstück holte, schien ihm von guter Vorbedeutung. Sie war mit den Proben seiner Arbeiten zufrieden, noch mehr aber, als er ein wenig mehr Mut bekam, mit seinem Geschwätz. Ihr mitleidsvoller Ton, ihre sanften und schmeichelnden Manieren, ließen ihn nicht lange in Furcht. Ob sie gleich eine zu hübsche Italienerin war, um nicht ein wenig kokett zu sein, so war doch ihr Benehmen so bescheiden und sittsam, daß sie ihn immer, ohne ihn zurück zu weisen, in den Schranken der Ehrfurcht erhielt.

Madme Basile, so hieß diese Frau, hatte einen ältlichen, ziemlich eifersüchtigen Mann, der seine Frau während seiner Handlungsreisen der Obhut eines mürrischen Buchhalters anvertraute. Dieser machte sehr saure Miene dazu, als er den jungen Menschen bei seiner Gebieterin aus und eingehen sah und behandelte ihn mit einer Verachtung, die sie dem grämlichen Alten reichlich vergalt, besonders dadurch, daß sie ihren Liebling in seiner Gegenwart liebkoste. Sie hatte ihm vorgeschlagen, den jungen Rousseau im Buchhalten zu unterrichten; da aber der Buchhalter keine Lust dazu hatte, so blieben Rousseaus kleine Geschäfte, außer dem Grabstichel, auf einige unbedeutende Laden- und Kopistendienste eingeschränkt.

Das Verhältnis, in dem er in diesem Hause stand, ging bald von seiner Seite in Liebe über, deren Feuer aber nur noch im Verborgenen glimmte. Seine Leidenschaft für sie war sehr verschieden von dem, was er für Frau von Warens empfand. Ob er gleich für diese mehr wahrhaft kindliche Ehrfurcht und Verehrung fühlte, so war er doch vertrauter und unbefangener gegen sie, als gegen Frau Basile, gegen die er bei der wärmsten Liebe zurückhaltender und verlegner war. Allein diese Verlegenheit war teils Folge ihres weisen und vorsichtigen



Rousseau und Madame Basile
Nach der Lithographie von Gavarni

Betragens, teils natürliche Äußerung eines Neulings in der Liebe, der aber um so tiefer fühlt, je blöder sein Benehmen und je mehr seine Leidenschaft stumm ist. Daher suchte er ihre einsame Gesellschaft, ohne sie zu benutzen: daher verschlang er ihre Reize und alles, was sie an sich hatte, aber bloß mit versteckten Blicken: daher fühlte er sich oft ihr gegenüber von dem Zwang, den er sich antat, so beklommen und gedrückt, daß er es wenigstens nicht vermeiden konnte, leise zu seufzen. Oft fand eine so stumme Unterhaltung zwischen beiden statt, die kaum durch ein Wort, eine Geberde, einen Blick unterbrochen wurde. Wenn er zu bemerken glaubte, daß sie mit seinen Empfindungen sympathisiere, oder, wenn er wohl gar im Begriff stand, ein Verräter an seinen heimlichen Gefühlen zu werden: vernichtete sie auf einmal seinen süßen Traum, indem sie von einer gleichgültigen Sache in einem ganz ruhigen Ton zu reden anfing!

Ein zärtlicher Auftritt, welcher eines Tages sich ereignete, scheint die Katastrophe des kleinen Romans, ohne ihn zu endigen, beschleunigt zu haben. Rousseau ging der Frau Basile auf ihr Zimmer nach. Sie saß bei ihrer Arbeit, mit dem Rücken nach der Tür gekehrt und hörte vor dem Gerassel der Wagen auf der Straße ihren Zögling nicht herein kommen. Ihr reizender Anzug an diesem Tage erhöhte ihre natürlichen Reize; dies brachte Rousseau außer sich. Da er sich weder gesehen noch gehört glaubte, warf er sich am Eingang des Zimmers auf die Knie, indem er seine Arme mit einer leidenschaftlichen Bewegung nach seiner Gebieterin ausstreckte. Ein Spiegel war sein Verräter. Ohne ein Wort zu reden, drehte sie den Kopf halb nach Rousseau um und machte eine Bewegung, als wenn er sich ihr zu Füßen legen sollte. Vor Freuden schaudern, aufschreien, zu ihren Füßen hinstürzen, war eins: aber über das, was sie ihm geheißen hatte, wagte er auch

nichts weiter. Stumm, unbeweglich, ohne seine Augen einmal gegen sie aufzuschlagen, lag er da. Empfindungen der Freude, der Dankbarkeit, eines dunkeln Verlangens, stürmten in seiner Brust, aber die Furcht zu mißfallen, dämpfte den Ausbruch. Sie schien ihrerseits ebenso verlegen und war vielleicht darüber unruhig, daß sie in der Überraschung einer zärtlichen Empfindung ihm jenes Zeichen gegeben hatte, ohne die Folgen davon zu überdenken. Der Knoten, anstatt natürlich gelöst zu werden, wurde zerschnitten. Man hörte die nahe Küchentür aufgehen. Madame Basile fuhr auf und hieß Rousseau mit lebhafter Stimme und Gebärde aufstehen. Indem er sich eilig aufraffte, ergriff er eine Hand, die sie ihm reichte und drückte zwei feurige Küsse drauf, bei deren letzterem er fühlte, daß ihre reizende Hand sich ein wenig an seine Lippen andrückte.

Die Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, kam von nun an nicht wieder. Sie war sogar zurückhaltender und schien seine Blicke zu vermeiden. Weise genug, die Gefahr dieser Verbindung einzusehen, dachte sie darauf, dem jungen Menschen anderswo sein Unterkommen zu verschaffen. Sie bat bald darauf eine Tischgesellschaft zu sich, bei welcher Gelegenheit sie Rousseau ihrem Beichtvater, einem Jacobiner, vorstellte, der sich für ihn zu interessieren schien und ihn zu sich bat, um weitläufiger mit ihm zu sprechen. Während dieser Mahlzeit kam unvermutet der Herr des Hauses. Er schien durch den Buchhalter bereits von dem neuen Gaste unterrichtet und konnte, trotz aller Gegenvorstellungen, seine üble Laune darüber nicht verbergen. Kaum war man vom Tische aufgestanden, als der Buchhalter Rousseau ankündigte, er habe sogleich das Haus zu verlassen und sich nie darin wieder blicken zu lassen. Er ging, ohne ein Wort zu sagen; es ist ein Zug von wahrer Liebe, die nur den geliebten Gegenstand beglücken möchte, wenn ihm wirklich das nicht so weh tat, daß er

diese liebenswürdige Frau verlassen, als daß er sie den Grobheiten und Mißhandlungen ihres gestrengen Eheherrn überlassen mußte. Er versuchte es, noch einigemale vor dem Hause vorbei zu gehen, um die zu erblicken, die sein Herz so sehr bedauerte, aber, statt ihrer sah er nur ihren Gatten und den alten Buchhalter, dessen bedeutende Drohungen ihn auf immer von diesem Hause zurückschreckten. Da Rousseau auch den Namen des Jacobiners vergessen hatte, der ihn zu sich eingeladen, so kam er aus aller Verbindung mit Madame Basile, deren reizendes Andenken sogar ihm bald durch andere Begebenheiten geraubt ward.

Dieses Vergessen dauerte bei Rousseau nur eine Zeit lang. Je mehr er die Welt und die Weiber kennen lernte, desto teurer und unvergeßlicher ward ihm das Andenken an die kurzen, aber kostbaren Augenblicke, in welchen er die süßesten Erstlinge der reinsten Liebe genossen hatte. Die schuldlose und schüchterne erste Liebe des ungeweihten Jünglings gegen ein unschuldiges Weib wird durch die zärtlichste Verbindung des Mannes nicht aufgewogen. Seine Liebe für Madame Basile war freilich nicht die höhere und veredelte; zärtliche Triebe eines schmachtenden Jünglings, über deren Beschaffenheit er sich selbst noch nicht Rechenschaft zu geben wußte, machten den Hauptbestandteil derselben aus. Sie war ein tugendhaftes, aber zärtliches Weib. Ohne mehr als gemeine Eigenschaften des Geistes zu haben, war sie für die Liebe durch süße Anhänglichkeit nur noch mehr gemacht. Ihr ganzes Verbrechen war, daß sie diese unschuldigen Gefühle nicht erstickte, daß sie zwar behutsam und strenge über die Sitten wachte, aber doch einmal in einem Augenblick der überraschenden Empfindung weiter ging, als sie es selbst wollte, weiter, als es die Klugheit erlaubte. Wessen Gaumen nicht für die feinern Genüsse des Herzens und des Gefühls

abgestumpft ist, dem wird es seine Erfahrung, seine Empfindung oder seine Ahndung sagen, daß Rousseau recht hatte zu behaupten: „Nichts von dem, was ich bei dem Besitz der Weiber empfunden habe, wiegt die zwei Minuten auf, die ich zu den Füßen der Madame Basile zugebracht habe. Nein, kein Genuß ist dem gleich, den eine tugendhafte Frau, die man liebt, gibt; alles ist bei ihr Gunst. Ein kleiner Wink mit dem Finger, eine Hand, leicht gegen meinen Mund gedrückt, waren die einzigen Gunstbezeigungen, die ich je von ihr erhielt, aber das Andenken daran entzückt mich noch."

Da er jetzt wieder ohne Bestimmung umherging, brachte ihm seine Wirtin wenige Tage darauf die Nachricht, eine vornehme Dame wolle ihn sehen. Gleich erwachten wieder seine vorigen Träume von Glück und Größe; indeß schränkte sich diese auf eine bloße Dienerstelle bei der verwitweten Gräfin v. Vercellis ein, bei welcher seine Hauptbeschäftigung war, die Briefe, die sie diktirte, zu schreiben. Rousseau machte von dieser Dame eine Schilderung, die Hochachtung für ihren Charakter einflößen muß. Sie hatte nicht allein viel Geist und Kenntnisse, sondern auch eine große und erhabne Seele. Ein Brustkrebs machte ihr viele Leiden, die sie aber, ohne die geringste Schwäche zu zeigen, mit Standhaftigkeit bis an ihr Ende ertrug. Sie tat dies, ohne den mindesten Zwang und ohne durch einen erkünstelten Heroismus aus der weiblichen Sphäre herauszugehen. Ihre Stärke der Seele ging oft bis zur Trockenheit und Unempfindlichkeit. Sie schien gleichgültig gegen fremde Leiden, vermutlich, weil sie, nach dem Urteile eines berühmten Weltweisen über solche Charaktere, gegen ihre eigenen mit der besonderen Gabe der Geduld und aushaltenden Stärke versehen, dergleichen bei jedem andern auch voraussetzte oder gar forderte. Wenn sie den Unglücklichen Wohltaten erzeigte, so geschah dieses, um etwas an sich

Gutes zu tun, nicht aus wahrhaft mitleidigen Gefühlen. Sie tat wohl, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht.

Sie fragte Rousseau während der drei Monate seines Dienstes bei ihr nach allem; sie mochte gern, daß er ihr die Briefe, welche er an Frau v. Warens schrieb, zeigte und ihr Rechnung von seinen Empfindungen ablegte. Daß sie, ihrem Temperament getreu, ihm nie ein Zeichen von Beifall, Wohlwollen und Zuneigung gab, dies erstickte sein Zutrauen gegen sie. Daß er aber, bei seinen offenherzigen Bekenntnissen, eine gleiche Ergießung ihres Herzens gegen sich erwartete, dies war eine Vermessenheit, die einem sechzehnjährigen Bedienten einer Frau von solchem Stande und solchem Alter nicht geziemte. Ihr kaltes und ernsthaftes Betragen vermehrte seine Zurückhaltung. Seine Antworten waren so schüchtern und so gemein, daß sie von seinen Talenten dadurch einen schlechten Begriff zu bekommen schien und sich zuletzt nur noch über Sachen, die seinen Dienst anbetrafen, mit ihm besprach. Da sie sich ihrem Ende nahte, suchten die Hausleute, welche die Erbschaft nicht mit dem Neuling zu teilen wünschten, Rousseau unter mancherlei Vorwand aus dem unmittelbaren Dienst der Frau v. Vercellis zu entfernen, ob er gleich bis zu ihrem Tod ein Zeuge ihrer Schmerzen und ihrer Seelengröße im Leiden war. Ihr Erbe, der Graf de la Roque, ließ Rousseau dreißig Livres auszahlen und schenkte ihm dazu den neuen Rock, den er in seinem Dienst bekommen hatte.

Ehe Rousseau noch dieses Haus verließ, ereignete sich eine Begebenheit, die zu der Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes einen wichtigen Beitrag liefert. Rousseau ließ sich ein rosenfarbenes Silberband, das der Mademoiselle Pontal, einer Kammerfrau der Frau v. Vercellis, gehörte und wegen seines Alters nicht vermißt zu werden schien, gelüsten, um einem artigen jungen Mädchen, die als Köchin bei Frau

v. Vercellis gedient hatte und ihn durch ihr sanftes und sittsames Wesen einnahm, ein Geschenk damit zu machen. Diese Tat war ein Überbleibsel seines ehemaligen Hangs zu kleinen Diebereien, welches nicht an sich, sondern wegen der Folgen in Betrachtung kommt. Das Band ward vermißt und bei Rousseau gefunden. Man zog ihn darüber zur Rechenschaft, von wem er es bekommen; er verwirrte sich, stammelte und, indem sich seine Gedanken mit dem Mädchen beschäftigten, dem das Band zugedacht war, sagte er errötend, Marion, so hieß sie, habe es ihm geschenkt. Man hatte eine zu gute Meinung von ihr, um nicht darüber zu erstaunen. Um hinter die Wahrheit zu kommen, ließ man auch die Marion vorfordern und vernahm beide in Gegenwart der ganzen Hausgesellschaft und des Grafen de la Roque. Rousseau fühlte bei ihrer Ankunft sein Herz im innersten zerrissen; er hätte sich vor Scham, vor Reue, vor Angst mögen in den Mittelpunkt der Erde verbergen, aber der unerträgliche Gedanke, öffentlich als ein Dieb, ein Lügner, ein Verleumder befunden zu werden, siegte in diesem entsetzlichen Kampf über seine Verlegenheit. Furcht vor Schande machte ihn unverschämt und das Entsetzen gegen das eigne Geständnis seiner Strafbarkeit verstockte seine menschlicheren Empfindungen. Man zeigte der Marion das Band; Rousseau beschuldigte sie keck; bestürzt blieb sie stehen, schwieg und warf einen Blick, fähig Teufel zu entwaffnen, gegen den sich aber sein Herz verhärtete, auf Rousseau. Sie leugnete endlich standhaft; sie bat Rousseau in einem sanften Ton, in sich zu gehen und ein unschuldiges Mädchen, das ihn nie beleidigt, nicht zu entehren; aber er blieb taub gegen ihre Stimme. „O Rousseau, rief sie endlich mit Tränen im Auge aus, ich glaubte, Sie hätten einen guten Charakter. Sie machen mich sehr unglücklich, aber ich möchte nicht an Ihrer Stelle sein.“ Da sie

fortfuhr, sich mit vieler Mäßigung zu verteidigen, Rousseau aber auf seiner Aussage standhaft beharrte, so glaubte man sich außer Stande, etwas Gewisses zu entscheiden, und Graf de la Roque, indem er alle beide aus dem Dienste entließ*), begnügte sich zu sagen, das böse Gewissen des Schuldigen werde den Unschuldigen hinlänglich rächen!

Ein einziges unüberlegtes Wort, mehr in einer ängstlichen Verlegenheit nach einer Auskunft, als aus bösem Herzen ausgesprochen, richtete so vieles Unheil an. Das allgemeine Urteil über die Niederträchtigkeit eines Diebstahls hielt ihn das erste Mal zurück, die Wahrheit zu gestehen und da er einmal sein Verbrechen durch die Anklage einer Unschuldigen verdoppelt hatte, so mußte ihm der Gedanke noch unerträglicher werden, sich dieser doppelten Missetat schuldig zu geben. Die Verwirrung seines Kopfes und Herzens war zu groß, als daß er der Vernunft hätte damals Raum geben können. Hat man aber einmal den Weg der Unvernunft betreten, so ist es schwer, sehr schwer, die Schritte des verblendeten Wanderers vom Abgrund zurück zu ziehen**). Hätte indeß der Graf Roque es nicht zu dem feierlichen Verhör in Gegenwart vieler Zeugen kommen lassen, hätte er Rousseau allein ernstliche Vorstellungen getan, Rousseaus Phantasie wäre nicht durch so viele und fürchterliche Schreckbilder erhitzt und betäubt worden; er würde zu sich gekommen sein und sein Vergehen bekannt haben! Was man aber auch zu Rousseaus Anklage oder Entschuldigung über diese Tat sagen mag, die große

*) Diese Entlassung darf man nicht, wie allerdings geschehen ist, als eine Strafe ansehen und nachteilige Schlüsse für Marions weiteres Fortkommen daraus ziehen. Der Dienst mußte ohnedies aufhören, da Frau von Vercellis tot war.

**) Vbi semel recto deerratum est, in praeceps pervenitur
Vellejus



Lehre der Moral, die auch sonst Rousseau gepredigt hat, liegt gewiß darin, daß man Lagen vermeiden muß, welche unsere Pflichten in Widerspruch mit unserem Interesse setzen und die uns unser Glück in dem Unglück eines andern zeigen. So aufrichtig die Liebe zur Tugend auch sein mag, so läuft man doch Gefahr, in solchen Lagen früh oder spät seiner Schwachheit zu unterliegen; man wird ungerecht und böse in seinen Handlungen, ohne daß man aufgehört hat, gerecht und gut im Herzen zu sein.

Die bittre Reue über eine schlechte Tat blieb nicht aus. Zwar beunruhigte ihn sein Gewissen weniger, so lange er glücklich lebte, aber im Unglück wachte es desto fürchterlicher auf und raubte ihm den süßesten Trost der verfolgten Unschuld. Der Gedanke, daß er ein schuldloses Geschöpf des Lasters angeklagt, und sie vielleicht durch diese Handlung einem namenlosen Elend preisgegeben habe, störte die Heiterkeit seiner Tage und seine nächtliche Ruhe. Oft glaubte er in schlaflosen Nächten das Opfer seiner Verleumdung vor sich zu sehen, wie sie sein Verbrechen ihm vorhielt. Kurz, seine Einbildungskraft, die mit den Jahren immer melancholischer wurde, dachte sich das Verbrechen und dessen Folgen noch fürchterlicher, als sie wahrscheinlich waren. Seine Vernunft entschuldigte ihn mit seiner Jugend und mit der Vereinigung von unglücklichen Umständen, die sich zu seinem Verderben damals verbanden, aber sein Herz hörte nicht auf, ihn einer Schuld anzuklagen, die sich kein weich geschaffnes Gemüt verzeihen wird.*)

*) Ich brauche kaum an Wielands schätzbare Briefe über J. J. Rousseau, Mariane, und das entwandte Band (kleinere prosaische Schriften 2, n. 3. u. 4.) die in Jedermanns Andenken sind, zu erinnern. Es würde ein großer Trost für Unglückliche sein, wenn ein Jeder auf einen eben so scharfsinnigen und wohlwollenden Verteidiger seines guten Namens rechnen dürfte!

Rousseau hatte jenes glückliche oder unglückliche Temperament, das sich leicht Zerstreuungen überließ und über das Gegenwärtige das Vergangne vergaß. Als er den Umgang der Frau Basile meiden mußte, welcher zärtliche Empfindungen bei ihm unterhalten hatte, vergaß er sie und jene süßen Neigungen bald so sehr, daß ihm artige Weiber fast gleichgiltig waren. Im Hause der Gräfin war Marion der einzige Gegenstand, der ihm eine, wie es scheint. flüchtige Zuneigung einflößte, die sich wahrscheinlich eben so bald wieder verlor. Mit ihr verlor sich aber jene unbestimmte Unruhe des Temperaments nicht, das ihm durch Gesundheit, Jugend und Müßiggang, während er abermals einige Wochen bei seiner alten Wirtin lebte, beschwerlich genug wurde. Er war unruhig, zerstreut, träumend; er fühlte, daß ihm etwas fehle, aber er wußte nicht, was es war. Sein wallendes Blut erfüllte immer seine Phantasie mit Weibern, und er würde sein Leben hingegeben haben, wenn er noch einmal eine Goton hätte finden können! Aber die Zeit der Kinderspiele war vorbei, und jene Schamhaftigkeit des Jünglingsalters, welche geheime Empfindungen nur schwach verbirgt, hatte seine natürliche Schüchternheit gegen das weibliche Geschlecht noch sehr vermehrt. Mit Recht versichert Rousseau, daß ein solcher Zustand sich nicht beschreiben lasse, daß sogar nur Wenige einen Begriff davon haben, weil die Meisten jener so quälenden und doch so wonnevollen Fülle des Lebens zuvorkommen, die in die Trunkenheit des Verlangens einen Vorschmack des Genusses legt. Liebe ohne Schwierigkeit und ohne Kampf verliert ihre größten Reize. Sehnsucht nach dem geliebten Gegenstand, ist der reinste und selbst in seiner Mischung mit Bitterkeit der süßeste Genuß, und der Kampf mit Trieben gibt dem Geist und Herz eine eigne liebenswürdige und zärtliche Stimmung, von welcher nur der nichts weiß, welcher der Natur, ehe sie

Bedürfnisse erregte, zuvoreilte und, ohne Kampf mit der Leidenschaft siegte. Rousseau hatte sein Gefühl und die Erfahrung seines eignen Lebens für sich, wenn er in der Fortsetzung des Emil seinem Zögling den Augenblick des Besitzes seiner Sophie so weit als möglich hinausschiebt, überzeugt, daß in diesem Zustand der Beraubung und des zärtlichen Verlangens ein Genuß von eigner, höherer Art liegt!

Durch die Fürsorge des Grafen la Roque erhielt Rousseau bald hernach Dienste beim Grafen v. Gouvon, Oberstallmeister der Königin, bei welchem er besser als die übrigen Bedienten gehalten wurde. Die wenigen Geschäfte, die man von ihm verlangte, setzten seine Tugend auf eine harte Probe, und der Müßiggang konnte ihn zu Lastern verführen, die er ohne dies nicht würde begangen haben. Hier war es vermutlich, wo sein unruhiges und gereiztes Temperament auf jenen gefährlichen Ausweg verfiel, der seine körperliche Gesundheit zu zerstören drohte. Die Unruhe, welche ihm der erste unwillkürliche Ausbruch der Natur verursachte, war der überzeugendste Beweis für die Unschuld, in der er bisher gelebt hatte; führte ihn aber, nachdem er sich darüber zufrieden gestellt, auf ein Mittel, die Natur zu täuschen, welches die Scham und die Schüchternheit so bequem finden und, das für Menschen von lebhafter Einbildungskraft, die dadurch das ganze Geschlecht zu beherrschen scheinen, so viel Anziehendes hat.*)

Rousseau konnte nicht lange an einem Orte sein, ohne daß ein Gegenstand ihm zärtliche Neigungen einflößte. Diesmal verliebte er sich in ein junges und wohlgebildetes Fräulein v. Breil, die, obgleich eine Brünette, doch in ihren Gesichtszügen jenes sanfte Wesen der Blondinen hatte, dem er niemals widerstehen konnte. Er mochte sie gern sehen, hörte

*) Confess. 1, 210.

sie gern einige Worte reden, welche Geist, Empfindung und Artigkeit verrieten, und beeiferte sich, sie bei Tafel am besten zu bedienen und in ihren Augen die Befehle zu lesen, die sie geben wollte. Rousseau hatte das Mißvergnügen zu sehen, daß sein Eifer für sie von ihr unbemerkt blieb, bis einmal sich eine Gelegenheit ereignete, daß er auf etwas nicht Verbindliches, was ihr Bruder zu ihm sagte, sehr fein antwortete. Dies machte, daß sie einen aufmerksamen Blick auf ihn warf, der ihn entzückte. Noch glücklicher war er des folgenden Tages, als er bei einem großen Gastmal durch eine sehr einsichtsvolle Bemerkung den Beifall der ganzen Gesellschaft erhielt und von Fräulein v. Breil eines zweiten Blicks gewürdigt wurde, der ihn, nebst der allgemeinen Anerkennung seines Talents, außer sich setzte. Kurz darauf bat sie sich von ihm, dem sie noch nie etwas aufgetragen hatte, in einem eben so blöden als leutseligen Ton, ein Glas Wasser aus; aber, da er sich ihr näherte, ergriff ihn ein solches Zittern, daß er das Wasser, teils über den Teller, teils über sie selbst, goß. Die Frage ihres Bruders, warum er so zittre, setzte Rousseau noch mehr in Verlegenheit und machte, daß das Fräulein bis über die Augen errötete. — Fühlte sie wirklich etwas für Rousseau, was er für sie fühlte: wie wars möglich, daß sie seit diesem glücklichen Augenblick ihn in der Folge ebensowenig zu bemerken schien, als vorher? Er hielt sich öfters in dem Vorzimmer ihrer Mutter auf, wo sie aus und einging, ohne ihm das geringste Zeichen ihrer Aufmerksamkeit zu geben. Vielleicht ließ ihr Stolz nicht zu, eine augenblickliche Empfindung der Zuneigung gegen einen Menschen, der so tief unter ihrem Stande war, zu nähren. Vielleicht suchte sie aber nur eine geheime Neigung unter dem Schein von Gleichgiltigkeit zu verbergen, oder warf aus eben der Ursache keinen Blick auf ihn, aus welcher er kaum ein Auge zu ihr aufzuschlagen wagte.

Sie ließ einst im Vorbeigehen, vielleicht nicht ohne Absicht, ihren Handschuh fallen: er hätte zuspringen und ihn mit seinen Küssen bedecken mögen; allein Furcht hielt ihn zurück, von seiner Stelle sich zu bewegen, und er ließ den Handschuh einen Bedienten aufheben, dem er dieses Glück im Herzen beneidete. Die Frau v. Breil war Rousseau nicht gewogen: da sie ihn einigemale müßig in ihrem Vorzimmer gesehen und gefragt hatte, ob er denn nichts zu tun habe, so entsagte er diesem Aufenthalt. Ob ihm dies gleich anfänglich leid tat, so kamen doch andere Zerstreuungen dazwischen, die ihm die Vereitlung seiner Wünsche bald vergessen ließen. So ging auch dieser Roman, wie es mehrmals Rousseau widerfahren ist, in seinem ersten Entstehen zu Ende.

Rousseau hielt sich für diesen Unfall dadurch schadlos, daß der Graf Gouvon und dessen Sohn, welcher Abt war, seinen Anlagen Gerechtigkeit widerfahren ließen und ihn zu einem geschickten und brauchbaren Geschäftsmann auszubilden suchten. Sie hatten Absichten mit ihm, die seinem Ehrgeiz hätten schmeicheln können. Allein, dieser Zweck erforderte einen zu anhaltenden Fleiß und eine zu lange Abhängigkeit, als daß er sich in diese Ordnung hätte fügen mögen. Seine törichte Phantasie suchte nur das Glück auf dem Weg der Abenteuer und, da er keine Frau in das alles verflochten sah, so schien ihm diese Art, zu etwas zu gelangen, langweilig, mühsam und traurig. Eine Bekanntschaft, die Rousseau mit einem Landsmann, Bâcle, der sein Kamerad in den Lehrjahren gewesen war, erneuerte, verleidete ihm bald noch mehr die ernstlichen und weit aussehenden Pläne seiner Herrschaft. Diesen lustigen Gesellen gewann Rousseau lieb und, da er hörte, Freund Bâcle wolle bald nach Genf zurückkehren, so suchte er wenigstens die Zeit seiner Anwesenheit noch so gut als möglich zu benutzen und kam nie von seiner Seite. Er

zog sich über die Vernachläßigung seines Dienstes und über seine häufige Abwesenheit Verweise zu, die er nicht achtete: man drohte ihm mit dem Abschied; diese Drohung ließ ihn an die Möglichkeit denken, seinen Freund zu begleiten, unterwegs sich ganz den Freuden der Unabhängigkeit und Freundschaft zu überlassen, und am Ziel Frau v. Warens wieder zu finden! Voll von diesen törichten Phantasien betrug er sich so, daß jene Drohung bald in Erfüllung ging, und er mit Trotz ein Haus verließ, das auf seine ganze Dankbarkeit und Ergebenheit Anspruch machen durfte.

Bei dem beständigen Wechsel der Ebbe und Flut in Rousseaus bisherigem Schicksal scheint er selten an seine Wohltäterin in Annecy zurückgedacht zu haben. Je mehr er sich jetzt diesem Ort näherte, desto lebendiger stand ihr Bild vor seiner Seele. In Chambery, wo ihm wohl nichts von den glücklichen Tagen ahndete, die dereinst seiner dort warteten, wurde er zuerst nachdenkend über die Aufnahme, die er in dem Hause der Frau von Warens, das er wie sein väterliches betrachtete, finden würde. Er hatte ihr seinen Eintritt beim Grafen Gouvon mit allen Umständen seiner dortigen Lage gemeldet; sie hatte ihm Glück dazu gewünscht und ihm weise Lehren gegeben, wie er der Güte, die man ihm erzeigt habe, entsprechen müsse. Sie hielt sein Glück für gegründet, wenn er es nicht durch eigne Schuld zerstörte. Er fürchtete ihr durch seine Ankunft Kummer zu machen und sich Vorwürfe zuzuziehen, die ihm härter als das Unglück selbst waren. Er entschloß sich, alles geduldig zu ertragen und alles anzuwenden, sie zu besänftigen. Ihre Gunst verloren zu haben und noch leben zu müssen, dies dünkte ihm eine Unmöglichkeit. Von Furcht und Hoffnung hin und hergerissen, kam er in Annecy an. Sein Herz schlug als er sich dem Hause der Frau von Warens näherte: die Beine zitterten, die Augen waren wie

mit einem Schleier bedeckt; er sah, er hörte nichts, er würde niemand erkannt haben; er mußte sich mehrmals niedersetzen, um Atem zu schöpfen und seiner Sinne wieder mächtig zu werden. Ein Zustand der höchsten Spannung, in dem sich Rousseau mehrmals in seinem Leben befunden hat, wenn eine heftige Leidenschaft sich seiner bemächtigte. Der bloße Gedanke an das nahe Wiedersehen eines Freundes, einer Geliebten konnte seine reizbaren Nerven, und Mark und Bein, bis zur Erschöpfung erschüttern! Die Einbildungskraft, welche das Abwesende und doch so Nahe riesenhaft vergrößerte, übermannte ihn; nur der wirkliche Anblick des erwarteten Gegenstandes in seiner natürlichen Gestalt konnte ihn heilen.

Auch diesmal brachte ihn der erste Blick der Frau von Warens zu sich. Bei dem ersten Laut ihrer Stimme warf er sich voll Entzücken zu ihren Füßen und drückte seinen Mund in dem ersten Ausbruch der lebhaftesten Freude auf ihre Hand. Sie, sanft und mild wie sie war, drückte weder Erstaunen noch Unwillen über seine Zurückkunft aus. Armer Kleiner, sagte sie in einem schmeichelnden Ton, bist du also wieder da! Ich wußte wohl, daß du zu jung für diese Reise wärest, und ich bin froh, daß sie wenigstens nicht so übel ausgefallen ist, als ich fürchtete! Rousseau mußte ihr seinen Lebenslauf in Italien erzählen, welches er auch treulich tat. Einige Artikel verschwieg er; man kann erraten, welche. Daß er der Frau von Warens nie die Geschichte des entwendeten Bandes entdeckt hat, sagt er selbst einmal; er konnte nichts weiter über sich erlangen, als ihr zu bekennen, daß sein Gewissen von einer sehr ungerechten Handlung bedrückt werde. Überdies scheint es nicht, daß Rousseau so aufrichtig gewesen, Frau von Warens mit den kleinen Romanen zu unterhalten, die er in Italien gespielt hatte: vielleicht sagte ihm ein dunkles Gefühl, daß er nicht recht daran getan habe, zärtliche Empfindungen, die er

der Frau von Warens schuldig war, mit andern Weibern zu teilen: vielleicht fürchtete er durch diese Geständnisse eine Abnahme ihrer Zuneigung gegen sich, da er nicht ganz mehr so unbefangnen Sinnes von dieser Reise zurück kam. Ihr eignes, lange fortgesetztes Betragen gegen Rousseau verrät nur zu sehr, daß sie ihn in jedem Betracht noch für ein Kind hielt!

Frau von Warens, eine Frau von freier Denkungsart, gab dem kleinen Flüchtling eine Wohnung in ihrem Hause, unbekümmert, was die Leute darüber denken oder sagen möchten. Man kann sich Rousseaus Freude vorstellen, da er hörte, daß ihn Frau von Warens nicht verlassen wolle und, da sein Reisegepäck in ein für ihn bestimmtes Zimmer gebracht wurde. Man hatte aus diesem Zimmer die Aussicht auf jene Stelle, wo Rousseaus erste Zusammenkunft mit seiner Wohltäterin war, und jenseits des Baches und der Gärten erblickte man das Feld. Dieses ländliche Zimmer erinnerte ihn an seine Jugendjahre, wo in Bossey seine Fenster ebenfalls ins Grüne gegangen waren: es erinnerte ihn an den ersten Augenblick, dem er sein jetziges Glück verdankte und vermehrte seine Anlage zur Zärtlichkeit.

In einem häuslichen, fast patriarchalischen Zirkel, der aus Frau von Warens und ihren Leuten bestand, ohne Sorgen der Nahrung, in einem scheinbaren Überfluß, der aber weit von Üppigkeit und Schwelgerei entfernt war, im täglichen Umgang mit einer liebenswürdigen Frau, überließ sich Rousseau ganz dem Gefühl des Wohlbehagens, in welches ihn seine glückliche Lage versetzte. Gleich vom ersten Tage an entstand die ungezwungendste Vertraulichkeit unter ihnen. Rousseau hieß der Kleine, und er nannte dagegen Frau von Warens sein Mütterchen, Namen, welche ihrem wechselseitigen Verhältnis völlig angemessen waren und der Einfalt und Herzlichkeit dieser Verbindung entsprachen. Es ist befremdend, daß Rousseau

bloß das erstemal, als er Frau von Warens erblickte, eine wirklich leidenschaftliche Bewegung für sie empfand, welche hernach in eine aus Liebe und Achtung gemischte Empfindung gegen die zärtlichste der Mütter überging; ein Beweis, daß, so reizend auch Frau von Warens war, ihr Betragen doch so wenig von Koketterie hatte, daß sie selbst sinnlichere Triebe in verfeinerte Empfindungen und in herzliche Zuneigung verwandelte. Es ist wahr, daß die Sinne ihr geheimes Spiel mit ihm noch immer trieben,*) aber, wie er versichert, wurde die Natur seiner Liebe dadurch nicht verändert, sondern sie wurde nur noch köstlicher durch einen kleinen Anstrich von Sinnlichkeit, indem die Begriffe von Mutterliebe sich mit der Vorstellung von Schönheit und Jugend vereinigten. Da Frau von Warens nicht auf Rousseaus Eroberung ausging, noch ihn als Liebhaber behandelte, so erlaubte sie sich gegen ihn und verstattete ihm die zärtlichsten Liebkosungen, die sie ohne Bedenken bewilligen konnte, ohne je durch Versagung und Zurückhaltung Begierden und Leidenschaften bei ihm erregen zu wollen. Dieses unbefangene und herzliche Verfahren der Frau von Warens, welches ebenso weit von Sprödigkeit und von den Launen der Liebe, als von leichtfertiger Hingebung entfernt war, brachte in Rousseaus Verbindung mit ihr jenen Zustand eines ruhigen Genusses und das Schweigen aller ungestümen Leidenschaften, welcher allein die Dauer dieser Liebe verbürgen konnte.

Auf Sonderbarkeiten und Ausschweifungen der Phantasie stößt man freilich auch in diesem Zeitraum, obgleich in Rousseaus Lage nichts war, was überspannte Gefühle und

*) Confess. L. 5. T. 2. p. 47 Genf. Je me souviens très-bien, que mes premiers sentimens, sans être plus vifs, étoient plus voluptueux. A Annecy j'étois dans l'ivresse.

idealische Träume hätte erwecken mögen. Am häufigsten war er Extasen ausgesetzt, wenn er sein Mütterchen nicht sah und sich abwesend mit ihr beschäftigte. Oft küßte er in diesem Zustand sein Bette, seine Gardinen, alle Gerätschaften seines Zimmers, weil sie ihr zugehörten, weil ihre schöne Hand sie berührt hatte; sogar auf den Fußboden warf er sich hin, weil ihr Fuß ihn betreten hatte. Dann rührte ihn wieder der Gedanke an sie bis zu Tränen: Wünsche, seiner Verbindung mit ihr eine ewige Dauer zu verschaffen, wechselten mit düstern Vorstellungen von Trennung, wie sie häufig mit zärtlicher Liebe verbunden sind. Dann versetzte er wieder einmal im Geist ihre gemeinschaftliche Hütte in eine glückliche Gegend und schmückte diese Wohnung zweier Liebenden mit allem, was das Herz erfreuen kann, aus, ohne an die Freuden der Sinne zu denken. Selbst die Gegenwart seiner Freundin, welche sonst der Phantasie ihre Kraft benimmt, schützte ihn nicht immer vor ähnlichen Torheiten. Rousseau hat ein Beispiel für hinreichend gehalten, dieses zu beglaubigen. Als Frau v. Warens eines Tages eben einen Bissen in den Mund genommen hatte, rief er ihr eilig zu, er habe ein Haar darin gesehen. Sie warf den Bissen auf den Teller und er — verschluckte ihn. Was vermag die Liebe nicht! Weit entfernt, diese Erscheinungen durchaus für Folgen sinnlicher Leidenschaft zu halten, sehe ich in ihnen nur die Wirkungen einer ungewöhnlichen Empfindsamkeit und einer wunderbar spielenden Einbildungskraft, die sich auch bei einer platonischen Liebe auf diese Art äußern kann. Ich trage daher kein Bedenken, Rousseaus eigenes Urteil über seine Verbindung mit Frau von Warens mir zu eigen zu machen. Er sah, dies sind seine Worte, immer in ihr eine zärtliche Mutter, eine geliebte Schwester, eine treffliche Freundin und nichts weiter. Ihr Bild, seinem Herzen immer gegenwärtig, ließ kein andres auf-

kommen; sie war für ihn die einzige Frau in der Welt und, indem die äußerst sanften Gefühle, welche sie ihm einflößte, seine Sinne nicht für andere erwachen ließen, dienten sie ihm zugleich zum Schutz gegen seine Freundin und gegen ihr ganzes Geschlecht. Er war tugendhaft, weil er liebte. Es versteht sich, daß dieses Urteil nur von der Zeit gilt, von welcher hier geredet wird. Es kam eine Zeit, wo auch andere Weiber wenigstens einen flüchtigen Eindruck auf seine Sinne und sein Herz machten, wo er Frau v. Warens noch in einem anderen Sinn als jetzt liebte und auch ihr, dem Weibe seines Herzens, einmal untreu wurde!

Rousseaus Lebensart bei Frau v. Warens war sehr eingezogen und häuslich, obgleich es ihr nicht an Mannigfaltigkeit und Abwechslung fehlte. Das ganz natürliche und anspruchslose Benehmen seines Mütterchens machte ihre Gesellschaft nie für Rousseau lästig, dem Anstrengung und Zwang in gesellschaftlichen Zirkeln unerträglich war. Ihre wechselseitigen Unterhaltungen bestanden in einem unversiegbaren Geschwätz, dessen Gegenstände bald die Projekte der Frau v. Warens, bald Rousseaus Schicksale, bald wissenschaftlich und andrer Art waren. Diese Redseligkeit erschöpfte sich nie; sie konnte blos durch überlästige Besucher, dergleichen keine Seltenheit bei Frau v. Warens waren, in ihrem Strom gehemmt werden. Rousseau, eifersüchtig auf die einsamen Unterhaltungen mit dieser Frau, verwünschte im Herzen diese Störer seines Glücks. Womöglich zog er sich mit einer finstern Miene zurück, um im Vorzimmer ungeduldig des Augenblicks zu warten, wo jene abtreten würden. Wurde er gar dazu verdammt, die Fremden zu unterhalten, so konnte er seinen Unwillen nicht verbergen und Frau v. Warens machte sich daher öfters den Spaß, um Rousseau recht böse zu sehen, die Besuchenden ungewöhnlich lange aufzuhalten.

Frau v. Warens wußte ihren Kleinen immer in ihre Projekte und Geschäfte hineinzuziehen. Bald hatte er ihre Pläne in Ordnung zu bringen, bald Rechnungen und Rezepte ins Reine zu schreiben, bald Kräuter zu lesen, Species zu stoßen und den Destillirofen zu besorgen. Wenn er nichts von alledem auch mit Vorliebe tat, so geschah es doch aus Liebe und Teilnahme an den Angelegenheiten seines Mütterchens. Seine Abneigung gegen die Arzneikunde, die in der Geschichte von Rousseaus paradoxen Meinungen einen Platz einnimmt, gab zu manchen lustigen Auftritten Anlaß, indem Frau v. Warens ihn zwang, trotz allen Widerstrebens und Gesichterschneidens die häßlichsten Arzneien, die sie ihm darreichte, zu kosten.

Einen Teil seiner Zeit brachte Rousseau mit dem Lesen geistreicher Schriften zu, die er bei Frau v. Warens vorfand und über die er dann mit ihr plauderte. Es machte ihm besonderes Vergnügen, ihr bisweilen Bücher vorzulesen. Da sie Rousseaus chimärische Begriffe kannte, so suchte sie ihn durch ihre reifere Welt- und Menschenkenntnis und durch ihre gemachten Erfahrungen davon zurückzubringen. Sie las deshalb La Bruyère's Charakterschilderungen mit ihm, an welche sie vermutlich ihre Unterredungen über diese Gegenstände anreihte. Auch auf die Musik verwendete Rousseau einige Stunden unter Anleitung seines Mütterchens. Sie hatte Stimme, sang ziemlich und spielte ein wenig das Clavecin. Sie gab ihm Anweisung im Singen, worin er noch sehr weit zurück war.

Projekte über sein künftiges Fortkommen, die Frau von Warens öfters schmiedete, waren nicht gänzlich nach seinem Geschmack. Er hätte sich viel lieber aller Ansprüche auf Glück und Ruhm in der großen Welt begeben, um nur als ein geliebtes Kind des Hauses seine Tage in dem Schoße häuslicher Glückseligkeit zu verleben. Sie fühlte es aber wohl, daß er

nicht immer in dieser Lage bleiben dürfe, wenn seine Talente ausgebildet und er ein brauchbarer und tätiger Mann werden sollte. Unter Scherzen studierte sie seine Neigungen, seine kleinen Talente, seinen Geschmack aus, um darnach ihre Maßregeln zu nehmen. Ein Verwandter der Frau von Warens, Herr v. Aubonne, hielt sich einige Zeit in Annecy auf und verliebte sich, aber mit unglücklichem Erfolg, in die Frau Intendantin M . . ., eine sehr liebenswürdige Person, ganz nach Rousseaus Geschmack, die einzige, die er mit Vergnügen bei Frau von Warens sah. Dieser Mann erbot sich, Rousseaus Fähigkeiten zu prüfen und, wenn er Talente in ihm bemerken würde, ihn irgendwo anzubringen. Ohne Rousseau davon zu unterrichten, schickte sie ihn einige Morgen mit Aufträgen zu ihm. Herr von Aubonne wußte unvermerkt und wie im Scherz, den Gang des Gesprächs so zu leiten, daß von allen Arten von Gegenständen gesprochen wurde, nachdem er Rousseau durch sein trauliches Betragen dreist gemacht und gewonnen hatte. Das Resultat seiner Bemerkungen über ihn, das er der Frau von Warens mitteilte, war, daß Rousseau ein Knabe von wenig Geist ohne Ideen, beinahe ohne Erfahrung, und in aller Rücksicht so beschränkt wäre, daß er höchstens auf eine Landpredigerstelle Anspruch machen dürfte. Rousseaus langsamer Kopf, in dem sich bei der lebhaftesten und feurigsten Einbildungskraft, die Begriffe sehr spät entwickelten, schien dieses absprechende Urteil zu rechtfertigen. Da man ihn blos zum Predigerstande Fähigkeiten zutraute, so machte Frau von Warens Anstalten, ihm die nötigen Vorkenntnisse, besonders auch Unterricht im Lateinischen, beibringen zu lassen. Sie sprach darüber mit einem geistreichen Lazaristen, Herrn Gros, der bei Frau von Warens wohl gelitten war, und der sich gern zur Ausführung ihres Projektes verstand. Der Bischof v. Bernex gab seine Einwilligung, daß Rousseau im Semina-

rium aufgenommen würde und erbot sich selbst, das Kostgeld zu bezahlen. Aber, welch ein Abstand war diese traurige Wohnung für den verwöhnten Jüngling, der aus dem Hause einer liebenswürdigen Frau kam! Er machte sehr geringe Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften und erhielt das nicht sehr rühmliche Zeugnis, daß er nicht zu einem Prediger tauge, ob er gleich sonst ein guter Junge ohne Laster sei. Auf dieses letztere Zeugnis seiner sittlichen Aufführung, und vermutlich noch mehr, weil ihr Herz für ihn sprach, fuhr sie dem ungeachtet fort, für ihn die nämliche wie vorher zu sein.

Sein Aufenthalt im Seminar war doch nicht ganz für ihn unnütz gewesen. Außer, daß er einen vortrefflichen Mann mehr an dem jungen Abt Gâtier darin hatte kennen lernen, hatte er die Kantaten des Clerambault von Frau von Warens mit sich genommen, um sich darin zu üben. Da Frau von Warens seinen entschiedenen Geschmack für Musik sah, kam sie auf den Einfall, ihn für diese Kunst auszubilden und gab ihn in Kost und Lehre bei einem geschickten Tonkünstler, le Maître, der Frau von Warens öfters besuchte und über ihr kleines Konzert, das sie wöchentlich gab, die Aufsicht führte. Er brachte den Winter vom Jahre 1729—30 bei ihm zu; Liebhaberei für Musik, Abwechselung, eine bestimmtere Tätigkeit und die nahe Nachbarschaft der Frau von Warens, bei der er manchen Abend mit seinem Lehrherrn zubrachte, machten ihm den Aufenthalt bei le Maître reizend, und das Andenken daran unvergeßlich. Bei dem besten Willen gelang es ihm doch nicht, in der Tonkunst sich zu vervollkommnen. Die Anhänglichkeit an Frau von Warens schien alle andern Fähigkeiten verschlungen zu haben, und es mochte nun Folge der Abwesenheit von seiner Freundin, oder ein, ich weiß nicht was sein, er war zerstreut, träumte und seufzte! Eine neue Bekanntschaft schüttelte ihn aus diesem träumenden Zustand auf.

Ein junger Musiker, der sich Venture de Villeneuve nannte, kam nach Annecy und machte mit le Maître Bekanntschaft. Er war einer von den liebenswürdigen Wüstlingen, der durch seine Talente, seinen Geschmack und sein einschmeichelndes Wesen einen unerfahrenen Jüngling, wie Rousseau leicht betören konnte. Rousseau bewunderte wie Göttersprüche alles, was er sagte. Daß er die freien und zügellosen Grundsätze seines neuen Freundes nicht annahm, dafür bewahrte ihn sein guter Genius und der Gedanke an sein Mütterchen. Ohne daß er sich durch ein Geständnis seines tugendhaften und innigen Verhältnisses mit Frau von Warens dessen Spöttereien auszusetzen wagte, wünschte er doch, ihn mit Frau von Warens in Bekanntschaft zu bringen. Rousseaus begeisterungsvolle Sprache und le Maîtres Lobeserhebungen bewogen Frau von Warens, seine Bekanntschaft zu machen. Dieser Versuch gelang aber so wenig, daß Venture Frau von Warens für affektiert und sie ihn für frech hielt. Dies hatte aber den guten Erfolg, daß sie Rousseau durch Darstellung der Gefahr, in der er sich mit diesem Menschen befand, ein wenig vorsichtiger und zurückhaltender machte. Bald darauf wurde er ganz von Venture getrennt. Le Maître, über gewisse Beleidigungen der Domherren aufgebracht, beschloß sich dadurch zu rächen, daß er in der Osterwoche, zu einer Zeit, wo man seiner am meisten bedurfte, Annecy insgeheim verließ. Er nahm bei Frau von Warens Abschied und sagte ihr, er wolle sich in Lyon niederlassen. Da sie mit ihren Bewegungsgründen, ihn zurückzuhalten, nichts ausrichtete, so suchte sie seine sichere Flucht zu befördern und bot ihm zu seiner Begleitung ihren Jean Jacques an, teils aus wahrhaftem Wunsche, ihm einen Dienst damit zu leisten, teils um Rousseau auf diese Weise von seinem Kameraden zu entfernen. Er verließ also mit le Maître sein Mütterchen auf einige Zeit: viel-

leicht fühlte er weniger die Schmerzen der Trennung, da diese Reise so unverhofft kam und ihm nicht Zeit zum Nachdenken ließ; die Entfernung selbst mußte für eine Phantasie wie die seinige ihre Reize haben, und das nahe Wiedersehen ein neuer, erhöhter Genuß sein!

Rousseau kam in Lyon mit seinem Meister an, aber er verließ ihn bald auf eine Art, die jeden wohldenkenden Menschenfreund empören muß. Es tut mir weh, diesen Auftritt aus seinen eignen Bekenntnissen hier berühren zu müssen: allein, er ist in den Zusammenhang der Geschichte verwebt, und so darf er wohl angeführt werden. Le Maître war ein guter Mann, der aber die Schwachheit hatte, dem Trunke ergeben zu sein. Er hatte sich dadurch epileptische Zufälle zugezogen, denen er häufig unterworfen war. Zwei Tage nach seiner Ankunft in Lyon überfiel ihn auf der Straße sein Übel, und Rousseau, anstatt ihm selbst hülfreiche Hand zu leisten, rief Leute zu Hülfe, die er beschwor, den Kranken in seinen Gasthof zu bringen, und — verschwand aus Lyon! Es war nicht eine plötzliche Anwandlung eines unüberwindlichen Ekels und Abscheus, die ihn zur Flucht vor einer Entsetzen erregenden Krankheit bewog, sondern die Tat war überlegt und bei einigen Auftritten dieser Art während der Reise beschlossen; nur war die Gelegenheit, bei welcher er sich aus seiner Verlegenheit zu ziehen dachte, nicht vorher zu bestimmen. Es ist wahr, daß die Trunkenheit eins der Laster ist, deren Anblick die Gefühle der Freundschaft, der Achtung, selbst des Mitleids erstickt, und das durch Krankheiten, welche den Körper zerstören, noch häßlicher wird. Allein, die Pflichten der Menschlichkeit fordern auch zur Barmherzigkeit mit solchen Elenden auf, umso viel mehr, wenn sie hülflos und verlassen sind und wenn sie auf unsre Erkenntlichkeit die gerechtesten Ansprüche zu machen haben! Die Entschuldigung, er sei Herrn le Maître

doch auf seiner Flucht nützlich gewesen, er habe ihn von seiner Krankheit nicht heilen können, und er würde durch sein Bleiben den Aufwand des armen Mannes nur vermehrt haben, kann auf keine Weise seine Tat unter den Umständen verzeihlich machen, da le Maître, von körperlicher Schwachheit übermannt, mit lauter Fremden umgeben, blos von ihm Beistand und Unterstützung erwarten durfte. Wer wird es Rousseau nicht gerne glauben, daß ihm das Bekenntnis dieser unedlen Handlung sehr peinlich war; und nur mit dieser peinlichen Empfindung kann ichs entschuldigen, daß er so kurz darüber weggeht!

Sein Entschluß war geschwind gefaßt, nach Annecy zurückzugehen. Die Entfernung ließ ihn fühlen, daß er mit jedem Schritt von Frau von Warens weiter von seinem Glück abkäme, und daß für ihn kein andres Glück als bei ihr sei. Seine Reise war schleunig und sein Kopf zerstreut, oder vielmehr ganz auf einen Gegenstand geheftet. Ungeduldig, sie wieder zu umarmen, kam er in Annecy an und fand sie nicht mehr! Seine Überraschung und sein Schmerz waren groß. Jetzt fühlte er erst ganz sein Unrecht gegen den armen le Maître, um den er das Schicksal, sein Mütterchen nicht wieder zu finden, verdient hatte! Nicht im Augenblick der Tat quält das Bewußtsein einer verwerflichen Handlung die meisten Menschen: erst entfernte, oft zufällige Veranlassungen rufen das bittre Andenken daran in die Seele zurück, und ein zugestoßener Unfall wird durch den Gedanken, daß er mit einer schlechten Handlung in Verbindung stehe und dessen Strafe sei, noch schwerer zu tragen!

Hier folgt abermals ein langer Zwischenakt in Rousseaus Geschichte, in welchem Frau v. Warens nicht vorkommen wird. Sie war indes nach Paris gereist, wie Rousseau vermutet, um ein Jahrgeld beim Hof zu Versailles anzusuchen, da ihr das

ihrige nicht sehr sicher schien. Sie scheint Rousseau keine Nachrichten von sich und ihrer Reise zurückgelassen zu haben, entweder, weil sie ihn nicht so früh wieder in Annecy erwartete, oder, weil er vielleicht nicht so viel damals bei ihr galt, als ihm sein Herz und seine Eitelkeit schmeichelten. Das letztere möchte ich fast aus der langen Ungewißheit schließen, in welcher sie ihn hinsichtlich ihrer Reise ließ. Sein langsamer und ungelehriger Kopf, seine phantastischen Hirngespinste und sein Hang zum weichlichen und anstrengungsfreien Leben konnten das günstige Vorurteil, das sie für ihn gefaßt hatte, zerstört haben, und seine Flatterhaftigkeit konnte sie glauben machen, er werde in der Entfernung sich durch andre Gegenstände zerstreuen lassen, um nie, oder nur, wenn die Not ihn triebe, spät zu ihr zurück zu kehren.

Sie würde nicht ganz unrecht gehabt haben, so von Rousseau zu denken. Obgleich der Nachricht von der Abwesenheit der Frau v. Warens nichts fehlte, um ihn ganz nieder zu schlagen, so erholte er sich doch sehr bald von diesem Unfall und tröstete sich mit der Hoffnung, bald Nachrichten von ihr selbst zu erhalten, die er in Annecy zu erwarten beschloß. Venture war, seines Enthusiasmus ungeachtet, seit seiner Abreise von ihm vergessen worden. Jetzt kam er zu ihm zurück: er fand ihn in einer glänzenderen Lage und von ganz Annecy geliebt und gesucht. Genug, um von neuem Rousseaus Achtung und Bewunderung zu erregen. Er zog zu ihm in seine Wohnung und wurde so sehr von seinen Talenten und Eigenschaften verblendet, daß er, nicht bloß die Warnung der Frau v. Warens, auch sie selbst beinahe vergaß. Auch seine anderen Bekanntschaften vernachläßigte Rousseau größenteils: den Bischof v. Bernex besuchte er nicht, weil er dessen Verweise wegen des heimlichen Abzugs fürchten mußte; die Frau Intendantin würde er gern besucht haben, wenn es

seine Schüchternheit erlaubt hätte. Nur die Nachmittags- und Abendstunden, wo Venture der Gesellschaft und seinem Vergnügen nachging, war Rousseau sich und seiner Einsamkeit überlassen. Er besuchte daher häufig die Kammerfrau der Frau v. Warens, Mademoiselle Merceret, welche zu Hause geblieben war. Sie war eine gute Freiburgerin, nicht schön, aber ganz angenehm; ein wenig älter als Rousseau und verstand auch, wie er, etwas Musik. Diese alte Bekanntschaft brachte ihm eine noch teuerere ins Gedächtnis zurück, die Venture beinahe weggezaubert hatte und um deren willen er auch dem Mädchen gut war. In ihrem Zirkel waren noch viele andere Mädchen von demselben Stande, die Rousseau in Freundschaft nahmen: unter ihnen war eine Mademoiselle Giraud, eine häßliche Genferin, gegen deren Gunstbezeigungen er einen wahren Abscheu hatte. Alle diese Mädchen sahen Rousseau gern in ihrer Mitte, und er gefiel sich auch ganz wohl unter den harmlosen Geschöpfen, welche ihn um die Wette schmeichelten und vorzogen, oder, wie er sich erst später einbildete, insgesamt in ihn verliebt waren. Sonst war Rousseaus Geschmack zu verwöhnt und zu eigen, um durch Kammermädchen, Näherinnen und Krämerstöchter gereizt zu werden. Es mochte nun sein feinerer Sinn fürs Schöne oder die Gewohnheit aus den vornehmeren Häusern, in denen er gelebt hatte, daran schuld sein: seine Phantasie verlangte eine über den Anzug und die ganze Figur verbreitete Grazie und Feinheit, wie sie der Regel nach nur unter den verfeinerten und gebildeten Ständen angetroffen wird. Wer den Grazien geopfert hat, wird mit Rousseau jederzeit die weniger Schöne vorziehen, wenn sie nur in ihrem Anzug, Anstand und in ihrem ganzen Wesen gefällig, einnehmend und reizend ist. Die Schönheit gefällt nur im Bunde mit der Anmut; über die letztere übersieht man leicht den Mangel der ersteren.

Mehr nach seinem Geschmack und nach seinem Herzen war ein kleiner ländlicher Roman, dessen Schilderung in die goldenen Zeiten der Unschuldswelt zurückführt. Wenn ich seine Erzählung mit dem Schmuck, den eine jugendlich schwärmende Phantasie hinein gelegt hat, nachahmen wollte, ich würde selbst einen Roman oder ein Gedicht schreiben. Ein schöner Morgen im angehenden Sommer des Jahres 1730 lockte ihn auf das Feld, um das Schauspiel des Sonnenaufgangs zu sehen. Alles. was die Natur Reizendes in die schönste Jahreszeit gelegt hat, wirkte vereinigt auf Rousseaus entzündbare Einbildungskraft, die gemeiniglich durch solche Veranlassungen zärtlich gestimmt wurde. Überlassen seinen Empfindungen, schlenderte er einem Bach entlang durch ein schattiges Tal, als er auf einmal hinter sich ein Geräusch von Pferden und Weiberstimmen hörte, die seinen Namen aussprachen. Er sah sich um, und fand zwei Mädchen, deren eine er bereits bei Frau v. Warens hatte kennen gelernt, Fräulein v. Graffenried und Mademoiselle Galley, welche mit ihren Pferden nicht über das Wasser zu kommen wußten. Fräulein v. Graffenried war eine liebenswürdige Bernerin, die aus einer ähnlichen Ursache wie Frau v. Warens ihr Vaterland verlassen hatte und jetzt Gesellschafterin der Mademoiselle Galley war, die noch jünger und hübscher und etwas besonders Feines und Reizendes hatte. Beide, zärtliche Freundinnen, wollten nach Toune, einem Landhaus der Mademoiselle Galley, und nahmen ihre Zuflucht zu Rousseau, um ihre Pferde über den Bach zu bringen. Das Romantische, zwei Reiterinnen so unvermutet in diesem einsamen Tale zu finden, gab seiner Einbildungskraft einen neuen Schwung und machte ihn gewiß insgeheim zum Ritter und Beschützer der bedrängten Damen. Er durchwatete den Bach, indem er die Pferde hinüber brachte, und aus Dankbarkeit nötigten sie ihn auf eine sehr freundschaftliche Art, an ihrem ländlichen Vergnügen teilzunehmen.

Mademoiselle Galley hieß ihn, sich auf das Pferd der Fräulein Graffenried schwingen, die er, um nicht herunter zu fallen, fest umarmt hielt. Sein Herz klopfte so stark, daß sie es bemerkte, und erwiederte, auch das ihrige klopfe noch von der Furcht, abgeworfen zu werden! —

Das Vergnügen der kleinen Reise und die Geschwätzigkeit der beiden Mädchen versetzten Rousseau in eine recht fröhliche Laune. Bei der Zubereitung zu dem kleinen ländlichen Mahl in Toune bemerkte man zu spät, daß es an Wein fehle, weil man nicht auf einen männlichen Gast gerechnet hatte. Er sagte ihnen aber, da sie ihm ihren Verdruß darüber zu erkennen gaben, sie brauchten keinen Wein, um ihn trunken zu machen! Ihr einfaches Mittagsmahl wurde auf Bänken und Schemeln in der Küche genossen; ihr Nachtisch bestand aus Kirschen, die sie im Garten unter Bäumen verzehrten, von welchen Rousseau sie den Mädchen zuwarf. Witz und Scherz würzte das Vergnügen. Ihr Vesperbrod war eben so lustig. Kurz, der ganze Tag verstrich unter den natürlichen und einfachen Freuden des Landlebens, deren Genuß nur für reine Herzen gemacht ist, die aber Weltleuten im gewöhnlichen Sinne zu unschuldig sind. Die größte Vertraulichkeit, die sich Rousseau erlaubte, war ein Kuß auf die Hand der Mademoiselle Galley, dessen Wert durch die Umstände erhöht wurde. Er war allein mit ihr; sie schien über sein beklommnes Atmen verlegen. Sein Mund, anstatt Worte zu finden, sprach auf ihrer Hand, die sie sanft zurückzog, indem sie ihn freundlich anblickte. Ihre Freundin kam dazu und endigte diese stumme Szene. Sie mußten eilen, um vor der Nacht wieder nach Hause zu kommen. Der Zug ging in eben der Ordnung zurück, wie er gekommen war, obgleich es Rousseau lieber würde gesehen haben, wenn man ihn der Mademoiselle Galley beigesellt hätte. Man unterhielt sich



Rousseau und Fräulein Galley
Nach der Lithographie von Gavarni

unterwegs über die kostbaren und doch so wohlfeilen Freuden dieses Tages; man beklagte die kurze Dauer desselben, aber man freute sich, das Geheimnis erfunden zu haben, durch klugen und fröhlichen Gebrauch der Zeit seinen Wert und seine Dauer verlängert zu haben. Zwölf Stunden im Genuß gegenseitiger Freundschaft schienen Jahrhunderte der Vertraulichkeit. Man machte Pläne, sich wieder zu sehen und die angefangene Verbindung durch einen Briefwechsel fortzusetzen, zu dessen Unterhändlerin Mademoiselle Giraud von den Mädchen vorgeschlagen wurde. Rousseau durfte sich nicht merken lassen, wie wenig der letzte Vorschlag nach seinem Geschmack war, indem er sich schämte, zu gestehen, wie sehr ihm Mademoiselle Giraud wider seinen Willen zugetan sei. Sie trennten sich beinahe an derselben Stelle, wo sie sich gefunden hatten und, wenn dieser Roman von heute hier gleich sein Ende erreichte und sie sich nie wieder sahen, so genoß Rousseau doch bei dieser ephemerischen Liebe mehr, als der große Haufen bei seiner Art von Genüssen! Die Unschuld der Sitten hat ihre Wollust, deren Genuß nie unterbrochen, nie unschmackhaft wird. Das süße Andenken an jenen Tag war durch keine Nebenempfindung oder Nachreue verbittert: eine so zärtliche und dabei so offene und geheimnislose Liebe konnte, wie Rousseau mit Recht anmerkt, nur unter dreien bestehen; sie würde in der Folge leicht parteiisch geworden sein, da Rousseaus Herz der Mademoiselle Galley den Vorzug gab und dies der Unbefangenheit und Lauterkeit der Empfindungen geschadet haben würde. Auch Greise dürften sich wohl nicht schämen, bei eben so wonnevollen Erinnerungen mit dem fast sechzigjährigen Rousseau auszurufen: Wie gern verweile ich von Zeit zu Zeit bei den reizenden Augenblicken meiner Jugend. Sie waren mir so süß; sie sind so kurz und so selten gewesen, und ich habe sie so wohlfeil genossen! Ihr

bloßes Andenken gibt meinem Herzen eine reine Wollust, deren ich bedarf, um meinen Mut zu beleben und die Unannehmlichkeiten des Restes meiner Jahre zu ertragen!

Rousseaus Empfindungen für Venture wurden sehr durch seine Neigung für jene beiden Mädchen geschwächt. Sie hatten überdieß von Venture mit wenig Achtung gesprochen und schienen sehr unzufrieden, ihn in so schlechten Händen zu wissen. Dies alles brachte ihn in Ansehung seiner Verbindung mit ihm zum vernünftigen Nachdenken. Denselben Abend, als Rousseau von seiner Landpartie zurückkam, machte ihm Venture den Antrag, eine Antwort auf eine gewisse Opernarie für einen Herrn Simon zu verfertigen. Er machte daher in dieser schlaflosen Nacht den ersten Versuch, selbst zu dichten, welchen seine poetische Stimmung und der zärtliche Gegenstand des Gesangs begünstigten.

In den nächsten Tagen versuchte Rousseau öfters vor der Wohnung der Mademoiselle Galley vorbei zu gehen, um sie oder ihre Freundin zu entdecken. Allein, da alle angewandten Bemühungen vergebens waren, nahm er seine Zuflucht zu einem Brief an Fräulein v. Graffenried, weil er nicht das Herz hatte, an ihre Freundin zu schreiben· Mademoiselle Giraud war gutmütig genug, den Brief zu besorgen, und des andern Tages erhielt er durch sie wieder eine Antwort?

Mademoiselle Merceret hoffte eben so lange vergebens auf Nachrichten von Frau v. Warens als Rousseau. Endlich entschloß sie sich, zu ihrem Vater nach Freiburg zurückzukehren. Mademoiselle Giraud, welche einsah, daß sie keine Ansprüche an Rousseau weiter werde machen dürfen, riet ihrer Freundin, in Rousseaus Gesellschaft zu reisen. Der gutmütige Rousseau ließ sich leicht zu diesem Schritt überreden, und der Umstand daß seine Finanzen in schlechten Umständen waren, wurde dadurch gut gemacht, daß sie wie billig ihn frei hielt. Die zu-

vorkommende Gefälligkeit und Aufmerksamkeit, welche Mademoiselle Merceret auf ihrer Reise gegen Rousseau bewies, machte ihn glauben, sie habe vielleicht ernsthaftere Absichten auf ihn. Aus Furchtsamkeit hatte sie immer die Vorsicht, auf der Reise mit Rousseau einerlei Schlafzimmer zu bewohnen; ein Umstand, der bei Rousseaus Blödigkeit und Schüchternheit im Umgang mit Mädchen so wenig zu bedeuten hatte, daß ihm nicht der geringste arge Gedanke darüber in den Sinn kam. In Nion, wo sie durchreisten, besuchte Rousseau seinen Vater, der ihm sehr zärtliche Ermahnungen wegen der Gefahr, in die ihn seine unstete Lebensart stürzen würde, erteilte. Wie Rousseau nachher erfuhr, hatte er eine sehr ungünstige Meinung von seiner Reisegefährtin, deren Reise mit Rousseau freilich einem verliebten Abenteuer ähnlich sah. Gegen das Ende der Reise und noch mehr, nach ihrer Ankunft im väterlichen Hause, betrug sich Mademoiselle Merceret ziemlich kaltsinnig, vielleicht, weil sie jetzt ganz mit neuen Gegenständen beschäftigt war, oder weil sie sich in Absicht ihrer Hoffnungen getäuscht glaubte. Ohne also lange in Freiburg zu verweilen, trennte er sich ohne Tränen von seiner Freundin, wiewohl er selbst nicht recht wußte, wohin er nun gehen sollte. Rousseau glaubte in der Folge, die Vorsehung habe ihm in der Mademoiselle Merceret dasjenige angeboten, wodurch sein Leben hätte sanft und glücklich dahinfließen können. Er hätte sie heiraten und der Kunst ihres Vaters, der ein Musiker war, folgen können. Er würde in Freiburg sein Auskommen gefunden haben und, wenn er große Freuden eingebüßt hätte, so würde er dagegen in Frieden bis zu seinem letzten Stundenschlag gelebt haben! Törichter Wahn, sich zur Vermehrung seiner Pein einzubilden, sein Glück würde in dem bestanden haben, was man ehemals verschmähte!

Rousseau ging nach Lausanne, in der Hoffnung, durch

seine musikalischen Talente den Zustand seiner Finanzen etwas zu verbessern. Er beging die Torheit, nach seinem Vorbilde in Annecy, seinen Namen und Vaterland zu verändern und sich als einen großen Musiker anzukündigen; eine Verwegenheit, für welche er sehr gedemütigt wurde. Er hatte wenig Gelegenheit, durch Unterricht etwas zu verdienen und geriet immer tiefer in Schulden. Das Andenken an sein liebes Mütterchen wurde durch seine kümmerliche Lage, aus der nur sie ihn reißen konnte, und dadurch, daß er sich jetzt in ihrem Vaterland befand, wieder sehr lebhaft. Es ist wahr, daß sie nicht immer das einzige weibliche Wesen war, für das er empfand und lebte: er verliebte sich, zumal in ihrer Abwesenheit, zuweilen in andere, und dachte, von neuen Gegenständen zerstreut, seltener an sie: allein, es ist eben so wahr, daß er, nach einer kürzeren oder längeren Abschweifung seiner Neigungen, immer zu ihr wieder zurückkehrte; daß die anderen seine Zärtlichkeit mehr ihren Reizen und den angenehmen Eigenschaften ihrer Person verdankten, während sich das Interesse des Herzens, Dankbarkeit und die Annehmlichkeit des Lebens bei ihr, wenn ich nicht irre, in seiner Liebe für Frau v. Warens vereinigten, um sie ewig zu machen! Er hatte so lange keine Nachricht von ihr gehabt, aber er glaubte nicht, daß sie ihn vergessen habe, weil er sie nicht vergessen konnte. Der einzige Trost in seiner dürftigen Lage war der, in ihrem Vaterlande zu sein, da herum zu wandeln, wo sie gegangen war, vor den Häusern vorüber zu gehen, in welchen sie vielleicht gewohnt hatte. Er sprach gegen Niemanden von ihr, weil er das Geheimnis seines Herzens verraten und vielleicht Urteile der Einwohner über sie gehört hätte, die sein Herz würden gekränkt haben. So nahe dem Geburtsort seines Mütterchens, konnte er sich nicht enthalten, selbst nach Vevay zu reisen. Der Anblick der Gegenden, des Genfer Sees und seiner reizenden

Ufer,*) war für Rousseau ein um so köstlicheres Schauspiel, da das Andenken an sein Mütterchen, an seinen Vater, an Fräulein Vulson, in dasselbe verwebt war. Alles vereinigte sich, ihn in seine ehemalige melancholisch-süße Stimmung zu versetzen, um sich ganz zärtlichen Schwärmereien hinzugeben und seinen Seufzern und Tränen freien Lauf zu lassen. So oft in seinem leeren Herzen die Sehnsucht nach einem glücklichen Leben erwachte, versetzte ihn in der Folge seine Phantasie ins Ländchen Vaud, in die bezaubernden Gegenden des Sees. Ein treuer Freund, ein liebenswürdiges Weib, eine Kuh, ein kleines Schiffchen und ein Garten am Ufer des Genfer Sees war alles, was sein Ideal eines vollkommnen Glücks enthielt. Kurz, diese Vorliebe verließ ihn nicht und machte auch, daß er die handelnden Personen seiner Heloise in dieses glückliche Ländchen versetzte.

Rousseau hatte während seines Aufenthalts in Lausanne die Freude, von Zeit zu Zeit Nachrichten und Briefe von seinen beiden Freundinnen in Annecy zu erhalten, deren freundschaftliche Teilnahme viel dazu beitrug, ihm sein Schicksal erträglich zu machen. Daß dieser Briefwechsel bald darnach aufhörte, dies war Rousseaus Schuld. Da er seinen Aufenthalt veränderte, so versäumte er, ihnen seine Adresse zu schicken und, durch die Bedrängtheit seines Zustandes gezwungen, nur an sich zu denken, vergaß er leider seine vortrefflichen Freundinnen bald gänzlich. Ein Brief, den Rousseau um diese Zeit an Mademoiselle Galley**) schrieb, der einzige, der von diesem Briefwechsel aufbewahrt worden, verdient seinem Inhalt nach

*) Vgl. Meiners Briefe üb. d. Schweiz 2, 167. 184.

**) Der Name der Person, an welche dieser Brief Oeuvres T. 26. p. 419—23. gerichtet ist, wird zwar nicht angegeben: allein alle Umstände zeigen, daß es keine andere als die genannte sein kann.

mitgeteilt zu werden, obgleich einige Umstände darin nicht ganz deutlich sind. Er schreibt seiner Freundin, er sei sehr gerührt über die Güte, die Frau v. Warens gehabt habe, sich seiner zu erinnern. Diese Nachricht habe ihm einen Trost gegeben, den er nicht mit Worten ausdrücken könne: nichts habe ihm mehr Kummer gemacht, als ihre Mißgunst. Er habe nicht gewußt, wodurch er in ihren Augen strafbar geworden, aber die Furcht, ihr zu mißfallen, habe ihn bisher abgehalten, sich schriftlich bei ihr zu verteidigen, oder wenigstens um Verzeihung zu bitten, wenn sie ihn eines Verbrechens schuldig glaube. Er ersucht seine Freundin, sich für ihn nachdrücklich bei Frau v. Warens zu verwenden und um die Erlaubnis zu bitten, ihr schreiben und sich bei ihr rechtfertigen zu dürfen. Er habe kein Geheimnis für eine Person, der er alles schuldig sei. Er esse keinen Bissen Brot, den er nicht von ihr bekommen; ohne ihre Wohltätigkeit wäre er vielleicht schon vor Hunger gestorben; daß er sich bis jetzt noch erhalten habe, sei bloß durch Hülfe einer Kunst, deren Erlernung er ihr verdanke, geschehen. Er entdeckt der Mademoiselle Galley ferner die mißlichen Umstände seiner ökonomischen Lage, bittet aber, dieses der Frau v. Warens zu verschweigen, weil er den Tod lieber wolle, als daß sie glaube, er leide Mangel. Er dankt seiner Freundin für ihre weisen Ermahnungen; überschickt ihr einige seiner Aufsätze, und erkundigt sich nach Fräulein v. Graffenried, deren Andenken seinem Herzen unvergeßlich sei! — Diesem Briefe zufolge scheint Frau v. Warens von ihrer Pariser Reise nach Annecy zurückgekommen zu sein, um dort etwa ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und alsdann nach Chambery sich zu begeben: ein Umstand, den ich nur damit nicht zu reimen weiß, daß Rousseau, den Bekenntnissen zufolge, noch lange herumzuirren scheint, ohne von seinem Mütterchen und ihrem Aufenthalt gewisse Nachrichten einzuziehen. Worin

das Verbrechen bestanden habe, wegen dessen sie Rousseau in Verdacht hatte, weiß ich eben so wenig: nicht unwahrscheinlich aber ist es, daß ihr le Maître gemeldet, unter was für Umständen ihn Rousseau heimlich verlassen habe; eine Handlung, über welche diese menschenfreundliche Frau zu zürnen Recht hatte.

Verschiedene Abenteuer, die er seit dieser Zeit hatte, übergehe ich; er ging nach Neufchatel, wo er Schüler und so viel Verdienst fand, daß er seine in Lausanne gemachten Schulden abtragen konnte. Er traf mit einem angeblichen Archimandriten von Jerusalem zusammen, den er als Dolmetscher begleitete. Hierauf nahm sich der französische Gesandte in Solothurn seiner an und, da er Lust bezeigte, nach Paris zu reisen, erhielt er Empfehlungsschreiben und Reisegeld. Es gelang ihm nicht, in Paris sein Fortkommen zu finden, ob sich gleich eine Dame, Frau v. Merveilleux, für ihn interessierte. Da er durch ihre Nachforschungen in Erfahrung brachte, daß Frau v. Warens schon einige Monate Paris verlassen habe, um nach Savoyen oder nach Turin zu gehen, so bestimmte ihn diese Nachricht, sie aufzusuchen, wo sie auch sein möchte. In einer sehr hülfsbedürftigen Lage scheint er auf dieser Reise nach Neufchatel zurückgekommen zu sein, wo er länger, als er wünschte, verweilen mußte, weil seine gemachten Schulden ihn verhinderten, mit Ehren weiter zu reisen.*) Die sichersten Nachrichten von Frau v. Warens hoffte er in Lyon bei einem Klosterfräulein du Chatelet, einer Freundin seines Mütterchens, einzuziehen. Er hatte ihre Bekanntschaft vor ein paar Jahren gemacht, als er mit le Maître nach Lyon kam und, trotz dem, was damals vorgefallen, scheute er sich nicht, sich an diesem Orte wieder zu zeigen. Fräulein v. Chatelet hatte Frau v. Warens,

*) Lettre à son père, Oeuvres T. 26. p. 411—16.

da sie durch Lyon gegangen. gesprochen. Da sie aber selbst ungewiß gewesen war, ob sie in Savoyen bleiben, oder ins Piemontesische gehen würde, so erbot sich ihre Freundin, schriftliche Erkundigung über den jetzigen Wohnplatz der Frau v. Warens einzuziehen und schlug Rousseau vor, die Antwort in Lyon abzuwarten. Ob er gleich so sehr von allem entblößt war, daß er öfters die Nächte unter freiem Himmel zubringen mußte, so verhinderte ihn doch sein Ehrgeiz, dem Fräulein ein Geständnis seiner Armut zu machen und dadurch aus dem Stand eines Gesellschafters und Freundes in den eines unglücklichen Bettlers herabzusinken. Endlich erschien die Antwort der Frau von Warens, die sich in Chambery in Savoyen niedergelassen hatte. Sie schickte Rousseau Reisegeld und meldete ihm zugleich, sie habe eine Stelle für ihn ausgefunden, von der sie hoffe, sie werde ihm anstehen und ihn nicht wieder von ihr entfernen. Er mußte noch einige Tage in Lyon verweilen, um die Ausrichtung der Aufträge, die Frau von Warens ihrer Freundin gegeben hatte, abzuwarten. Außer andern Bekanntschaften, die er mit verschiedenen Kostgängerinnen des Klosters in diesen Tagen machte, genoß er mit leichterm Herzen und mit mehr Teilnahme den Umgang seiner interessanten Freundin, mit der er sich öfters am Sprachgitter unterhielt. Was Rousseau bei Frau von Warens und bei andern Frauenzimmern der Art mehrmals erfahren hat, daß die geistreichen und anziehenden Gespräche einer Frau von Verdienst mehr als alle Bücherphilosophie bilden, das fand er auch bei dem Fräulein du Chatelet bewährt. Sie besaß besonders jenen moralischen Beobachtungsgeist, der zur Menschenkenntnis führt, wofür sie Rousseau zuerst wahren Geschmack einflößte, obgleich Frau von Warens durch gemeinschaftliche Lektüre und Unterredungen bereits den Grund zu diesem Geschmack gelegt zu haben scheint. Sie liebte die Romane des le Sage, insonder-

heit den Gil Blas; sie sprach davon mit Rousseau, sie lieh ihm denselben, er las ihn mit Vergnügen, aber, gewöhnt an Romane von starken und erhabenen Empfindungen, gab diese Art von Lektüre seiner Einbildungskraft nicht genug Nahrung.

Der Gedanke, daß Rousseau sein Mütterchen bald wiedersehen sollte, erheiterte freilich sein Gemüt und ließ ihn im voraus das Vergnügen, bei ihr zu leben, schmecken. Allein, da er dieses schon lange erwartet hatte, so war es, als wenn ihm nichts neues begegnet wäre. Die ungewisse Beschaffenheit des Geschäfts, das seiner dort wartete, beunruhigte ihn sogar. Es war im Jahre 1731 oder 1732, als er mit klopfendem Herzen bei Frau von Warens in Chambery ankam. Nach Rousseaus Geschmack wäre wohl ein recht empfindsamer Empfang gewesen; allein dies war nicht in der Art seines Mütterchens. Ohne viele Worte zu machen, nahm sie ihn bei der Hand und stellte ihn dem Generalintendanten, der eben bei ihr war, mit der Anmut, die ihr aller Herzen öffnete, vor: Hier ist der arme junge Mensch, sagte sie, würdigen Sie ihn Ihres Schutzes, so lange er ihn verdienen wird; ich bin nun für sein ganzes Leben außer Sorgen. Als sie hierauf zu Rousseau sagte, er gehöre nun dem Könige an und müsse dem Herrn Intendanten, der ihm Brot gebe, danken, so verstummte er vor Verwunderung, indem er sich im Geist schon in einem hohen Posten erblickte und sich beinahe für einen kleinen Intendanten hielt. Indes war es nur eine temporäre Sekretärstelle bei dem königlichen Steuerregister, die ihm den notdürftigen Unterhalt, aber keine glänzende Laufbahn versprach. Doch schmeichelte es seinem Ehrgeiz, zum erstenmal sein Brot im Dienste des Staates zu verdienen. Rousseau wohnte wieder bei seinem Mütterchen; er vermißte aber gar sehr jene anmutige Wohnung in Annecy. Die jetzige war baufällig und schlecht gelegen;

Frau von Warens hatte sie aus Politik bezogen, um den Generalintendanten, dem das Haus gehörte, zum Freund zu behalten. — War seine bisherige Lebensart unstät und flüchtig gewesen, so wurde die jetzige desto einförmiger. Wenn Einförmigkeit der Lebensart freilich nur Einseitigkeit der Bildung gibt, so scheint es doch, daß Rousseau in diese Schranken auf eine Zeit lang treten mußte, um eine mehr als aus Bruchstücken bestehende wissenschaftliche Ausbildung zu bekommen und für den regelmäßigen Gang des bürgerlichen Lebens vorbereitet zu werden. Die wenigen Stunden, die er von seinen Berufsgeschäften übrig hatte, verflossen in dem Studium der Vorbereitungskenntnisse, die zu seiner Stelle erforderlich waren, sowie in der Gesellschaft seines Mütterchens. Frau von Warens hatte einen sehr verständigen und braven Hausverwalter, Claude Anet, der ihr vorzüglich wegen seiner Einsicht in die Kräuterkunde wert war und ihr ganzes engstes Vertrauen besaß. Wenn je, sagt sein Nebenbuhler selbst, Ergebenheit, Eifer und Treue eine solche Belohnung verdienen können, so gebührte sie ihm und, ein Beweis, daß er derselben würdig war: er machte keinen Mißbrauch davon! Ungeachtet es Rousseau schmerzte, zu erfahren, daß jemand in einer noch größern Vertraulichkeit mit seinem Mütterchen lebe als er, so vermochte ihn doch eben diese Zuneigung der Frau von Warens gegen den treuen Anet, seine Achtung und Neigung für ihn zu verdoppeln, und er sah zu seiner Genugtuung, daß dieser ihm dagegen seine aufrichtige Freundschaft schenkte. Diese wechselseitige Ergebenheit und Zuneigung war das Werk ihrer gemeinschaftlichen Freundin, welche die seltene Kunst besaß, zu machen, daß diejenigen, von welchen sie geliebt wurde, sich unter einander liebten, und daß selbst die Eifersucht der herrschenden Empfindung des Wohlwollens, welches sie einflößte, weichen mußte. Wer da weiß, was für unlautere und lieb-

lose Gesinnungen sich bei der Rivalität in der Liebe entwickeln, welche Schwierigkeiten es hat, es dahin zu bringen, daß sich Nebenbuhler gegenseitig ertragen oder gar lieben, welchen Triumph manches Weib darin setzt, daß sie ihre Anbeter sich wechselsweise verfolgen und aufreiben sieht, der wird finden, daß Rousseau nichts übertrieben hat, wenn er bei dieser Gelegenheit sagt: Wer eine Frau findet, von der er eben dasselbe rühmen kann, der verbinde sich, um der Ruhe seines Lebens willen, mit ihr!

Die Wohnung der Frau von Warens war so enge und so beklommen, daß man öfters sich genötigt sah, im Freien Luft zu schöpfen. Anet kam Rousseaus Wunsche und Geschmacke zuvor, indem er Frau von Warens beredete, einen Garten in der Vorstadt zu mieten, den er zur Anpflanzung von Kräutern zu benutzen gedachte. Rousseau brachte die Stunden, welche er seinen Geschäften abmüßigen konnte, bald mit seiner Hausgesellschaft, bald einsam da zu. Er nahm Bücher mit sich dahin; er putzte das kleine Lusthaus mit Kupferstichen aus, um Frau von Warens, wenn sie dahin kommen würde, zu überraschen. Wenn sie von zudringlicher oder für Rousseau lästiger Gesellschaft umgeben war, flüchtete er in seine Einsiedelei, um sich ungestörter mit ihr im Geist unterhalten zu können. Er machte es beinahe wie die Menschen, welche ihre Gebieterinnen verlassen, um an sie zu schreiben! —

Während dieser Zeit erfüllte ihn eine ehemalige Liebschaft, ich meine die Musik, von neuem mit Begeisterung. Diese war ein Vereinigungspunkt mehr zwischen ihm und Frau von Warens, die mit ihm gemeinschaftlich sang und spielte. Er schlug ihr ein monatliches Konzert in ihrem Hause vor, dergleichen sie schon in Annecy gehabt hatte, und es kam auch wirklich zustande. Pater Caton, ein vortrefflicher Franziskaner,

besuchte diese Konzerte und speiste an dem Abend immer bei Frau von Warens. Eingedenk jener freundschaftlichen Mahle, die durch Witz, Gesang und Scherz gewürzt wurden, ruft Rousseau diesen entflohenen Zeiten nach: Ihr so süßen Augenblicke meiner flüchtigen Jugend, wie lange seid ihr schon verschwunden!

Bald wurde ihm die Musik dermaßen zur Leidenschaft, daß er seiner ohnedies sehr langweiligen und unangenehmen Stelle zu entsagen beschloß, um sich ganz dieser Kunst zu widmen, ein Vorsatz, den er allen Widerstrebens der Frau von Warens ungeachtet, die ihm doch endlich nachgab, durchsetzte. Es ist keine Frage, daß er nicht durch die Eintauschung der göttlichen Tonkunst gegen ein geistloses und mechanisches Geschäft an wahrem Genuß des Lebens gewonnen baben sollte: zu geschweigen, daß ihm der Eifer, mit dem man sich in Chambery um seinen Unterricht in der Musik bewarb, außerordentlich schmeichelte. Er war reichlich beschäftigt und hatte seinen Unterhalt; aber beides auf eine angenehmere Art als bisher. Das einzige, was ihn drückte, war der Zwang, seinen Unterricht zu bestimmten Stunden abhalten zu müssen: ein Gedanke, der ihm selbst die Annehmlichkeiten des Unterrichts, wie gern er ihn auch erteilte, verleiden konnte.

Er bekam eben so schöne als liebenswürdige Schülerinnen, wovon er die vorzüglichsten in den „Bekenntnissen" auszeichnet, um sich wieder in jenes glückliche Alter zu versetzen und die süßen und unschuldigen Augenblicke, die er mit ihnen verlebt, zurückzurufen. Schönheit und Liebenswürdigkeit dieser Mädchen wirkten, vereinigt mit der Kraft der Musik und holder weiblicher Stimmen, auf sein gegen alle zärtlichen und rührenden Eindrücke unverwahrtes Herz. Die erste Stelle gibt er seiner Nachbarin, einem Fräulein v, Mellarede. Sie war eine Brunette, die mit feurigen Augen, einem schönen

Wuchs und einem anziehenden Blick, eine angenehme Lebhaftigkeit voll Grazie und Anstand verband. Er gab ihr des Morgens Stunden und fand sie daher gewöhnlich noch ungeputzt und ohne einen andern Aufsatz, als daß ihre nachlässig aufgenommenen Haare mit einer Blume geschmückt waren. Er ist so ehrlich, zu gestehen, daß er nichts in der Welt so sehr fürchte, als ein artiges Mädchen im Nachtzeug, daß hingegen eine Dame in ihrem vollen Staat einen weit schwächern Eindruck auf ihn mache. Fräulein v. Menthon, eine andere seiner jungen Schülerinnen, sah er immer geputzt. Sie machte durch ihre zierliche Figur, ihr schüchternes Wesen und durch ihre angenehme Stimme, die sie aber kaum zu entwickeln wagte, einen eben so sanften, aber ganz verschiedenen Eindruck als die vorige auf ihn. Eine andere Nachbarin, Fräulein von Challes, war groß und völlig, aber nicht mehr jung. Sie war schön gewesen; jetzt konnte man sie nur noch als ein Muster eines graziösen Wesens, einer sich gleichbleibenden Laune und einer guten Gemütsart anführen. Ihre Schwester, Frau v. Charly, die schönste Frau in ganz Chambery, ließ ihrer Tochter, einer Schönheit, die erst im Aufblühen war, ebenfalls Unterricht von Rousseau erteilen. Eine kleine Französin erscheint noch auf dieser Liste, deren Name Rousseau entfallen ist. Sie hatte einen trägen und schleppenden Ton, in welchem sie aber sehr hüpfende und witzige Dinge sagte, wenn sie sich, was selten geschah, einmal die Mühe gab, ihren Verstand sehen zu lassen. Sie bediente sich dieses Mittels zuweilen, um Rousseau fleißiger zu machen. Seine bürgerlichen Schülerinnen setzt er hinter den Fräuleins und erwähnt nur eine derselben, vermutlich, weil er durch die feinere Lebensart und den gebildeten Geschmack der höheren Stände verwöhnt und auf seinen Beifall bei ihnen stolz, auf bürgerliche Mädchen wenig achtete. Dem ungeachtet hätten ihn beinahe die

schmeichelnden Liebkosungen einer Bürgerin gefangen, deren Tochter er Unterweisung im Singen gab. Das Mädchen war ein wahres Modell zu einer griechischen Bildsäule; sie war aber auch nichts weiter als eine bloße Statue, ohne Leben und Seele. Ihre Kälte und Gefühllosigkeit gingen so weit, daß es gleich unmöglich war, ihr zu gefallen und sie zu erzürnen. Diesen Mangel ersetzte die feurige Lebhaftigkeit der Mutter, welche ohne Unterlaß mit Rousseau beschäftigt war und ihn täglich mit einem Kuß auf den Mund empfing, aus dem sie so wenig ein Hehl machte, daß selbst ihr guter Mann oft Zeuge davon war. Sie stellte so viele Ansprüche an Rousseau, daß er nie an ihr Haus vorbei gehen durfte, ohne hinein zu treten, und sie schien durch ihre mehr als freundschaftliche Teilnahme und Aufmerksamkeit den Kaltsinn ihrer Tochter vergüten zu wollen. Er sah in allem diesem nichts, was ihn hätte beunruhigen können; er erzählte vielmehr seinem Mütterchen mit aller Unbefangenheit die rührenden Freundschaftsbeweise dieser Madame Lard. Frau v. Warens, scharfsinniger, die Absichten dieser Frau zu durchspähen, glaubte, sie möchte Gelegenheit finden, Rousseau aus seiner Unwissenheit zu reißen und sich ihm auf die eine oder die andre Art verständlich zu machen; sie traf daher Anstalten, ihn den Gefahren zu entziehen, denen er durch sein Alter und seine Lage ausgesetzt war.

Einer andern Gefahr entging er durch sich selbst. Die Gräfin v. Menthon, die Mutter einer seiner Schülerinnen, war eine Frau von vielem Geist, die aber allgemein dafür galt, ein böses Herz zu haben, dem sie vorzüglich in Satiren und Sinngedichten auf diejenigen, welche ihr mißfielen, Luft machte. Sie schien sich für Rousseau zu interessieren und bat ihn einigemale zu Tische, wie er meint, nicht sowohl, als ob sie Geschmack an ihm gefunden hätte; denn sie mochte nur von

glänzenden und angesehenen Leuten umgeben sein, sondern weil sie von seinen Talenten für ihre Absichten Gebrauch zu machen hoffte. Da es ihm aber zu sehr an der Gabe, seine Talente geltend zu machen und in Gesellschaft die Rolle eines geistvollen Menschen zu spielen, gebrach, so gab sie ihn bald auf; ein Glück für seinen Charakter, der zu biegsam war, um nicht durch eine engere Verbindung mit einer intriguanten Frau verdorben zu werden.

Welches waren nun die Anstalten, die Frau von Warens traf, um ihren geistlichen Sohn, wie ihn Zimmermann nennt, aus den Gefahren zu ziehen, in welchen er, umgeben von reizenden Mädchen und Weibern, zu schweben schien? Ließ sie es bei einer bloßen Belehrung und Warnung bewenden; suchte sie ihn aus der ganzen Verbindung der Dinge und von ihrem eignen Herzen wegzureißen? Bloßer Unterricht von der süßen Gefahr konnte die großen Dinge nicht tun, ein heißes Temperament gegen die Stürme einer immer neu gereizten Leidenschaft hinlänglich zu schützen. Ihn ganz entfernen wäre ebenso viel gewesen, als ihn gänzlich verlassen und in den Jahren der größten Gefahr der fremden Verführung unbedingt hingeben. Sie mußte den gereizten Sinnen eine andre Leidenschaft für ein Weib entgegen setzen, dessen Besitz seines Wunsches würdig und ein Verwahrungsmittel gegen regellose Begierden wäre, für ein Weib, das durch weise und gemäßigte Zärtlichkeit seinen überspannten Phantasien den rechten Ton geben und seinen Charakter läutern, bilden und verschönern könnte. Ihn durch Ehe an ein Weib zu binden, dies schien zu früh für seinen nach Freiheit dürstenden Geist, der der jugendlichen Unabhängigkeit erst noch froh werden sollte, und war sehr bedenklich in einer Lage, die ihm kein fortdauerndes Unterkommen sicherte. Was sie tat, das wird man aus ihren Grundsätzen, aus ihren wohlwollenden Ge-

sinnungen für Rousseau, aus ihrem Wunsche, glücklich zu machen und Glückliche um sich her zu sehen, leicht erraten. Leichtsinn und Sinnlichkeit hatten keinen Anteil an ihrem Entschluß: dies lehrt ihr bisheriges weises und tugendhaftes Betragen gegen ihn und dies bestätigte die Art, wie sie sich ihm schenkte. Statt ihrer bisherigen Vertraulichkeit nahm sie auf einmal einen gesetztern und ernstern Ton an, über den er ihr natürlich sein Befremden zu erkennen gab. Sie schlug ihm einen Spaziergang in ihrem Garten vor, wo sie ihm eine Erklärung versprach. Er erhielt diese in einer Unterhaltung voll Vernunft und Empfindung, die mehr an das Herz als an die Sinne sprach. Der Eingang und das Ansehen einer so besondern Vorbereitung erregten in ihm eine unruhvolle Erwartung; aber kaum hatte er den Sinn der Rede begriffen, als er, ganz mit der Neuheit der Sache beschäftigt, nicht mehr fähig war, seine Gedanken auf den weitern Verlauf ihrer Unterredung zu richten. Die Bedingungen, die sie machte, ging er ein, ohne sie angehört zu haben, aber die ihm erteilte Bedenkzeit von acht Tagen war ihm nötig, um die gänzliche Verwirrung und Verdunklung seiner Gedanken, eine Folge des eben Vorgefallnen, allmählich zu zerstreuen.

In welchem sonderbaren Zustand war Rousseau in diesen Tagen der Prüfung und Erwartung? Gleich einem Bräutigam sollte er in kurzem seine Liebe, gegen all sein Denken und Hoffen, gekrönt sehen. Ein Jüngling von einundzwanzig Jahren, in voller Jugend und Manneskraft, mit lebhaften Empfindungen und einer noch lebhaftern Einbildungskraft, voll Sehnsucht, aber noch uneingeweiht in die Mysterien der Göttin der Liebe, dies war Rousseau; aber er besaß zugleich die blöde Sittsamkeit eines Jünglings und die holde Schamhaftigkeit, die Begleiterin der Unschuld, und so kämpften Furcht und Begierde, Hoffnung und Scham in dieser Jünglings-

seele, und tausend entgegengesetzte Gedanken und Gefühle drängten und verdrängten sich wechselsweise. Nimmt man das Unerwartete hinzu und die Gewohnheit, sich Frau von Warens im Verhältnis einer Mutter zu ihrem Kinde zu denken, so wird man unter allen diesen Umständen nichts Seltsames in der Ängstlichkeit und Unruhe finden, womit Rousseau der verheißenen Stunde entgegen sah, der er wohl gar bisweilen entfliehen zu können wünschte.

Rousseau war nicht für das Vergnügen gemacht. Die heitere Einbildungskraft, die ihm oft einen Himmel schuf, wo keiner war, führte ihm im Schoos des Glücks Bilder und Vorstellungen zu, die das Grab seines Vergnügens waren. Er sah den Genuß in ihren Armen als eine Art von Herabwürdigung seines Mütterchens, als ein Verbrechen an, das ihn zu einer unwiderstehlichen Traurigkeit und zu Tränen fortriß. Ihre Umarmungen glichen nicht denen jener wärmern und feurigern Seelen die sich im Wahnsinn des Vergnügens vergessen und verlieren und sich ganz dem geliebten Gegenstand hingeben; sie war schmeichelnd und ruhig, weder in Traurigkeit versunken, noch trunken von Vergnügen!

Frau v. Warens hatte Rousseau vor den Nachstellungen zu bewahren gesucht, die sie zu bemerken glaubte, und sie sah ihren Zweck erreicht. Sie hatte gehofft, durch Vereinigung noch mehr Einfluß auf seine Bildung zu erhalten, und auch diese Absicht verfehlte sie nicht ganz. Sie wurde vertrauter und inniger, und was sie sagte, ging an sein Herz. Sie suchte nicht blos seinen Verstand und sein Herz zu bilden, auch die äußeren feinen Sitten des Weltmanns wollte sie ihm mitteilen, worin sie aber weniger glücklich war. Seine Anhänglichkeit an sein Mütterchen, die es auch unter veränderten Verhältnissen noch ferner blieb, verminderte gar sehr das Vergnügen an den Unterrichtsstunden, die er bisher seinen Schülerinnen

erteilt hatte und machte sie ihm zur Last. Gegen ihren Claude Anet behielt Frau v. Warens noch dieselbe Achtung und Liebe, wie vor ihrer engsten Verbindung mit Rousseau und sagte oft ihren beiden Freunden, daß sie ihr alle beide zum Glück ihres Lebens notwendig wären! Alle drei machten eine kleine Familie aus, die gemeinschaftliche Angelegenheiten und Sorgen hatte und durch die Gewohnheit, ausschließend beisammen zu leben, sich einander immer unentbehrlicher wurde. Frau v. Warens, die ihrerseits fortfuhr, sich mit Ausführung von allerhand Projekten zu befassen, ließ keinen von ihren Freunden müßig und untätig, Die Ausführung eines wahrhaft nützlichen Planes, einen botanischen Garten auf königliche Kosten mit Hülfe Anets, in Chambery anzulegen, wurde durch den Tod dieses braven Mannes unterbrochen, der einen großen Riß in das Gebäude der Familienglückseligkeit der Frau v. Warens machte. Rousseau, obwohl er an ihm einen redlichen und geschätzten Freund verlor, war doch noch zu leichtsinnig, um sich den Verlust sehr zu Herzen zu nehmen und dessen Größe zu ermessen. Dieß läßt sich wohl daraus schließen, daß ihm, mitten in einem traurigen Gespräch über den Tod ihres Freundes, der selbstische Gedanke gegen Frau v. Warens entfuhr, er werde der Erbe von Anets Kleidern sein! Diese eigennützige Sprache, unter diesen Umständen, ließen sie noch mehr den Verlust ihres uneigennützigen und großmütigen Freundes fühlen. Ohne ein Wort zu erwiedern, drehte sie sich um und weinte!

Rousseau mußte nun anstatt Anets das ganze Hauswesen verwalten, aber er hatte nicht denselben Ordnungsgeist und dieselbe Geschicklichkeit, eine sehr übel stehende Haushaltung noch einigermaßen im Gange zu erhalten. Ein Mann von Anets Ansehen hatte durch seine Vorstellungen und Warnungen noch etwas über Frau v. Warens vermocht;

Rousseau fehlte es an Alter, an Erfahrung, an Nachdruck. Die Beschwerden, die er über ihre Verschwendung und Unordnung führte, waren Worte in den Wind gesprochen. Sie hing zu sehr an der Form ihrer Haushaltung; sie konnte ihre vorgefaßten Meinungen, ihre Freigebigkeit, ihre Gastfreiheit, nicht aufgeben; sie mochte nicht haben, daß es irgendworan fehlte. Statt aller Gründe, die sie nicht hatte, setzte sie Rousseaus ernsthaften, oft mürrischen, Vorstellungen Scherze entgegen und nannte ihn ihren kleinen Mentor. Wenn er ihr bisweilen recht wehmütige Vorstellungen über die Schicksale, die sie sich für die Zukunft zubereitete, machte, weinte sie aus Rührung über seinen aufrichtigen Anteil mit ihm und versprach alles, was aber in Kurzem wieder vergessen war! Dieses Verfahren benahm ihm alle Hoffnung und brachte ihn dahin, alles den Gang gehen zu lassen, den eine solche Wirtschaft gehen mußte. Das einzige, was er tun konnte, war, insgeheim sich kleine Summen aufzusparen, um Frau von Warens im Fall der Not einige Hülfe damit zu verschaffen; aber, anstatt diese anzunehmen, verwendete sie die Summen lediglich für ihn, oder legte noch mehr hinzu.

Auf einmal erwachte der Trieb wieder, sich durch Musik berühmt und glücklich zu machen, an welchem, wie ich gern glauben will, der Wunsch, seinem Mütterchen dadurch dereinst nützlich zu werden, großen Anteil haben mochte. Da es ihm vorzüglich darauf ankam, die Komposition zu lernen, so hatte er den Einfall, nach Besançon zu reisen, um bei dem dortigen Musikdirektor, Abt Blanchard, den ihm Venture so sehr gerühmt hatte, Unterricht zu nehmen. Sein Mütterchen, die jeden Hoffnungsstrahl auffaßte, ihren Liebling glücklich zu machen, begünstigte das Projekt und gab alles, was zur Bestreitung der Reise nötig war, mit ihrer gewöhnlichen Bereitwilligkeit her. Um etwas für seinen Vorteil zu tun, waren

ihr 800 Franken, die sie dazu verwendete, kein zu hoher Preis. In Genf und Nion besuchte er seine Verwandten und seinen Vater. In Besançon hielt er sich nur kurze Zeit auf. Die Ursachen erhellen, teils aus einem Briefe Rousseaus an Frau v. Warens*), teils aus den „Bekenntnissen.“ Blanchard, der ihn sehr gut aufnahm, stand im Begriff nach Paris zu reisen, wo er Anwartschaft auf die Kapellmeisterstelle in Versailles hatte. Er konnte seinen Unterricht also nicht genießen, aber er erhielt von ihm die Versicherung, er wolle ihm in einigen Jahren eine Stelle bei der königlichen Kapelle verschaffen. Der angeführte Brief zeigt, daß der Beifall eines Blanchard und die Aussicht auf eine königliche Anstellung den Stolz, der sich bisweilen in ihm regte, sehr gehoben hat. „Ich habe mich, schreibt er an Frau v. Warens, entschlossen, in einigen Tagen nach Chambery zurückzugehen, wo ich mich unterdeß mit Unterrichten vergnügen und in der Musik dadurch vervollkommnen werde. Ich mag nicht hier als ein gemeiner Musiker bleiben, dies würde mir einmal beträchtlichen Schaden tun. Haben Sie die Güte, mir zu melden, ob ich mit Vergnügen werde aufgenommen werden und ob man mir Schüler geben wird. Ich habe mich mit einer Menge vortrefflicher Musikalien versehen, die in Chambery noch nicht bekannt sind; aber ich habe zu viel Delicatesse, um dahin zu gehen, ohne die Versicherung einer guten Aufnahme. Es wäre ein wahrer Schatz und zugleich ein Wunder, in Savoyen einen guten Musiker zu sehen. Wenn ich auch nicht selbst ein solcher bin, so schmeichle ich mir doch, andere dazu zu machen. Alle, die sich meiner Vorschriften bedienen wollen, werden Ursache haben, damit zufrieden zu sein, vorzüglich Sie, Madame, wenn Sie sich noch die Mühe geben wollen, sie

*) Besançon, 29. Jun. 1732. T. 26. p. 220.

bisweilen auszuüben“. Wo nahm doch auf einmal Rousseau die musikalischen Talente her, nachdem er einige Tage in der Atmosphäre des Herrn Blanchard zugebracht, daß er den Einwohnern von Chambery beinahe Wunder versprach, und selbst Frau von Warens, die mit seinen musikalischen Talenten bisher gleichen Schritt gehalten, Vorteile von seinen Vorschriften verkündigte? Dies befremdet eben so sehr, als seine Zweifel, ob er Schüler finden werde, da man ehemals, ehe er noch Besançon gesehen hatte, seinen Unterricht suchte. Ein sonderbares Schicksal, daß sein Mantelsack, den ihm sein Vater von Nion nachgeschickt hatte, unterwegs konfisziert wurde, nötigte ihn, seine Abreise nach Chambery zu beschleunigen. Frau von Warens empfing ihn mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit und ersetzte ihm den Verlust, den er auf seiner Reise gehabt hatte.

Jetzt verflossen ihm einige Jahre bei ihr in der Stille unter abwechselnden Beschäftigungen mit der Musik, mit den Wissenschaften, mit den Angelegenheiten der Frau von Warens und mit kleinen Reisen. Er hatte, für seinen von Natur schwächlichen Körper, sich einer sehr dauerhaften Jugendgesundheit erfreut, aber das im Verborgenen kochende Feuer der Leidenschaft verzehrte die Kraft seines Körpers. Seine Sinne waren jetzt ruhig, aber sein Herz oder vielmehr seine ungenügsame Einbildungskraft war es nicht. Ihm war Frau von Warens eine zärtliche Mutter, eine teure Freundin, eine geliebte Schwester, aber er bedurfte einer Geliebten. Um in ihren Armen glücklich zu sein, mußte er den Gedanken an sein Mütterchen vergessen, um bloß in ihr die Geliebte zu sehen, die er sich in tausend Gestalten bildete. So brannte er vor Liebe ohne einen andern Gegenstand, als den, der in seiner Phantasie wohnte, und den er nirgends außer derselben fand. Seine Gesundheit war schon eine Zeit lang wankend gewesen. Jetzt wurde er völlig krank;

eine Gelegenheit für Frau von Warens, ihre ganze mütterliche Sorgfalt für den Kranken anzuwenden. Ein paar mal, da er sich am schlimmsten befand, schleppte er sich des Nachts mit Mühe in ihr Zimmer, um ihr seinen Rat über die Einrichtung ihres Lebens zu geben. Auf ihrem Bette sitzend, ihre Hand in der seinigen, verflossen ihm in vertrauten Unterhaltungen die nächtlichen Stunden und er kehrte, getröstet und gestärkt durch ihre Versprechungen, zurück. Durch ihr Wachen und Sorgen ward er gerettet. Nichts ging über die köstliche Empfindung, sich einander wieder gegeben zu sehen. Eine, wenn möglich, noch engere Vertraulichkeit, eine noch innigere Vereinigung der Herzen, und der Entschluß, alle ihre Wünsche auf diesen gegenseitigen Besitz einzuschränken, war der Erfolg. Es war nicht die Zärtlichkeit, die sich auf Appetit und auf die Sinne gründet, sondern eine alles umfassende Liebe für den teuren Gegenstand, die nur mit dem Dasein aufhört. Die Krankheit hatte eine fortdauernde Schwächlichkeit zurückgelassen, gegen welche Frau von Warens eine Milchkur verordnete, die Rousseau auf dem Lande brauchen sollte. Er willigte ein, doch mit der Bedingung, daß sie mit ihm zöge. Er wünschte, sie ganz von der Stadt und allen ihren Verbindungen loszumachen, um ihre häusliche Lage zu verbessern und ihr ein sorgenfreieres, von keinen Zudringlichen gestörtes Leben zu verschaffen. Wenn sie gleich Chambery nicht auf immer zu verlassen wagte, weil sie den Eigentümer des Hauses, das sie bis jetzt bewohnt hatte, zu beleidigen fürchtete, so war sie doch bereit, eine Sommerwohnung auf dem Lande aufzusuchen. Es fand sich ein angenehm gelegenes Landgütchen, Charmettes, unweit Chambery, welches sie gegen das Ende des Sommers 1736 in Rousseaus Gesellschaft bezog. Es lag zwischen zwei ziemlich hohen Hügeln, auf denen hie und da Häuser zerstreut waren, in einem kleinen Tal, durch welches sich ein Bach unter

Gesträuchen hinschlängelte. Das Wohnhaus war bequem. Vorn hatte es einen Garten mit Terrassen; oben war ein Weinberg, unten ein Baumgarten, gegenüber ein Kastanienwäldchen, in der Nähe ein Springbrunnen; näher nach den Bergen zu waren Wiesen, kurz es war alles da, was sie zu ihrer kleinen ländlichen Haushaltung bedurften.

Die Annehmlichkeiten dieser romantischen Gegend, der günstige und wohltätige Einfluß der reinen Landluft und der Bewegung im Freien, die Neuheit dieser Lebensart, und besonders der ausschließliche Umgang mit seiner Freundin, welche wenigstens eine Zeitlang vor fremden Gästen Ruhe hatte, machte ihm, auch bei einem kränklichen Körper, jene Tage zu den glücklichsten seines Lebens und ließ ihm, in der süßen Erinnerung an dieselben, nachdem sie lange verschwunden, noch sagen: ich habe gelebt! Schon der erste Eindruck jenes reizenden Aufenthalts war so außerordentlich, daß er zu seiner Freundin, indem er sie umarmte und sie mit Tränen der Zärtlichkeit und der Freude benetzte, sagte: Dies ist die Wohnung des Glücks und der Unschuld. Wenn wir hier nicht das eine bei dem anderen finden, so brauchen wir sie nirgends zu suchen! Weit entfernt aber, daß er den Becher der Freude rein und ungemischt ausgeleert hätte, wurde er ihm sehr durch neue Zufälle, welche seinem Körper zustießen, verbittert. Nachdem sie die schöne Herbstzeit auf dem Lande mit der Weinlese und dem Einsammeln der Baumfrüchte sehr angenehm zugebracht hatten, mußten sie von ihrem geliebten Charmettes Abschied nehmen, welches nicht ohne große Wehmut von Seiten Rousseaus geschah, der ihm auf ewig das Lebewohl zu sagen glaubte. Es ging also über sein Erwarten, daß er den Frühling des Jahres 1737 erlebte, bei dessen erstem Erwachen sein Mütterchen mit ihm nach Charmettes zurückkehrte. Die wohlfeilen und einfachen Freuden des Landlebens lassen sich, so wie überall der

wahre Genuß des Lebens, nicht mit Worten beschreiben. Selbst Rousseau verzweifelt daran, dem doch das Talent in so hohem Grade eigen ist, Naturszenen darzustellen und ihre unschuldigen Vergnügungen mit bezaubernder Anmut zu schildern. Rousseau fühlte sich beim Eintritt in das Landgütchen neu belebt und gestärkt. Er versuchte es, durch allerhand ländliche Arbeiten seinen Körper zu stärken; er mußte sich aber auf die leichteren und weniger ermüdenden beschränken. Er richtete seinen Lebensplan einförmig ein, ohne daß es ihm an Anmut gebrach. Früh vor Sonnenaufgang machte er seinen ersten Spaziergang; wenn er zurückkehrte, so war seine erste Erkundigung, ob sein Mütterchen schon auf wäre; fand er ihre Fensterladen offen, so eilte er, ihr seinen Morgengruß mit einer herzlichen Umarmung zu bringen. Sie tranken zusammen Kaffee, die angenehmste Zeit des Tages, in der eine oder ein paar Stunden im traulichen Gespräch verflossen. Dann begab sich Frau von Warens an ihre häuslichen Geschäfte, und Rousseau zu seinen Büchern; es war fast keine Wissenschaft, auf die er nicht damals Fleiß verwendet hätte. Gegen Mittag verließ er die Bücher, um sich noch auf eine leichtere Art, mit Fütterung der Tauben oder ähnlichen kleinen Handtierungen, zu beschäftigen. Sie aßen zusammen, sie tranken nach Tische, öfters in einer schattigen Laube, Kaffee, sie besahen ihre Blumen, ihre Früchte, ihre Bienen. Rousseau widmete alsdann die übrigen Nachmittagsstunden leichteren Wissenschaften; selbst an den heiteren Abenden beschäftigte ihn im Freien der gestirnte Himmel. Die kleinen ländlichen Geschäfte des Einsammelns der Früchte, der Weinlese, des Flachsbrechens und dergleichen waren für Frau von Warens und für Rousseau ebensoviele Feste, und Rousseau unterließ nicht, so viel Anteil daran zu nehmen, als seine Gesundheitsumstände zuließen. Einsame Spaziergänge mit seinem Mütterchen hatten einen noch größeren Reiz für ihn, weil sich

dabei das Herz noch freier ergießt. Rousseau erzählt von einem, der Epoche in seinem Andenken mache, im August, am Tage St. Ludwigs, welches der Namenstag der Frau von Warens war. Sie gingen beide an einem schönen Morgen aus und hatten Lebensmittel auf ein Dorf vorausgeschickt, wo sie ein ländliches Mal genießen wollten. Das unbestimmte Umherirren durch Berg und Tal, das abwechselnde Ausruhen, das Plaudern über ihre wechselseitige Verbindung, und die zärtlichen Wünsche über die Fortdauer ihres Glücks, alles das machte den Tag köstlich. Sie teilten ihr Mittagsmahl mit der Familie des Landmanns, bei dem sie es hatten bereiten lassen. Nach Tische suchten sie sich eine schattige Stelle aus. Rousseau sammelte trockene Reiser zum Kaffeekochen, während Frau von Warens Kräuter in dem Gebüsche suchte, über welche sie ihrem Freund tausend artige Sachen sagte. Rousseaus Gemüt war zur süßen Schwärmerei vorbereitet, welche auf einmal ausbrach. Es war ihm, als hätte er schon vor mehreren Jahren in Annecy die Szene des heutigen Tages mit allen kleinen Umständen genau so, wie sie jetzt eintrafen, im Geist vorausgesehen. Er hatte sich auf einem einsamen Spaziergang seinem Hang zu Träumereien überlassen, die ihn in der Zukunft eine reizende ländliche Wohnung bei Frau von Warens, in der sein Herz ganz im Wonnegefühl der Freude schwelgte, zeigte. Die damals eingebildete immerwährende Dauer dieses vollkommenen Glücks abgerechnet, welche nicht eintraf, schien jener Traum völlig in Erfüllung zu gehen. Im Übermaß der Rührung umarmte er sein Mütterchen mit Heftigkeit und sagte ihr: „dieser Tag ist mir seit langer Zeit versprochen, und ich verlange nichts weiter. Mein Glück hat, Dank sei es Ihnen! seinen Gipfel erreicht; möchte es nie wieder herabsteigen! Möchte es eben so lange dauern, als ich Geschmack daran behalten werde, so würde es nur mit mir aufhören zu sein!“

Rousseau hat mehrmals in seinem Leben Ahnungen im Geist der Propheten gehabt, vorzüglich in politischen Dingen, wo es dem scharfen Beobachter des Weltlaufs oft möglich ist, Blicke in die Zukunft zu tun. Daß er die voraus empfundene Erscheinung dieses Tages eine prophetische Vision nennt und, ich weiß nicht was Wunderbares darin findet, muß man abermals auf Rechnung einer Einbildungskraft setzen, die über die Vernunft herrscht. Die Züge zu dem Bilde eines glücklichen Lebens, wie sie Rousseaus kindlicher und für alle einfachen Freuden offener Sinn verlangte, fanden sich überall zerstreut in der schönen Natur, und eine Einbildungskraft, wie die seinige, zeichnete sie ins Idealische. Auf diesem Spaziergang mit Frau von Warens vereinigte sich mehreres, dieses Bild wieder erwachen zu lassen, das nicht ganz, außer ihm in der Natur, sondern mehr in seiner Phantasie wohnte! Eben diese Phantasie spielte ihm nur darin einen ihr eigentümlichen Streich, wenn sie ihm glauben machte, er habe dies alles gerade so vorhergesehen, oder, wenn er das jetzt für Wirklichkeit hielt, was nur in seiner Einbildungskraft vorhanden und ein Traum seines ehemaligen Traums war.

Rousseau befleißigte sich während seines Aufenthaltes in Chambery und in Charmettes der Künste und Wissenschaften, und machte selbst, zur Übung und zum Zeitvertreib, einige poetische Versuche, die noch vorhanden sind. So verfertigte er eine tragische Oper *Iphis*, deren herrschender Ton Zärtlichkeit der Empfindung ist; er verdammte sie zwar zum Feuer, allein es haben sich dennoch Bruchstücke daraus erhalten.*) In einem andern Gedicht besingt er *den Baumgarten von*

*) Oeuvres T. 26, p. 151. Eben dies Glück erhalten zu werden, hatte die in Lyon verfertigte tragische Oper: *die Entdeckung der neuen Welt*, von der er zuletzt denselbigen Gebrauch wie von der *Iphis* machte T. 26, p. 109.



Charmettes. Man wird es ihm glauben, daß dieses Gedicht, welches von seiten der Kunst sehr mittelmäßig ist, kein Werk seines Geistes, sondern seines Herzens war, dem sich bei dem Gedanken an jenen Garten die reizenden Tage, unter dem Schatten seiner Bäume verlebt, der vertraute Umgang mit Frau von Warens und ihre Tugenden, endlich seine Beschäftigungen und Studien, wie in einem Mittelpunkte vereinigt, darstellten. Er scheint die wenigen Blätter dieses Gedichts mit einem Vorbericht schon damals für Freunde haben drucken lassen.*) Er schreibt in einem Briefe an jemand; „Ich lege einige Exemplare von: Le Verger des Charmettes, die mir noch übrig sind, bei, wenn Sie etwa einem Freund ein Geschenk damit machen wollen".**) In einem andern kleinen Scherzgedichte von der Gattung der Virelais singt er der Frau von Warens die Heldentat, daß er vier Ratzen an einem Tage in die Falle gelockt und gefangen genommen habe.***)

Gegen den Winter bezogen sie wieder ihre öde Wohnung in Chambery. Rousseau ging nach Genf, um dort seinen Anteil von der Verlassenschaft seiner Mutter zu holen,†) wovon er einen Teil in Büchern anlegte, das übrige aber seinem Mütterchen gab. Sie nahm es mit der Einfalt schöner Seelen an, die nichts Außerordentliches in einer solchen Handlung finden, weil sie selbst so zu handeln gewohnt sind. Sie verwendete es aber fast ganz zu Rousseau's Vorteil. Mit Rousseau's körperlicher Schwäche und Entkräftung nahm auch seine Ängstlichkeit dermaßen zu, daß er nach langem Herumsinnen über die Ursache seiner Krankheit sich endlich einbildete, einen

*) Das Gedicht steht Oeuvres 26, p. 175.

**) Lettres diverses, Oeuvr. T. 26, p. 434.

***) T. 26, p. 204.

†) Hierher gehört der Brief ohne Ort und Zeit an Frau v. Warens, T. 26, p. 275.

Herzpolyp zu haben. Frau v. Warens sagte ihm, daß ein Arzt in Montpellier, Fizes, diese Krankheit geheilt habe. Dies war genug, um Rousseau zu einer Reise nach Montpellier zu bewegen, die er im September 1737 mit Hilfe seines Genfer Geldes und eines Zuschusses von seinem Mütterchen unternahm. Von Grenoble, wo Frau v. Warens Freunde hatte, meldete er ihr, wie gut er da aufgenommen worden und wie er die Reise zu Wagen weiter fortsetzen werde „Erlauben Sie, setzt er hinzu, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen die Sorge für Ihre Gesundheit zu empfehlen. Sind Sie nicht mein teures Mütterchen; habe ich nicht ein Recht, den lebhaftesten Anteil daran zu nehmen, und bedürfen Sie nicht einer beständigen Erinnerung, sich mehr zu schonen?" Er sagt ihr, daß seine Gesundheit durch eine Vorstellung der Alzire, der er beigewohnt, sehr gelitten, und daß er die Folgen jener Erschütterung und jenes Herzklopfens noch eine zeitlang fühlen werde.*)

Auf dem Wege von Grenoble nach Montpellier bekam er große Reisegesellschaft. Es war das Gefolge einer neu verheirateten Dame, Frau Du Colombier, die denselben Weg reisten und deren Bekanntschaft er, so sehr sie immer der Laune eines Kranken zuwider war, nicht ausweichen konnte. Die Damen suchten seine Bekanntschaft, am meisten eine liebenswürdige Frau, v. Larnage; sie nahmen Anteil an seinem Übelbefinden und luden ihn zum Frühstück bei sich ein. Nachdem die Reisegesellschaft auf den Ton der Vertraulichkeit gestimmt wurde, gab man sich gegenseitig einander zu erkennen. Nur Rousseau verleugnete seinen Namen und seine wahre Geschichte, weil er, unter so galanten Damen, nicht für einen Neubekehrten gelten mochte. Er gab sich für einen Engländer aus und nannte

*) Grenoble, 13. Sept. 737. C. 26, p. 223.

Rousseau und Frau von Larnage
Nach der Lithographie von Gavarni

sich Dudding. Man reiste sehr langsam, weil man sich in so guter Gesellschaft gefiel. An einem Sonntag trafen sie in St. Marcellin ein, wo Frau v. Larnage in die Messe ging, wohin sie Rousseau begleitete. Sie schien sich besonders viel mit ihm zu beschäftigen und, da sie nicht zu den Frommen gehörte, so befremdete es sie sehr, Rousseau in der Messe mit einer andächtigen und frommen Miene zu erblicken. Demungeachtet ließ sie sichs angelegen sein, ihn durch ihre zuvorkommenden Schmeicheleien und Gefälligkeiten zu erobern, indem sie vielleicht einen Triumph darin setzte, einen frommen, siechen und der Welt abgestorbenen Mann, wieder für die Freuden der Liebe zu beleben! Dies war ein zu auffallendes Benehmen, als daß er nicht Mißtrauen in die Aufrichtigkeit ihrer Liebkosungen hätte setzen sollen. Wenn ihn aber sein Argwohn auch nicht verließ, so war er dennoch zu schwach, um nicht den Reizen dieser liebenswürdigen Person zu unterliegen und sich ernstlich in sie zu verlieben! Zu Romans trennten sie sich von Frau Du Colombier, und Rousseau reiste allein mit Frau v. Larnage und einem alten, grämlichen Marquis, der sich über Rousseaus Leidenschaft oft in bittern Spöttereien ergoß. Endlich gelang es ihr in Valence, nicht über Rousseaus Kaltsinn — denn kaltsinnig war er nicht — aber über seine Einfalt und Verzagtheit zu siegen. Sie lud Rousseau zu einem Spaziergang ein, um mit ihm ohne Zeugen zu sein. Er stimmte während desselben Klagen über seinen kränklichen Zustand an, welche sie in einem zärtlichen Ton beantwortete, indem sie zugleich seinen Arm, den sie angefaßt hatte, an ihr Herz drückte. Ihre liebenswürdigen Eigenschaften entwickelten und verherrlichten sich durch Zärtlichkeit noch mehr; die Liebe gab ihr allen Glanz ihrer ersten Jugend, und sie wendete ihre Liebkosungen mit einer Kunst an, die auch den Mann von bewährter Tugend vielleicht verführt haben

würde. Rousseau schwebte verlegen, stumm und unschlüssig zwischen dem Verlangen, seinen Entzückungen sich zu überlassen, und zwischen der Furcht, durch eine unzeitige Herzensergießung, die Fabel uud der Spott anderer zu werden. Die unternehmende Frau v. Larnage machte dieser stummen Szene dadurch ein Ende, daß sie einen Arm um seinen Hals schlang, und durch feurige Küsse ihn zur Erwiedrung ihrer Empfindungen aufzufordern schien. Dies hatte den bezielten Erfolg auf Rousseau, der erst dadurch, daß seine Freundin ihm mehr als auf dem halben Weg entgegenkam, zu sich Zutrauen faßte und mit Mund, Herz und Sinnen ihre Liebkosungen in überschwenglichem Maße vergalt!

Wenn ich hundert Jahre lebte, sagte Rousseau von dieser reizenden Frau, so würde ich mir ihr Andenken nie ohne Vergnügen zurückrufen. Ohne schön zu sein, hatte sie doch nichts in ihrer Gestalt, was ihren Verstand und ihre Grazie verhindert hätte, volle Wirkung zu tun. Bei ihrer Willfährigkeit zeigte sie sich noch mehr in ihrem Wert. Man konnte sie sehen, ohne sie zu lieben, aber nicht sie besitzen, ohne sie anzubeten. Wenn ihr heißes Temperament Forderungen machte, so nahm doch ihr Herz gleichen Anteil daran, und selbst die Schonung und Besorgnis, die sie für Rousseau in den Tagen ihres vertrauten Umganges zeigte, bewies, daß nicht blos ihre Sinne, daß auch ein teilnehmendes Herz für ihn sprach. „Ich war trunken, sagt er, von der süßen Wollust. Ich genoß zum ersten und zum letzten Male das Vergnügen rein, lebhaft und ohne einen Zusatz von unangenehmen Empfindungen. Ich verdanke es dieser Frau, daß ich nicht sterben werde, ohne die Sinnenlust gekannt zu haben. Wenn es nicht völlig Liebe war, die ich für sie empfand, so war es doch eine so zärtliche Erwiederung dessen, was sie mir bezeigte, eine so feurige Sinnlichkeit im Vergnügen und eine so süße Vertrau-

lichkeit in der Unterhaltung, die alle Reize der Leidenschaft hatte, ohne jene Raserei, die den Kopf verwirrt und den Genuß stört". Rousseau braucht, wie man so oft aus seinen Schriften sieht, das Wort Liebe bald in der gemeinen Bedeutung, bald aber in einer erhöhteren, die, bei jeglichem Menschen, je nachdem sein Sinn für das Schöne, Edle und Vollkommene geschärft und seine Einbildungskraft mit Idealen angefüllt ist, sich anders modifiziert. Mit diesem Ideal von Liebe im Kopfe, versichert er, nur einmal in seinem Leben die Empfindung einer wahren Liebe gehabt zu haben, die doch, wie wir in der Folge sehen werden, mehr Ahnung von überschwenglicher Seligkeit als Genuß, mehr Genuß in der Einbildungskraft als wahre Empfindung war. Noch hatte Rousseau aber keinen Genuß gehabt, der dem in den Armen der Frau v. Larnage gleich gekommen wäre. Bei Fr. v. Warens hatte der Gedanke an das Mütterchen die Geliebte nur zu oft verscheucht und ihm nur ein Vergnügen, das mit traurigen Empfindungen gemischt war, gewährt, während er sich bei Fr. v. Larnage hingegen dem Gefühl seines Glücks ohne Zwang und ohne störende Nebenvorstellung überließ, stolz darauf, Eindruck auf eine liebenswürdige Frau gemacht zu haben.

Rousseau war alt und den Freuden der Liebe abgestorben, als er die „Bekenntnisse" schrieb; und dennoch hing er noch mit Zärtlichkeit und Wärme an jenen Empfindungen seiner schönern Jahre, die er um so viel inniger in seinem Busen nährte, je weniger sie in ihrem ganzen Umfang jemals durch einen Gegenstand außer ihm waren befriedigt worden. Daß ein alter Mann mit grauem Haar noch seine Einbildungskraft durch das Andenken an sinnliche Genüsse erhitzt, dies möchte am wenigsten zu vergeben sein. Man kann, wie Herder*) richtig urteilt, die jugendliche Liebhaberei, die nach-

*) Briefe, Anhang zu Müllers Bekenntnis merkwürdiger Männer B. I. S. XXVIII.



schmeckende Gefälligkeit, mit der er auch in seinem Alter Szenen dieser Art darstellt und ausmalt, mit nichts, als der Krankheit*) (ich möchte nicht blos eine körperliche, sondern noch mehr eine Seelenkrankheit verstehen) entschuldigen, die, bei Wiederholung solcher Erinnerungen, seine unbefriedigten falschen Reize gewissermaßen noch befriedigend täuschte.

Zwischen Valence und Montelimar verließ sie der Marquis, und sie konnten um so viel vergnügter noch einige Tage zusammenleben, Tage, wie sie Rousseau nie wieder sah. Sie mußten sich endlich bei Pont S. Esprit, in welcher Gegend Fr. v. Larnage zu Hause war, trennen, aber nicht ohne den Vorsatz, sich wieder zu vereinigen. Rousseau sollte nur fünf bis sechs Wochen in Montpellier, und die übrige Zeit des Winters bei ihr zubringen. Sie empfahl ihm nachdrücklich, für seine Gesundheit Sorge zu tragen und verständige Ärzte darüber zu Rate zu ziehen, indem sie sich anheischig machte, über die Beobachtung ihrer Vorschriften, sollten sie auch noch so streng sein, so lange Rousseau bei ihr sein würde, eifrig zu wachen. Sie bot ihm noch ihre Börse an, die er aber nicht annahm. Sie versprachen sich zu schreiben und verließen sich mit einem Herzen voll Anhänglichkeit für einander.**)

*) Ueber Rousseaus Krankheit hat neuerdings der gelehrte Pariser Arzt Dr. Cabanès in seinem interessanten Werke „Le cabinet sécret de l'histoire", und zwar im 3. Bande, eingehend geschrieben. Seiner Liebenswürdigkeit verdanke ich auch das beigefügte Bildnis von Thérèse Levasseur. Anm. d. Herausg.

**) Ich muß mich hier, da die Geschichte dieses Romans vollendet ist, darüber rechtfertigen, daß ich den Gegenstand von Rousseaus Leidenschaft, der in den Bekenntnissen unter den Namen einer Mme N. . . vorkommt Frau v. Larnage genannt habe. Ich gründe meine Vermutung auf Stellen der Bekenntnisse, in welchem beiläufig dieser Frau gedacht wird. Bei einer Gelegenheit, wo er von seinem Misstrauen in der Liebe redet, erwähnt er der Ausschweifungen, die ihn dieser alberne Argwohn bei Frau v. Larnage in seinem 26. Jahre habe begehen lassen (L. 9. T, 3. p. 387. ed. du Peyrou)

Rousseau, wieder einsam, beschäftigt sich auf seinem noch übrigen Weg ganz in seinen Phantasien, die ihm alles in einem rosenfarbenen Schimmer zeigten. Hinter sich sah er das genossne Vergnügen und vor sich das, was noch seiner bei S. Esprit wartete. Eingenommen von der neuen Leidenschaft, dachte er nur an sie, und außer ihr an nichts in der Welt, selbst an sein teures Mütterchen, dem er untreu geworden war, nicht! Er ging damit um, sich aus den einzelnen Schilderungen ihrer Lage und ihrer häuslichen Verhältnisse ein Ganzes in der Phantasie zusammen zu setzen, um mit diesem im Voraus vertraut zu werden. So kam er nach Pont-du-Gard, wo der Anblick der großen Römischen Wasserleitung ihn in Erstaunen setzte, ihn zerstreute und auf Betrachtungen ganz andrer Art leitete, als die waren, über denen er bisher gebrütet hatte.

Es ging Rousseau in Montpellier nicht so gut, als er geglaubt hatte. Seine Krankheit, anstatt abzunehmen, nahm zu: er konnte sich mit dem Klima und mit der ganzen Lebensart nicht befreunden: sein Aufenthalt und seine Kur kosteten ihm viel Geld: die Summe, die er mitgebracht hatte, war fast ausgegeben, und der Wechsel von 200 Livres, den Fr. v. Warens versprochen hatte, blieb wie ihre Briefe aus, ob er gleich nicht unterließ, nach Chambery zu schreiben. Mehr Glück hatte er mit den Briefen an Frau v. Larnage, die fleißiger an ihren Freund Dudding schrieb. Es erregt eine höchst unangenehme Empfindung, aus einigen der Briefe, die er in dieser Zeit nach Chambery schrieb, zu ersehen, daß ihm nicht sowohl Liebe und Zärtlichkeit, als das dringende Bedürfnis, eine neue Unterstützung zu erhalten, die Feder führte. Beleidigt es nicht jedes feinere Gefühl, daß er, auf Kosten seines armen Mütterchens, nicht allein in Montpellier, sondern auch bei seiner Freundin Larnage einige Monate leben will, während er aus einer übertriebenen Delikatesse die Börse einer

wohlhabenden Frau ausschlägt? Welchen Kummer mußte es der für ihn mütterlich sorgenden Frau machen, wenn sie hörte, daß er das von ihr ängstlich zusammengebrachte und gutmütig hingegebene Geld in den Armen der Liebe und Wollust verschwelgen wollte! Und wer wird, wer kann Rousseau entschuldigen, daß er der, vor welcher seine geheimsten Gedanken offen liegen sollten, ein Geheimnis aus dem, was vorgefallen war, macht, und sie mit Versicherung von zärtlicher Anhänglichkeit täuscht, während er von einer anderen Leidenschaft brennt? Endlich schrieb sie ihm: sie versprach ihm das Geld ehestens zu übermachen und wollte, daß er bis zu Johannis des folgenden Jahrs in Montpellier bleiben sollte, vermutlich, aus Sorgfalt für seine Gesundheit, und vielleicht auch in der Hoffnung, daß sich dort ein Weg zu seinem besseren Fortkommen zeigen dürfte. Ihr Brief war voller Vorwürfe, wie man aus seiner Antwort ersieht, ohne genau den Gegenstand derselben zu erfahren. Er gesteht die Fehler in seinem Betragen ein und verspricht Besserung. Diejenigen, welche Rousseau das verzogne Kind der Fr. v. Warens genannt haben, scheinen doch dieser würdigen Frau darin etwas unrecht zu tun, wenn sie glauben, daß sie allen seinen Geniestreichen geschmeichelt und keine seiner Torheiten und Fehler gerügt habe. Sie scheint zwar einen zu vorteilhaften Begriff von seinen Kenntnissen und mit Recht einen hohen Begriff von seinen trefflichen Gaben gehabt zu haben, aber er selbst gesteht ein, daß sie ihm erst die Tugend recht liebenswürdig gemacht, daß sie ihn von seinen Schwärmereien zu heilen gesucht und ihn belehrt, getadelt, ermahnt habe. Seine Briefe an sie besonders zeigen, daß sie oft mit ihm die ernste Sprache einer weisen Erzieherin redete, die durch keine törichte Nachsicht ihre Kinder verdirbt, sondern sie mit Ernst und Strenge, wenn es nötig ist, behandelt. Auch herrscht in seinen Antworten immer der respektvolle und ehrerbietige

Ton eines Sohnes an seinen Vater, oder eines Zöglings an seinen Lehrer, welcher beweist, daß sie sich, ungeachtet ihrer zärtlichen Verbindung mit ihm, in Achtung bei ihm zu erhalten wußte. — Sie hatte in ihrem Brief Rousseau eine Schilderung von ihrem kläglichen Zustand gemacht, die auf ihn einigen Eindruck gemacht zu haben scheint. Er verspricht, wenn er seine Gesundheit wieder erhalte, keinen anderen Gebrauch davon zu machen, als ihre Sorgen zu teilen und ihr wie ein guter und zärtlicher Sohn und wie ein dankbarer Zögling nach seinem Vermögen beizustehen. Er beschließt seinen Brief mit der ganz unbefangenen Nachricht, er sei entschlossen, gegen Ende Dezember sich nach einem kleinen und artigen Ort in der Provinz, unweit S. Esprit, zu begeben, um da die Kur der Eselsmilch zu gebrauchen. Es sei dort vortreffliche Luft und gute Gesellschaft, mit der er schon unterwegs Bekanntschaft gemacht habe, und er hoffe, es werde dort nicht so teuer wie in Montpellier sein. Er fragt deswegen Frau von Warens um ihren Rat, und setzt hinzu, daß er dort den Vorteil zugleich habe, seinem Mütterchen um zwei Tagreisen näher zu sein.*) Da die versprochenen Wechsel von der Frau von Warens noch immer ausblieben, so meldete er einem Freund, der auch mit Frau von Warens in Verbindung stand, den eben so unklugen als verzweifelten Entschluß, er werde, wenn er sich aufs äußerste gebracht sehe, seine wenigen Möbel verkaufen und, da das Geld dafür doch nicht zur Tilgung seiner Schulden hinreiche, es aufs Spiel setzen, indem sein Zustand durch möglichen Gewinn besser durch den Verlust aber nicht viel schlimmer als jetzt werden könne. Indes wolle er noch anstehen, ob etwa Geld und gute Nachrichten einlaufen möchten, um alsdann seine Gläubiger zu befriedigen und sich

*) Montpellier, 23. Okt. 737. T. 26. p. 227.

nach einem kleinen Ort bei S. Esprit zu begeben, wo er mit geringeren Kosten und bei besserer Luft seine Kur mit mehr Ruhe, Annehmlichkeit und Erfolg fortzusetzen hoffe. Er werde dort Gesellschaft von braven Leuten finden, die nicht darauf ausgingen, dem armen Fremden das Fell abzuziehen und welche dazu beitragen würden, ihm ein wenig Heiterkeit, die ihm sehr nötig sei, zu verschaffen.*) Endlich kamen Briefe und die versprochenen 200 Liv. nebst einer Anweisung auf noch andere 200 Liv., die sie ihm vermutlich in der Voraussetzung bestimmt hatte, daß er bis zu Johannis in Montpellier bleiben würde. Da er aber nach Abtragung seiner Schulden sogleich nach St. Esprit gehen wollte, um dort ein paar Monate angenehmer zuzubringen, so begnügte er sich, nur die Hälfte der letzten 200 Liv. anzunehmen. Sei es, daß drückender Geldmangel und die Notwendigkeit, für alles selbst zu sorgen, ihm, der gewohnt war, alles bei Frau v. Warens zu haben, und für keine Ausgaben zu sorgen, den längern Aufenthalt an einem fremden Ort verhaßt machte, oder war es Sehnsucht nach seiner Heimat und zurückkehrendes Verlangen nach seinem Mütterchen: kurz, er bittet sehr dringend um Aufhebung ihres Entschlusses, ihn noch lange Zeit in der Entfernung zu lassen: „Ich wollte mich lieber, sagt er, jedem widrigen Geschick unterwerfen, als das größte Glück fern von Ihnen zu besitzen: es ist vergebens zu denken, daß ich anders leben kann. Ich habe Ihnen dies lange gesagt, und ich fühle es jetzt lebhafter als jemals. Wenn ich nur dieses Glück habe, so ist mir in allem übrigen mein Zustand gleichgültig. Wenn man denkt, wie ich, so ist es nicht schwer, alle Gründe, die Sie mir entgegensetzen möchten, zu widerlegen. Bei Gott, ordnen Sie die Sachen so, daß ich nicht vor Verzweiflung sterbe! Ich billige

*) 4. Novemb. 737. p. 297.

alles; ich unterwerfe mich allem, ausgenommen diesen einzigen Punkt, in den ich einzuwilligen mich außer Stande fühle, und wenn ich die Beute des kläglichsten Schicksals sein sollte! O, mein teures Mütterchen, sind Sie denn nicht mehr mein teures Mütterchen? Habe ich denn einige Monate zu viel gelebt?*)

Bald darauf verließ er Montpellier und ging gerade nach S. Esprit zu. Doch, je näher er dem Ort kam, desto unruhiger ward er über seinen gefaßten Entschluß. Ihm winkte zwar das Glück im Arm der Liebe; aber der Dämon des bösen Gewissens stellte sich dazwischen. Die letzten Briefe der Frau v. Warens hatten ihn zum Nachdenken und zum Bewußtsein seines Unrechts gebracht und, wenn die Stimme der Pflicht noch zu schwach war, durchzudringen, so vereinigten sich mit derselben noch andere Vorstellungen, ihr den Sieg über den Ruf des Vergnügens zu erleichtern. Er fürchtete nämlich, man möchte ihm die Maske eines Engländers abziehen, und ihn für den erkennen, der er wäre; die Familie der Frau von Larnage möchte ihn nicht gütig aufnehmen und ihre Tochter, welche ihm von der Mutter als sehr liebenswürdig war geschildert worden, könnte ihm eine neue gefährliche Leidenschaft einflößen! Das Vergnügen, das seiner wartete, hatte ohnedies den Reiz der Neuheit verloren, und die Sehnsucht war durch Genuß gestillt und gesättigt! Diese glückliche Vereinigung war wirksam genug, ihn bei S. Esprit von seinem Vorhaben abstehen zu lassen, um geraden Wegs nach Chambery zurück zu kehren. Je mehr ihn dieser Sieg über die Antriebe der Sinnlichkeit gekostet hatte, desto mehr innere Genugtuung und Selbstachtung empfand er bei dem Bewußtsein, das Vergnügen der Pflicht aufgeopfert zu haben. Reich an tugendhaften Empfindungen setzte er seinen Weg nun fort, fest entschlossen,

*) 14. Dez. 737. p. 238.

der besten Mutter von nun an immer treu zu bleiben und ihr sein Leben ganz zu weihen. Er meldete ihr von Valence aus Tag und Stunde seiner Ankunft, und er richtete es sorgfältig so ein, daß er in dem bestimmten Augenblick ankäme. Eher möchte er noch etwas zögern, um sich das Vergnügen des Wiedersehens durch den Gedanken, daß er erwartet worden, zu versüßen und, wie er es gewohnt war, durch eine Art von kleinem Fest seine Gegenwart gefeiert zu sehen. Wer verkennt hier die kleinliche Eitelkeit!

Vergebens sah er sich noch in einiger Entfernung um ob ihm nicht jemand entgegenkommen würde. Er trat in das Haus; alles war stille; nirgends eine Zurüstung zum Empfange eines Gastes sichtbar. Die Magd wußte nicht einmal, daß er kommen sollte. Er sah endlich sein teures Mütterchen, lief auf sie zu und warf sich zu ihren Füßen. Ah, bist du da, Kleiner, rief sie, ihn umarmend, aus, hast du eine glückliche Reise gehabt? Wie befindest du dich? Befremdet über diesen einsilbigen Willkomm, fragte er: ob sie seinen Brief nicht erhalten habe. O ja, antwortete sie. Ich würde geglaubt haben, Sie hätten ihn nicht erhalten, war seine ziemlich verständliche Antwort! — Wie manche Umstände, die wir nicht wissen, und welche uns mitzuteilen Rousseau nicht für gut befunden hat, können eine, von Rousseaus Seiten verschuldete Veränderung in den Gesinnungen der Frau von Warens gegen ihn hervorgebracht haben, wenn anders ein Empfang der Art nicht überhaupt dem Charakter der Frau von Warens eigen war, der seine Empfindungen in wenigen, aber herzlichen Worten ausdrückte. Man darf nur die Weise vergleichen, mit welcher er nach einer langen Entfernung von ihr das erste Mal in Chambery aufgenommen wurde, und man wird dieses nicht ganz unwahrscheinlich finden. Genug, Rousseaus Erwartungen waren betrogen. Er

suchte die Veränderung, wenn eine vorgegangen war, nicht in seinen Fehlern und Torheiten, er warf den Verdacht einzig auf einen jungen Abenteurer, der sich seit seiner Abwesenheit im Hause der Frau von Warens eingeführt hatte, an Rousseaus Stelle getreten zu sein schien und überall den Meister spielte. Der Neuling hatte die Gabe, sich geltend zu machen, alle seine Geschäfte mit einem besonderen Geräusch zu verrichten und dadurch Frau von Warens glauben zu machen, er sei ein wahres Kleinod für ihre Wirtschaft. Es kam bald zur Sprache zwischen Rousseau und Frau von Warens. Sie hielt ihm, wie sie Recht hatte, dieses zu tun, seine Nachlässigkeit in der Verwaltung ihrer Wirtschaft und seine häufige Abwesenheit vor, um ihm die Notwendigkeit einleuchtend zu machen, einen anderen Verwalter ihres Hauswesens anzunehmen. Sie gestand ihm sogar mit eben der unbefangenen Seele daß sie, um sich den jungen Menschen mehr zu verbinden, ihm gleiche Rechte, wie ihrem Claude Anet und ihrem Jean Jacques eingeräumt habe! Rousseau war wie entseelt, als er aus ihrem eigenen Mund dieses Geständnis vernahm. Der letzte Stern seines Glückes schien ihm untergegangen zu sein: er glaubte sich unbarmherzig von ihr zurückgeschleudert, in deren offene Arme er mit einem Herzen voll Liebe zurückgekehrt war. Wahrlich, es wird einem hier zu Mute, als wenn man eine lehrende Fabel liest. Rousseau hatte sich von seiner Pflicht entfernt und treulos an seiner besten Freundin gehandelt und, da er nun wieder heim kommt, sieht er sich aus ihrem Alleinbesitz verdrängt und findet einen Fremdling, der sich bei ihr eingeschmeichelt und eine Stelle in ihrem Herzen gewonnen hat! „O, mein Mütterchen, sagte Rousseau mit einem von Schmerz gepreßten Herzen auf ihr Bekenntnis, was sagen Sie mir da? Welch ein Lohn für eine Anhänglichkeit, wie die meinige? Haben Sie mir nur darum so oft

das Leben erhalten, um mir alles zu rauben, wodurch es mir wert war? Ich werde sterben, aber sie werden mich bedauern." Sie suchte den Schwärmer zu trösten; sie sagte ihm, er sei ein Kind, man sterbe davon nicht; er solle nichts bei ihr verlieren; sie werden noch eben so vertraut in jedem Sinne des Wortes bleiben, und ihre zärtliche Anhänglichkeit für ihn könne sich nur mit dem Ende ihres Lebens vermindern oder aufhören. Sie war wohl nicht der gut gemeinten Verstellung mancher Weiber fähig, die, aus einer Weichheit des Herzens, die niemanden betrüben will, gern anderen etwas Angenehmes und Tröstliches sagen: sie sprach, wie sie dachte, und wenn ihr Verstand manches gegen Rousseau einzuwenden hatte, so blieb ihr Herz ihm doch gewogen! Rousseau entsagte mit einem Schein von Großmut diesem geteilten Besitz, der ihm unerträglich schien. Bei den edlen und großen Grundsätzen, die er sich beilegt, warum er sie an sich abtrete und der Vereinigung der Herzen willig die Freuden zum Opfer bringe, die sein Mütterchen nur in seinen Augen herabwürdigen würden,. können einem unwillkürlich die vortrefflichen Reden und Maximen einfallen, welche vom Thucydides und Livius den großen Feldherrn beigelegt werden, die vielleicht nie so dachten und sprachen! Rousseau der Greis verwechselt wohl wieder seine Denkungsart mit der Denkungsart des jungen Mannes, den man von dem Verdacht selbstischer Gesinnungen auch hier wahrscheinlich nicht ganz frei sprechen kann. Man weiß, wie sehr es Rousseau noch vor seiner Vereinigung mit Frau von Warens schmerzte, Claude Anet in einer größern Vertraulichkeit mit ihr leben zu sehen, als er genoß, und wie sehr er in der Folge wünschte, sie möchte ihre laxeren Grundsätze insoweit aufgeben, daß sie blos für ihn eine Ausnahme von den strengeren Vorschriften der Moral machte. Eben dieser Eifersucht auf den ausschließenden Besitz ihres Geistes und Körpers,

und der widrigen Empfindung, sein Glück mit einem Menschen, den er verachtete, teilen zu sollen, schreibe ich die Entsagung zu, mit der er die Anerbietungen seines Mütterchens erwiederte.

Rousseau sah alle die schönen Hoffnungen auf ein immerwährendes, ungemischtes Glück, zu denen sich je seine Einbildungskraft aufgeschwungen hatte, zertrümmert; aber seine alte Anhänglichkeit und Zuneigung zu seinem Mütterchen erstarb nicht in seinem Herzen. Er blieb bei ihr; er fuhr fort, sich wenigstens in Gedanken mit Projekten zu ihrem Glück zu beschäftigen; er suchte sogar seine Verachtung gegen seinen Nebenbuhler zu überwinden und sich gegen ihn gefällig zu bezeigen. Bei alle dem glaubt er dennoch, eine verminderte Vertraulichkeit und Zärtlichkeit von ihrer Seite gegen sich zu erblicken, die vielleicht blos in seiner Einbildungskraft statt hatte, oder durch gewisse Umstände, vielleicht selbst durch Verleumdungen, deren man sich gegen ihn bei Frau von Warens bedienen mochte, herbeigeführt wurde. Er war ungerecht genug, die Ursache davon in der Beraubung, die er sich selbst auferlegt hatte, zu suchen, indem er dem Grundsatz folgte, keine Frau, so wenig Temperament sie auch habe, verzeihe die freiwillige Enthaltung, weil sie eine Gleichgültigkeit gegen ihren Besitz darin sehe!

Geschaffen, sich selbst zu peinigen, hing er diesen nagenden Gedanken nach, zog sich immer mehr von seinem häuslichen Zirkel zurück und nahm nur den Gram und Kummer mit in die Einsamkeit, wo er sich immer tiefer in die Überzeugung von seinem Unglück hineinarbeitete. Sie sehen und ihr Herz von dem seinigen entfernt glauben, schien ihm unerträglicher, als ganz von ihr getrennt leben. Wäre seine Überzeugung von der Veränderung ihrer Gesinnung gegen ihn weniger fest gewesen, und hätte er mit freier, offener Seele sie

zur Vertrauten seines Schmerzes und seiner Unruhe gemacht, so wären die Mißverständnisse zwischen ihnen vielleicht glücklich entdeckt und behoben worden. Aber stumm brütete er über dem Plane, ihr Haus zu verlassen. Er entdeckte ihr endlich denselben, und sie begünstigte seinen Entschluß, wie sie bisher immer seine Reisen, seine Projekte, gebilligt und begünstigt hatte. Vielleicht sah sie ein, daß es ihr schwerlich gelingen würde, seinen unruhigen, argwöhnischen Geist je ganz mit sich zufrieden zu machen, daß er, mit dieser Einbildungskraft nicht für stilles, häusliches Glück gemacht wäre, daß ihn der Geist der ungestümen Leidenschaft, der Unruhe, der Eitelkeit unaufhörlich verfolge und herumtreibe, daß er erst durch Erfahrungen in der großen Welt müsse geübt, geläutert, von der Torheit geheilt und zu einem weisen Menschen gebildet werden! Da Rousseau schon verschiedenemale Neigung hatte blicken lassen, sich mit Erziehung der Jugend abzugeben, so schrieb Fr. v. Warens deshalb an ihre Freundin, Mme. Deybens in Grenoble, deren Gemahl ein Freund von Hn. v. Mably, Oberrichter in Lyon war. Hr. Deybens schrieb an Fr. v. Warens und schlug ihr für ihren Zögling eine Hofmeisterstelle bei Hn. v. Mably vor, die er mit Vergnügen annahm*). Mme. Deybens, veranlaßt durch Fr. v. Warens, hatte ihn zugleich an Fr. v. Mably empfohlen und sie gebeten, seine Sitten zu bilden und ihm den Ton der großen Welt zu geben. Das letzte gelang nicht: aber wohl verliebte er sich in seine neue Gebieterin, die nur leider seine stumme Liebe und seine Seufzer nicht verstand oder nicht verstehen wollte, und auf diese Art seine Leidenschaft für sich unterdrückte. Mit

---

*) Rousseaus Brief an Hn. Deybens: Lettres diverses, Oeuvres T. 26. p. 423.

der Bildung seiner Zöglinge war er nicht glücklicher*) und, da er allmählich zu der Überzeugung kam, daß er nicht zu einem Erzieher gemacht sei, so entschloß er sich, seine Stelle wieder zu verlassen. Die Rückerinnerungen an sein teures Mütterchen und an das reizende Charmettes, die ihm eine unaussprechliche Sehnsucht einflößten, beschleunigten die Ausführung seines Vorsatzes. Nachdem er ein Jahr lang in Lyon ausgehalten, flog er wieder zu seinem Mütterchen. Er hatte sich Vorwürfe über seine ehemalige Aufführung gemacht; er sagte sich, er würde noch der süßesten Freundschaft mit ihr genießen können, hätte er es nicht an Aufmerksamkeit und Gefälligkeit fehlen lassen: aber, er hoffte das Versäumte nachzuholen, alles wieder gut zu machen! Er bedachte vielleicht nicht, daß eben der neue Beweis seines Wankelmuts, daß er die angefangene Erziehung wieder aufgegeben, daß, nachdem er sich von ihrem Hause weggewünscht, er abermals zurückkam, kein günstiges Vorurteil für ihn sein konnte. Sie nahm ihn auch diesmal wieder mit ihrem vortrefflichen Herzen auf, sie, die nie ermüdete, ihn zu nähren, zu versorgen und mit ihm Geduld zu haben: aber er fühlte es nur zu bald, daß sein ehemaliges Glück auf immer dahin wäre. „Ich suchte das Vergangene, sagt er, das nicht mehr da war und nicht wieder kommen konnte!“ So waren denn auch diesmal seine Hoffnungen wieder niedergeschlagen und er in den vorigen qualvollen Zustand wie vor seiner Abreise nach Lyon versetzt, den er dadurch, daß er die Einsamkeit, die Vertraute der Leidenden, suchte, noch unerträglicher machte.

*) Ein gut gezeichneter Erziehungsplan für die Kinder, besonders den ältesten Sohn des Hn. v. Mably, verdient, als der Vorläufer des Emil, mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Projet pour l'éducation de M. de Sainte-Marie in Suppl. à la collect. des Oeuvres de J. J. Rousseau, T. 27. p. 1.



Über seinen Lebenslauf in dieser Periode, d. h. ungefähr vom Jahre 1739 an, bis zur Abreise nach Paris im Jahre 1742, finden sich nur wenige Blätter in den Bekenntnissen. Seine Empfindlichkeit scheint zu sehr durch das Andenken an jene Tage des geheimen Kummers gereizt worden zu sein, um sich die Szenen derselben noch einmal einzeln und vollständig vorzustellen. Etwas Weniges wird sich aus seinen Briefen zur Ergänzung jener höchst unvollständigen Nachrichten beibringen, zum Teil nur vermuten und erraten lassen. Eingeschlossen mit seinen Büchern, blieb er, die Tischzeit ausgenommen, einsam auf seinem Zimmer. Die Wissenschaften, der Gram und Projekte, wie er der immer mehr in Verfall geratenden und durch die Verschwendung des neuen Hausverwalters noch verschlimmerten Wirtschaft seines Mütterchens aufhelfen könnte, waren seine beständige Unterhaltung. Um sich zu erholen und Zerstreuung zu verschaffen, scheint er ganz früh im Jahre 1739 Chambery mit Charmettes vertauscht zu haben. Wegen seiner fortdauernden Kränklichkeit und des Mangels an Aussichten für sein Fortkommen, hatte ihm Frau von Warens den Plan an die Hand gegeben, um eine Pension anzuhalten, auf die er wegen seines Schicksals und seines Übertritts zur katholischen Religion Anspruch machen durfte. Er setzte deshalb ein Schreiben an den Statthalter von Savoyen auf, den er bat, sich bei dem König Viktor von Sardinien für sein Bestes zu verwenden.*) Er überschickte dieses Sendschreiben seinem Mütterchen, indem er sich dabei über die Einkleidung desselben erklärt, mit dem Zusatz, er wünsche einen besseren Erfolg, als er zu hoffen wage, weil er aus Erfahrung wisse, daß alle Menschen nicht einerlei Sprache reden und verstehen; er bedaure die Leute, denen seine Sprache unbekannt wäre, aber es sei

*) Das Mémoire steht T. 26. p. 207.

ein Mütterchen auf der Welt, die, an der Stelle jener Leute, ihn sehr gut verstehen würde. Er ladet noch zuletzt sein Mütterchen zu einem Spaziergang nach Charmettes ein.*) Es scheint nicht, daß ihm eine Pension verwilligt worden. Ich weiß nicht, was für einen groben Fehler Rousseau begangen haben mag, wodurch er sich sehr herbe Verweise von Frau von Warens zuzog, über die er sich in einem Briefe dahin erklärt, er gestehe ein, daß er unrecht getan haben müsse, weil sie es so finde, und er versichere ihr, er werde alle Verweise, die sie ihm jemals zu machen und in welchem Ton sie sie zu machen für gut finden werde, gut aufnehmen und aufs Beste auslegen. „Sie haben mir sagen lassen, fährt er fort, Sie wollten mir, weil Sie zum Abendmahl gingen, vergeben. Ich nehme dieses nicht wörtlich, und ich bin versichert, daß, wenn ein Herz, wie das Ihrige, Jemanden so geliebt hat, wie ich mich erinnere, von Ihnen geliebt worden zu sein, es ihm unmöglich ist, je zu so einem Grad von Verbitterung zu kommen, daß es, um sich auszusöhnen, religiöser Bewegungsgründe bedürfte. Ich sehe dieses als eine kleine Züchtigung an, die Sie mir auflegen, indem Sie mir vergeben und deren Bitterkeit Sie mir zugleich dadurch versüßen wollen, daß ich Ihre wahren Gesinnungen vollkommen einsehe".**) Hier entsteht eine Lücke von zwei Jahren, die ich auf keine Weise auszufüllen vermag, welche Rousseau aber wahrscheinlich abwechselnd in Chambery und Charmettes verlebte. Erst vom März 1742 finden sich wieder einige Zeilen an seinen und den Freund der Frau von Warens, von Conzie, einen Savoyischen Edelmann, die nur wegen des beigefügten Gedichts für uns merkwürdig sind. Er hatte sich eben von einer Krankheit etwas erholt,

*) 3. März 1739. p. 244.
**) Charmettes 18. März 1739. p. 242.

und, durchdrungen vom Dank gegen seine Retterin und Pflegerin, hatte er seine Empfindungen in einem Lied an Fanie ergossen, das er seinem Freund übersendet. Er entschuldigt die Mittelmäßigkeit seiner Verse damit, daß Frau von Warens ihm verboten habe, bessere zu machen, weil es nicht gut sei, daß die Kranken zu viel Geist haben. Das Gedicht bezieht sich ganz auf Rousseaus besondere Lage, und sein Inhalt verdient deswegen angegeben zu werden. Er erzählt, das Fieber habe ihn, trotz der Kunst seines Äskulaps, an den Rand des Grabes gebracht: nur seiner angebeteten Fanie verdanke er seine Rückkehr ins Leben. Ihm sei schon die Unterwelt mit allen ihren Schrecken erschienen. Charon habe ihn an die Ufer des Lethe geführt und ihm daraus zu trinken geboten, indem er ihm die heilsame Kraft desselben, aller Leiden und Übel zu vergessen, erklärt. Er habe ihm aber geantwortet, wenn man eine göttliche Fanie geliebt habe, so könne man das Andenken an diese Liebe nie vergessen: sein Herz werde sie auch bei den Toten anbeten! Er habe noch kaum ausgeredet, als Pluto selbst erschienen, ihn wegen seines Märtyrertums und seiner Standhaftigkeit in der Liebe gepriesen und seiner Zärtlichkeit verwilligt habe, noch einmal in die Oberwelt zurückzukehren und den Sterblichen zu zeigen, daß eine so zärtliche Liebe auch bei Pluto ihre Rechte habe. Er beschließt die Erzählung seiner Erscheinung also:

So hat denn, reizende Fanie,
Mein dir ergebnes Herz gehindert mein Verderben;
Doch, wenn aufs Neue Er zu leben mir verlieh,
So laß du mich nicht sterben! *)

Das Lied ist der Einbildungskraft und des Herzens seines

*) 14. März 1742. p. 304.

Verfassers gleich würdig, und den Selbstruhm muß man dem lyrischen Dichterstolz anrechnen!

Muße und Einsamkeit führten ihn wieder zu der Tonkunst, in der er Unterricht zu erteilen schon lange aufgegeben hatte. Er studierte mehr die Theorie derselben und, mit Hilfe seines Nachdenkens erfand er eine neue, erleichterte Methodik der Musik, von der er, in der ersten Erfinderbegeisterung, sich ein großes Glück versprach. Sein herrschender Gedanke war nur der, nach Paris zu gehen, eine große Revolution mit seiner Erfindung zu machen, dadurch zu Ehre, Ansehen und Glück zu gelangen, um dann sein immer noch geliebtes Mütterchen auch glücklich zu machen. So verließ er alles, was ihm teuer war, gestützt auf den schwachen Anker der Hoffnung. Auch dieser zerbrach. Er kehrte nicht noch einmal zu seinem Mütterchen zurück, aber es war mehr als Dichtersprache gewesen, wenn er versichert hatte, nichts könne ihm jemals das reizende Andenken an dieses teuere Weib rauben!

* * *

Ich hänge diesem Abschnitt noch eine kurze Nachricht von den sogenannten Memoiren der Frau von Warens an, die vor einigen Jahren einiges Aufsehen erregten, aber bald darauf, wie sie es verdienten, vergessen wurden. Die Schrift hatte folgenden Titel: Mémoires de Madame de Warens, suivis de ceux de Claude Anet. Publiés par un C. D. M. D. P. Pour servir d'Apologie aux Confessions de J. J. Rousseau, à Chambery 1786. 8. Ein vollständiger deutscher Auszug erschien in demselben Jahre in Frankfurt und Leipzig. Diese Geschichte der Frau von Warens ist angeblich von ihrer eigenen Hand aufgesetzt und einige Jahre nach ihrem Tode in einem Kästchen unter dem Nachlaß des Claude Anet, der sie überlebt haben soll, gefunden worden. Über die Echt-

heit haben die Herausgeber nicht für gut befunden, den Beweis zu führen. Blos im Vorbeigehen sagen sie: „Alle Leser kennen Rousseau; wir glauben daher, es wäre Zeitverlust, eine lange Abhandlung zu schreiben, um die Echtheit der Aufsätze zu beweisen, die wir ans Licht stellen wollen“.*) Eine flüchtige Durchsicht des Werkchens lehrt, daß es ein aus Rousseaus Bekenntnissen und der Heloise zusammengeschmiedeter Roman ist, zu dem höchstens ein paar Zusätze aus anderwärts her von der Frau von Warens bekannt gewordenen Anekdoten gekommen sein mögen. Julie ist das Modell der Frau von Warens, St. Preux das Vorbild des Herrn von Tavel: nur, daß beider Liebe rein und tugendhaft geschildert wird. Rousseau ist ein Undankbarer, den sie aus dem Elend gezogen, und der ihr damit gelohnt hat, daß er zu Fräulein du Chatelet in Lyon schlecht von der Aufführung der Frau von Warens gesprochen, dem sie darüber einen nachdrücklichen Brief geschrieben, welcher von ihm aber unbeantwortet geblieben ist. Rousseau ist dennoch wieder zu ihr gekommen und hat sie abermals, mit Reisegeld und Reisegeräte von ihr versehen, verlassen, ohne je wieder zu ihr zurückzukehren oder an sie zu schreiben. Sie hat seitdem nichts wieder von seinem Schicksal gehört. Ich habe nur einiges zur Probe ausgehoben, welches hinlänglich sein wird, des Verfassers Absicht: Calumniare audacter: aliquid haeret an den Tag zu legen. Rousseau soll, um nur eines bemerklich zu machen, seit seiner Abreise nach Paris nie wieder an sein Mütterchen geschrieben haben, da doch eine Reihe von Briefen, die er aus Paris, Venedig etc. an sie schrieb, noch in seinen Werken vorhanden und mit allen Kennzeichen der Echtheit gestempelt sind! Ich führe nur eine Anekdote noch aus dieser Schrift an, deren Echtheit dahin gestellt bleibt: Frau

*) Préface p. XV.

von Warens, sagt eine Anmerkung, hatte auch zwei bis drei Theaterstücke gemacht, die man unter ihren Papieren gefunden. Sie scheinen nicht anziehend genug, um dem Publikum mitgeteilt zu werden. Das eine les Perdrix ist nach einer bekannten Erzählung gebildet".*) Eine Sammlung von Denksprüchen und Erfahrungssätzen, welche dieser Sammlung beigefügt sind, scheinen, wo nicht echt, doch im Geiste dieser verehrungswürdigen Frau gedacht zu sein. Am Ende stehen noch Mémoires de Cl. Anet,**) welche angeblich ebenfalls aus der Verlassenschaft dieses treuen Dieners sind und gerade soviel Glauben verdienen, als die Geschichte der Frau von Warens.

---

*) p. XX. Not.
**) p. 177.

Dritter Abschnitt.

Rousseaus Trennung

von Frau von Warens bis zu seiner Vereinigung mit Therese le Vasseur.

On ne fait rien dans Paris que par les femmes. Ce sont comme des courbes, dont les sages sont les asymptotes; ils s'en approchent sans cesse, mais ils n'y touchent jamais.

Rousseau, Confessions L. VII.



Die Hauptschicksale und Begebenheiten dieses Zeitraums waren das Werk der Pariser Weiber, unter deren Schutz sich Rousseau begab, um durch sie das Glück zu machen, welches er unmittelbar durch die Gelehrten nicht erlangen konnte. Bevor wir ihn in Paris seine Rolle spielen sehen, wollen wir ihn noch auf der Reise von Charmettes, wo er sein Herz zurückgelassen hatte, begleiten. Er verweilte einige Zeit in Lyon, um seine alten Bekanntschaften zu erneuern, sich Empfehlungen nach Paris zu verschaffen und einige Bücher, die ihm jetzt nicht nötig schienen, in Geld zu verwandeln. Er wurde allenthalben gut aufgenommen, besonders von Herrn und Frau von Mably, welche ihm ihr Vergnügen, ihn wieder zu sehen, bezeigten. Auch auf dieser Durchreise entspann sich ein kleiner Roman zwischen ihm und einer Mademoiselle Serre, die er schon vor mehreren Jahren, als er Frl. du Chatelet besuchte, im Kloster gesehen und später, während er bei Herrn von Mably in Kondition war, als ein liebenswürdiges Mädchen hatte kennen lernen. Er hatte jetzt Muße, sie häufiger zu sehen und, welches einerlei bei ihm war, eine heftige Leidenschaft

für sie zu fassen, indem er sich zugleich damit schmeichelte, auch ihr Herz sei dem seinigen nicht entgegen. Obgleich ihr beiderseitiger Mangel an Vermögen einer Verbindung im Weg stand, und er, bei den Projekten, die ihn beschäftigten, weit entfernt war, ernstlich an eine Heirat zu denken, so unterließ er doch nicht, ihr eine feierliche Liebeserklärung in einem Briefe zu machen, der, als der einzige, welcher von dieser Gattung unter Rousseaus Briefen sich erhalten hat,*) hier eine Stelle verdient, um an einem Beispiel anschaulich zu machen, wie Rousseau sich in solchen Fällen, in denen er öfters war, zu benehmen pflegte. Man halte die Weitschweifigkeit dieses Briefes einem Herzen zu gut, das dem Drang seiner Empfindungen nicht widerstehen und nicht Worte genug finden kann, seine Leidenschaft auszudrücken: „Ich habe mich, schreibt er, der Gefahr ausgesetzt, Sie wieder zu sehen, und Ihr Anblick hat nur zu sehr meine Furcht gerechtfertigt, indem er alle Wunden meines Herzens von neuem aufgerissen hat. Ich habe bei Ihnen noch das Fünkchen Vernunft, das mir übrig war, verloren, und ich bin zu nichts mehr gut, als Sie anzubeten. Mein Übel ist um so größer, da ich weder die Hoffnung, noch die Neigung habe, es zu heilen und, da ich auf Gefahr von allem, was daraus entstehen kann, Sie ewig lieben muß. Ich sehe ein, Mademoiselle, daß ich von Ihrer Seite keine Erwiderung zu hoffen habe; ich bin ein junger Mensch ohne Glücksgüter; ich habe Ihnen nichts als ein Herz anzubieten, und dieses Herz, so sehr es von Leidenschaft, Empfindung und Zärtlichkeit durchdrungen ist, ist ohne Zweifel kein Geschenk, würdig von Ihnen angenommen zu werden. Ich fühle indeß, daß in einem unerschöpflichen Quell von Zärtlichkeit, in einem stets lebhaften

*) Man müßte denn einige Briefe von St. Preux an Julie, und die vier Briefe an Sara hierher rechnen wollen.

und stets standhaften Charakter, Hilfsquellen des Glücks liegen welche eine Frau von zartem Gefühl einigermaßen für Schönheit und Reichtum, welche mir mangeln, entschädigen könnten. Aber, wie? Sie haben mich mit einer unglaublichen Grausamkeit behandelt und, wenn Sie einige Gefälligkeit für mich gehabt haben, so haben Sie mich solche hernach so teuer bezahlen lassen, daß ich schwören wollte, Ihnen wäre nur an meiner Qual gelegen. Alles dieses bringt mich zur Verzweiflung, ohne mich in Erstaunen zu setzen, und ich finde genug Gründe in meinen Mängeln, Ihre Unempfindlichkeit gegen mich zu rechtfertigen: aber, glauben Sie nicht, daß ich Sie in der Tat für gefühllos halte. Nein, Ihr Herz ist nicht weniger, als Ihr Blick, für die Liebe gemacht. Nur das macht mich verzweifeln, daß ich nicht der Glückliche bin, der Sie rührt. Ich weiß von gewisser Hand, daß Sie Verbindungen gehabt haben; ich weiß sogar den Namen des glücklichen Sterblichen, der die Kunst gefunden hat, sich bei Ihnen Gehör zu verschaffen und, um Ihnen einen Begriff von meiner Denkungsart zu geben, meine Achtung für Sie wird mir, seit ich jenes erfahren habe, niemals erlauben, etwas mehr von Ihren Verhältnissen wissen zu wollen als was Sie selbst mir zu sagen für gut finden werden. Mit einem Wort: wenn ich Ihnen gesagt habe, daß Sie nie als eine Religiöse sich dem Klosterleben widmen würden, so geschah dieses aus der Überzeugung, daß Sie in keinem Betracht dazu gemacht sind und, wenn ich als leidenschaftlicher Liebhaber mit Schrecken an diesen Entschluß denke, so werde ich Ihnen doch als aufrichtiger Freund und als ein ehrlicher Mann nie raten, Ihre Einwilligung zu den Absichten zu geben, die man desfalls mit Ihnen hat. Denn, da Sie einen ganz entgegengesetzten Ruf haben, so würden Sie sich nichts anderes, als eine lange und überflüssige Reue dadurch bereiten. Ich sage es Ihnen, wie ich im Grund meiner Seele denke und,

ohne auf meinen eigenen Vorteil zu sehen. Wenn ich anders dächte, so würde ich es eben so aufrichtig sagen und, indem ich sehe, daß ich nicht persönlich glücklich sein könnte, würde ich wenigstens mein Glück in dem Ihrigen finden. Ich versichere Ihnen, daß Sie mich in allen Stücken ebenso gerade und von ebenso zartem Gefühl finden werden und, daß, so zärtlich und leidenschaftlich ich auch bin, ich es mir doch noch angelegener sein lasse, ein ehrlicher Mann zu sein. O, wenn Sie mich anhören wollten, Sie würden erfahren, was wahre Glückseligkeit ist. Niemand würde sie besser empfinden als ich und, ich wage es zu glauben, Niemand sie anderen besser empfinden lassen. Götter! Wenn ich zu diesem reizenden Besitz hätte kommen können, ich wäre gewiß gestorben: denn, wie hätte ich dem Strome des Vergnügens widerstehen können? Aber, wenn die Liebe Wunder getan und mir das Leben erhalten hätte, wie hoch auch die Flamme in meinem Herzen auflodert, ich fühle es, sie hätte sich verdoppelt und, um mich zu hindern, mitten in meinem Glück zu sterben, würde mit jedem Augenblick neues Feuer mein Blut belebt haben! Dieser einzige Gedanke macht es schon kochen; ich kann dem verführerischen Traumbild nicht widerstehen; Ihr reizendes Bild folgt mir überall; ich kann es nicht los werden, selbst, indem ich mich ihm überlasse; es verfolgt mich bis in meinen Schlaf; es beunruhigt mein Herz und meine Lebensgeister; es verzehrt mein Temperament, und ich empfinde mit einem Wort, daß Sie mich, wider Ihren Willen, töten werden und daß, wie grausam Sie auch gegen mich sein mögen, es mein Schicksal ist, aus Liebe für Sie zu sterben. Sei es wirkliche Grausamkeit oder eingebildete Güte: das Los meiner Liebe ist immer, mich sterben zu lassen. Aber, ach! indem ich meine Qualen beklage, bereite ich mir neue zu. Ich kann nicht an meine Liebe denken, ohne daß mein Herz und meine Einbildungskraft sich erhitzen,

und, welchen Entschluß ich auch beim Anfang dieses Briefes faßte, Ihnen zu gehorchen, so fühle ich doch, daß ich weit über das hinausgegangen bin, was Sie von mir verlangten. Würden Sie wohl so hart sein, mich dafür zu strafen? Der Himmel verzeiht ja unwillkürliche Fehler; seien Sie nicht strenger als er, und bringen Sie das Übermaß einer unbezwingbaren Neigung mit in Anschlag, welche mich weiter führt, als ich will, ja so weit, daß, wenn es in meiner Macht stünde, eine Minute meine angebetete Königin zu besitzen, mit der Bedingung, eine Viertelstunde nachher gehängt zu werden, ich dieses Anerbieten mit mehr Freude, als den Thron der ganzen Welt annehmen würde. Nach diesem Bekenntnis habe ich Ihnen nichts weiter zu sagen: Sie müßten ein Ungeheuer von Grausamkeit sein, wenn Sie mir ein wenig Mitleid versagen wollten. Ehrgeiz und Eitelkeit rühren ein Herz wie das meinige nicht; ich hatte beschlossen, den Rest meiner Tage als Philosoph in der Stille zuzubringen; Sie haben alle diese schönen Projekte zerstört; ich habe gefühlt, daß es mir unmöglich sei, von Ihnen entfernt zu leben und, um mir die Mittel zu verschaffen, mich Ihnen wieder zu nähern, habe ich eine Reise und Pläne vor, deren glückliche Ausführung mein gewöhnliches Schicksal ohne Zweifel verhindern wird. Aber, da ich einmal dazu bestimmt bin, mich mit Phantasien einzuwiegen, so will ich mich wenigstens den angenehmsten überlassen, das heißt solchen, die Sie zum Gegenstand haben. Versagen Sie, Mademoiselle, einem leidenschaftlichen Liebhaber, dessen einziges Verbrechen gegen Sie ist, Sie zu liebenswürdig gefunden zu haben, nicht ein Zeichen Ihres Wohlwollens; geben Sie mir eine Adresse und erlauben Sie, daß ich Ihnen die meinige zu einem Briefwechsel unter uns gebe; kurz, lassen Sie mir einen Strahl von Hoffnung: wenn es auch nur deswegen sein sollte, um die törichten Unternehmungen, zu

denen meine Leidenschaft mich fähig macht, nieder zu schlagen. Verdammen Sie mich nicht, Sie während meines Aufenthalts an diesem Ort so selten zu sehen; ich kann es nicht aushalten: verwilligen Sie mir wenigstens in den Zwischenräumen den Trost, Ihnen zu schreiben und von Ihnen Nachrichten zu erhalten: sonst werde ich häufiger kommen, auf Gefahr alles dessen, was daraus entstehen kann.*)“ Zu wortreich und dadurch etwas langweilig mag dieser Brief scheinen, aber es herrscht ein Feuer der Leidenschaft und ein Schwung der Einbildungskraft darin, der des Dichters der Heloise würdig ist. Ob der Brief reine und lautre Empfindung des Herzens, oder ein Werk der in den lyrischen Zustand künstlicher Begeisterung versetzten Phantasie ist, möchte sich nicht im Allgemeinen bestimmen lassen; wenigstens schildert er sich zu vorteilhaft, scheint zu sehr darauf auszugehen, Mitleid mit seinem Zustand und Liebe für sich zu erregen, als daß man den Brief ganz für den natürlichen Ausfluß eines liebenden Herzens halten dürfe! Wie man aus dem Inhalt desselben bemerkt, so waren schon mündliche Erklärungen diesem Briefwechsel vorausgegangen; sie hatte ihn gebeten, sich zu mäßigen und seiner Leidenschaft Gewalt anzutun. Ihre Vorstellungen scheinen aber die entgegengesetzte Wirkung gehabt zu haben. Sie nahm also nunmehr zu dem Geständnis ihre Zuflucht, daß sie einen jungen Kaufmann liebe und von ihm geliebt werde. Rousseau traf diesen selbst einige Male bei ihr an: dies bewog ihn doch, von seiner törichten und unmäßigen Leidenschaft nachzulassen und, wie er in seinem Briefe schon den Vorsatz faßte, das Glück, welches er nicht persönlich genießen konnte, in der Teilnahme an ihrem Wohlergehn zu suchen. Nachdem er schon Lyon verlassen hatte beschäftigte

*) Lettres diverses, Oeuvr. T. 26. p. 435.

ihn auf seiner ganzen Reise nach Paris eine zärtliche Sehnsucht nach seiner Freundin, die mit der süßen Empfindung gemischt war, über seine Leidenschaft gesiegt und fremdes Glück nicht gestört zu haben.

Es war im Juli des Jahres 1742, als Rousseau in Paris anlangte. Die schon einmal dort gemachte Erfahrung, das Gebäude seiner Hoffnungen scheitern zu sehen, hätte ihm den Mut benehmen sollen, noch einmal daselbst sein Glück zu suchen. Allein mit den Jahren war sein Zutrauen zu sich und seinen Talenten gewachsen und, mit vermehrten Ansprüchen wurde das Bedürfnis lebhafter, ein großes Theater für seine Verdienste zu finden. Nur hatte er sein Glück fälschlich auf die Verbindungen mit Gelehrten berechnet, die seine musikalische Erfindung mit Kälte aufnahmen und sein Verdienst, wenn sie ihm auch Gerechtigkeit erzeigten, dennoch darben ließen. Endlich klärte ihn ein Freund, der Abbé Castel, über seine Lage auf, indem er ihm bewies, daß man nach Pariser Sitte blos durch die Weiber etwas bei den Männern ausrichten könne, und ihn zugleich einigen Weibern empfahl. Nach Rousseaus eigner Charakterschilderung der Pariserinnen in der Heloise, sind diese in ihrem Betragen mehr Männer als Weiber: sie haben nichts von dem sittigen, züchtigen und bescheidnen Wesen, das den Charakter ihrer Gattung ausmacht. Durch ihren Verstand, ihren blendenden Witz und durch die Anmut ihrer Manieren halten sie sich für berechtigt, sich über die strengen Regeln weiblicher Tugend hinwegzusetzen und ein freies, dreistes und zudringliches Betragen anzunehmen. Sie glauben durch ihre natürlichen Gaben von der Natur die Vollmacht erhalten zu haben, über das ganze Männergeschlecht zu herrschen, Künste und Wissenschaft zu beschützen und Gnaden an die Gelehrten, besonders an ihre Günstlinge auszuteilen. Ohne wahre Hochachtung für sie zu hegen, erweist

ihnen die Galanterie der Männer alle Zeichen von Achtung und richtet sich ganz nach ihrem Wink und Willen. Ihre Gutmütigkeit schränkt die Mißbräuche der ihnen abgetretenen Herrschaft ein; ihre Neigung, Gutes zu tun, und ihre Dienstfertigkeit, unterstützt gern das darbende Talent, wenn es zu ihnen seine Zuflucht nimmt.

Rousseau widerstand lange, ehe er die Bekanntschaften machte, zu denen ihm der Abbé Castel den Weg gebahnt hatte. Er sah es vielleicht für eine Demütigung an, daß er sein Glück nicht unmittelbar seinem Verdienst und der Anerkennung desselben bei den Männern, die es am richtigsten schätzen konnten, sondern dem Wohlwollen und der Gutherzigkeit der Weiber verdanken sollte. Ueberdies war er zu wenig in die Formen der großen Welt eingeweiht, um sich nicht bei diesen Damen in einer zwangvollen Lage zu fühlen. Er hatte diese Erfahrungen schon bei Frau von Bose gemacht, deren Gemahl, Sekretär der Akademie der Inschriften, ihn bisweilen zu Tische einlud. Je freier und ungezwungener das Benehmen dieser Frau gegen Rousseau war, desto verlegener und linkischer wurde sein Anstand und sein ganzes Betragen.

Endlich überwand er seine Abneigung, persönliche Bekanntschaften mit diesen Damen zu machen und ging zu einer derselben, Frau von Bezenval, die schon durch Abbé Castel über Rousseau unterrichtet war. Sie empfing ihn mit Güte; ihre Tochter, Frau von Broglie, sagte ihm etwas Schmeichelhaftes über seine Schrift von der neuern Musik und zeigte ihm auf ihrem Clavier, daß sie sich damit beschäftigt habe. Er wurde von Frau von Bezenval eingeladen, zu Tische zu bleiben, was er auch annahm. Allein, als er bald darauf aus einer Aeußerung bemerkte, man habe ihn an den Kammertisch bestimmt, wollte er aus gerechtem Stolz sich unter einem Vorwand entfernen. Frau von Broglie, die ihrer Mutter einige Worte



Madame Dupin
Nach einem von Nattier gemalten Porträt

Worte zuflüsterte, machte das Versehen wieder gut, und Frau von Bezenval wiederholte ihre Einladung so modifiziert, daß sie sich die Ehre seiner Gesellschaft ausbäten. Dies war keine Kleinigkeit für eine Frau, die bei aller Gutmütigkeit doch von sehr beschränktem Verstand und voll von ihrem berühmten polnischen Adel war. Bei Tische war auch der Präsident v. Lamoignon, und die Unterhaltungen drehten sich um Gegenstände des Witzes, in denen Rousseau zurückblieb und schweigen mußte. Er war trostlos darüber, daß er die Ehre, welche ihm widerfuhr, nicht durch geistreiche Gespräche rechtfertigen konnte; aber nach Tische fand er Gelegenheit, sich selbst in einem vorteilhaftern Licht zu zeigen, indem er seine poetische Epistel an den Wundarzt Parisot in Lyon der Gesellschaft vorlas, welche eine rührende Darstellung der Geschichte seines Lebens, seiner Schicksale, Empfindungen, Schwärmereien und der Verdienste, welche Frau von Warens um ihn hatte, enthielt.*) Er wußte dem Stück durch die Art, wie er es vorlas, noch mehr Nachdruck zu geben, und er hatte die Genugtuung, seine drei Zuhörer weinen zu sehen. Auf Frau von Broglie mochte es den meisten Eindruck gemacht haben, und ein Blick von ihr schien ihrer Mutter zu sagen, sie habe eine zu wenig vorteilhafte Vorstellung von Rousseau gehabt. Sie sah Rousseau ganz aus dem Gesichtspunkt einer Pariserin an und glaubte, er werde als ein junger Mensch von Geschmack und feinen Kenntnissen, der zugleich ein warmes Gefühl und ein zärtliches Herz hätte, sein Glück bei den Damen machen, wenn man sich die Mühe gäbe, seiner Unerfahrenheit zu Hilfe zu kommen. Um dazu beizutragen, machte sie ihm ein Geschenk mit den Bekenntnissen des Grafen D . . ., die sie ihm als einen

*) Diese Epître à M. Parisot T. 26. p. 191. vollendete Rousseau, kurz vor seiner Abreise von Lyon nach Paris, am 10. Juli 1742.

Mentor empfahl, den er öfters in der Welt nötig haben und um Rat fragen möchte.*) Es ist ganz im Geist und Sinn der Pariser Welt, daß eine Dame dem jungen Manne bei seinem Eintritte in die große Welt, das Werk des Herrn Duclos zum Wegweiser gibt, dessen Gegenstände Liebschaften und Intriguen, und zwar nicht immer von der feinsten Art, sind. Rousseau bewahrte das Buch mit Dankbarkeit gegen die Hand auf, aus der es kam, indem er bisweilen über die vorteilhafte Meinung lächeln mußte, welche Frau von Broglie von seinen Anlagen zur Galanterie zu haben schien.

Die zweite Bekanntschaft, welche Rousseau dem Abbé Castel verdankte, war Madame Dupin, die schönste von drei schönen Schwestern, deren Mann Generalpächter war. Sie empfing Rousseau am Putztisch, nachläßig in einen Pudermantel gehüllt, mit entblößten Armen und in fliegenden Haaren. Wie wenig Rousseau dem unverhüllten Reiz im Negligée widerstehen konnte, lehrte schon oben das Beispiel seiner Schülerin, des Fräulein von Mellarede, in Chambery. Auch bei Madame Dupin wurde sein Kopf von dem unerwarteten Empfang überrascht und verwirrt und, ehe er sich noch recht besann, war er in sie verliebt. Sie übersah seine Verwirrung, oder schrieb sie vielleicht seiner Verlegenheit zu und kam ihm nur um so viel mehr mit Gefälligkeit und Güte entgegen. Sie unterhielt sich mit ihm über seine musikalische Schrift; sie sang und spielte dazu auf dem Klavier; sie zog ihn an ihre Tafel und wies ihm seinen Platz neben sich an. Sie erlaubte ihm, sie öfters zu besuchen, und er kam fast täglich und speiste wöchentlich wenigstens einigemale bei ihr. In ihrem Hause

---

*) Les Confessions du Comte D . . . . Histoire galante, 2 Teile. Es sind mehrere Ausgaben davon vorhanden: eine neuere ist Lyon 1764, 8. gedruckt.

war beständig ein glänzender Zirkel von angesehenen Leuten, schönen Geistern und schönen oder interessanten Weibern; junge Leute näherten sich seltener diesem Kreise, weil Madame Dupin Ernst und Zurückhaltung in ihrem Anstand behauptete. Eben dieses Betragen gegen Rousseau, das sie bei aller Güte für ihn nicht veränderte, und die Furcht, sich durch eine Erklärung den Weg zu seinem Glück zu versperren, lähmten seine Zunge, so sehr er auch vor Begierde brannte, ihr zu sagen, was er für sie fühlte. Endlich mußte ein Brief der Dolmetscher seiner Empfindungen werden. Nachdem sie ihn zwei Tage in banger Erwartung gelassen hatte, gab sie ihm am dritten den Brief zurück und fügte mündlich noch einige Ermahnungen in einem so kalten Ton bei, der ihn erstarren machte. Er wollte sprechen, aber die Worte starben auf den Lippen und mit ihnen seine Leidenschaft, die nicht heftig genug sein mußte, um durch ein zurückweisendes Betragen oder selbst durch Hoffnungslosigkeit nicht noch mehr gereizt und entflammt zu werden. Man vergaß von beiden Seiten das Vorgefallene, und das freundschaftliche Einvernehmen dauerte nichts destoweniger fort.

Durch die Verbindung mit Madame Dupin war Rousseau auch in ein freundschaftliches Verhältnis zu ihrem Freund und Stiefsohn, Herrn von Francueil,*) getreten, welches durch gemeinschaftliche Liebhaberei für Musik und schöne Künste genährt wurde. Unerwartet erhielt er einmal, mehrere

*) Wie können folgende zwei Äußerungen Rousseaus miteinander bestehen? Das Gerücht, erzählt er, sagte, Herr von Francueil mache Ansprüche an Madame Dupin, vielleicht einzig, weil sie ihm eine sehr häßliche und sanftmütige Frau gegeben hatte und mit beiden in der vollkommensten Eintracht lebte. Kurz vorher hatte er doch versichert: Madame Dupin sei von drei Schwestern die einzige gewesen, der man keine Verirrung in Hinsicht ihrer Aufführung vorgeworfen!



Tage nach dem obigen Vorfall, von diesem im Namen der Madame Dupin einen Wink, er möchte seine zu häufigen Besuche bei ihr einstellen. Da sie so sehr um äußere Zucht und Ehrbarkeit besorgt war, so wollte sie vielleicht den üblen Schein vermeiden, der aus den täglichen Visiten eines jungen Mannes bei ihr entstehen konnte, oder aber Herr von Francueil brauchte blos den Namen seiner Stiefmutter, um seinem eigenen Rat der Klugheit mehr Gewicht zu geben. Rousseau besuchte seit der Zeit seine Freundin seltener, und er würde die Besuche nach und nach ganz eingestellt haben, hätte ihn nicht eine unerwartete Einladung auf einige Zeit zu ihr zurückgebracht. Der Sohn der Madame Dupin, welcher das Unglück hatte, wahnsinnig zu sein, hatte seinen Hofmeister verloren, und die Mutter ersuchte daher Rousseau, in der Zwischenzeit, bis zur Ankunft des neuen, die Aufsicht über den Unglücklichen zu übernehmen. Er tat es aus Achtung und Ergebenheit für Madame Dupin, ob es gleich eine wahre Pein war, während der acht Tage seiner Aufsicht, beständig Sorge zu tragen, daß der Kranke weder sich, noch anderen Schaden zufügte.*)

Bald darauf bot sich ihm eine Sekretärstelle beim Gesandtschaftsposten in Venedig durch seine Verbindung mit den Damen von Bezenval und von Broglie, die er noch fortfuhr zu besuchen, dar. Der Graf von Montaigu war zum Gesandten in Venedig ernannt worden, und die genannten Damen fanden durch ihre Bekanntschaft mit seinem Bruder Gelegenheit, ihm Rousseau zum Sekretär vorzuschlagen. Da beide in-

*) Die Anekdote von dem armen Chenonceaux, dem Sohn der Madame Dupin, muß man in du Peyrou's Ausgabe 3, 38, 6 suchen. In der Genfer steht bloß so viel, daß es Rousseau peinlich gewesen, acht Tage die Aufsicht über den Sohn seiner Freundin zu führen, ohne daß man den Grund davon begreift.



des wegen des Gehalts nicht einig wurden, so reiste der Graf ohne Rousseau ab, schlug ihm aber bald hernach von Venedig aus vorteilhaftere Bedingungen vor, unter welchen Rousseau auch wirklich dahin abging. Dies war das zweite Mal, daß Rousseau eine bürgerliche Stelle auf eine Zeit lang verwaltete, die aber noch ehrenvoller und wichtiger als sein erster Posten in Chambery war. Der Gesandte war zu unwissend, um seinen Leuten nicht alles überlassen zu müssen, und Rousseaus Eitelkeit ward nicht wenig durch den Einfluß geschmeichelt, den ihm diese Stelle gab. Wäre ihm die Ehre nicht durch die Undankbarkeit des Gesandten und die hämische Behandlung der anderen bei der Gesandtschaft angestellten Personen sehr verbittert worden: er hätte sich, seinem Genius zum Trotz, gewiß mit dem Strudel des bürgerlichen Geschäftslebens fortreißen lassen. Mitten unter einem neuen Schwarm von Menschen und von zerstreuenden Geschäften umgeben, vergaß er doch seiner alten Freunde nicht, am wenigsten seines Mütterchens in Chambery. Nachdem er ihr verschiedene Male geschrieben hatte, ohne Antwort zu erhalten, wendete er sich an den Grafen von Charmettes, wenn ich mich nicht irre, an Herrn von Conzie, um von ihm Auskunft zu erhalten: „Ich zweifle nicht, daß Sie an meiner Verzweiflung Anteil nehmen und mich aus dem unerträglichen Zustand der Ungewißheit, worin ich bin, reißen werden. Ich rechne die Schwächezustände, die mich töten,*) für nichts gegen den Schmerz, keine Nachricht von Frau von Warens zu erhalten. Sie kennen die Bande der Dankbarkeit und der kindlichen Liebe, die mich an sie fesseln: urteilen Sie, welchen Kummer es mir machen würde,

*) Die Beschwerden der Reise und die Hitze der Jahreszeit hatten seine vorigen Übel von neuem in Aufruhr gebracht, die ihn erst beim Eintritt des Winters verließen.

ohne Nachrichten von ihr, sterben zu müssen".*) Bald darnach, als er sich wieder besser befand, schrieb er nochmals an Frau v. Warens, machte ihr einen leisen Vorwurf über ihr Stillschweigen und sagte ihr, es schiene ihm, als habe er sie ein Jahrhundert nicht gesehen, mit dem Zusatz, er liebe sie mehr als jemals und könne nicht entfernt von ihr leben.**)

Die Stunden, welche Rousseau von den öffentlichen Geschäften in Venedig übrig blieben, widmete er einigen auserlesenen Freunden, der Musik und dem Vergnügen. Das Vorurteil, welches er gegen die italienische Musik mitgebracht hatte, ging bald bei ihm in Leidenschaft für dieselbe über. Am meisten ergötzten sein Ohr die Kirchenmusiken der jungen Mädchen, welche von der Republik in den Scuole unterhalten und vorzüglich in der Tonkunst unterrichtet werden. Er versichert, daß nichts über die Wollust gehe, dieses harmoniereiche Konzert von so ausgebildeten und reinen Stimmen zu hören, und er verfehlte nie, gegenwärtig zu sein, um sich an einem so köstlichen Ohrenschmaus zu weiden. Das einzige machte Rousseau untröstlich, daß diese göttlichen Sängerinnen dem Auge unsichtbar blieben und nur ihre Töne hinter den Gittern hervorschickten.***) Er äußerte seine Sehnsucht, diese Mädchen zu sehen, dem französischen Konsul, le Blond, welcher einer der Vorsteher der Scuole war, und dieser versprach, ihn einmal mit dahin zu nehmen. Eine Phantasie, wie die seine,

---

*) Venedig, 21. September 1743. T. 26. p. 306.

**) 5. Oktober 1743. p. 247.

***) Goethe sagt von ihnen in einem Sinngedicht:

Einen zierlichen Käfig erblickt ich; hinter dem Gitter
Regten sich emsig und rasch Mädchen des süßen Gesangs.
Mädchen wissen sonst nur uns zu ermüden; Venedig,
Heil dir, daß du sie auch uns zu erquicken ernährst.

erwartete nichts weniger, als daß so zauberische Stimmen in reizenden Körpern wohnen müßten. Ein Schauer der Liebe durchbebte ihn, als er in ihren Saal trat. Herr le Blond stellte ihm eine nach der andern vor; aber sie waren, ein paar erträgliche Gesichter ausgenommen, alle häßlich und durch Naturfehler entstellt. Rousseau wurde durch diesen Anblick auf die unangenehmste Art überrascht, aber er tröstete sich einigermaßen damit über seine fehlgeschlagene Erwartung, daß er in ihrem munteren Betragen Anmut und Grazie fand. Dies nahm ihn so sehr für diese Mädchen ein, daß er sich beinahe in alle verliebte und in der Folge fortfuhr, sich an ihrem Gesang zu ergötzen, währenddessen seine Phantasie, trotzdem, was seine Augen gesehen hatten, die Mädchen in Grazien verwandelte.

Einige Auftritte, bei welchen Rousseaus Sitten im Gedränge waren, darf der wahrhafte Geschichtschreiber ebensowenig übergehen, als sie der Bekenner selbst erzählt hat. Das heiße Klima und das Beispiel wirkten auf sein Temperament und seine Sinne, zu deren Befriedigung er zum Unglück das Mittel in sich selbst fand. Die Gesellschaftskavaliere des Gesandten hatten sein Haus zum Sitz der Liederlichkeit und der Ausschweifung gemacht, und ihre Zügellosigkeit, sowie ihre schlüpfrigen Unterhaltungen konnten nicht anders als von Einfluß auf ein so biegsames Gemüt, wie Rousseau hatte, sein. Es war ein zu großer Abstand zwischen ihm und den anderen Herren, als daß sie nicht hätten suchen sollen, ihn zu sich herüberzuziehen. Sie machten ihm einst bei Tafel Vorwürfe über seine Gleichgültigkeit gegen die venetianischen Aspasien, deren Artigkeit sie über alle andere in der Welt erhoben. Vitali, der erste Cavalier, wurde zudringlich; er sagte, Rousseau müsse Bekanntschaft mit der liebenswürdigsten unter ihrem Geschlecht machen, und erbot sich selbst, ihn zu ihr zu begleiten. Er

empfing den Antrag mit Lachen und endete damit, aus derselben Ursache, aus welcher die Unschuld oft in Gefahr kommt, um nämlich den lächerlichen Schein von Unmündigkeit oder Absonderungssucht oder Mangel an Zutrauen zu sich selbst im Angesicht dieser vielerfahrenen Männer von sich abzuleiten, sich zu diesem Besuch überreden zu lassen. Rousseau fand das Mädchen schön, aber nicht so, wie er die Schönheit haben wollte: mit den Grazien verschwistert. Er blieb allein bei ihr: sie sang ihm vor; dies genügte ihm. Er war schon im Begriff wegzugehen und hatte ein Geschenk auf den Tisch gelegt, als er, durch ihr besonderes Ehrgefühl, nichts anzunehmen, ohne dafür etwas gegeben zu haben, zu einem Schritt verleitet wurde, mit dem er sich Reue und Beschämung erkaufte. Die feile Liebe hatte ihm immer Ekel erregt, selbst, noch ehe er recht wußte, was Genuß war, und auch diesmal war seine Absicht nur gewesen, sich den Schein zu geben, als wenn er täte, was die andern taten.

Ein merkwürdigeres Abenteuer mit einem reizenderen Geschöpf spönn sich ihm auf eine sehr abenteuerliche Weise bei dem Kapitän Olivet aus Marseille an, der ihm und seinem Freund, dem spanischen Gesandtschaftssekretär Carrio, ein Gastmahl auf seinem Schiff gab. Während des Essens landete eine Gondel bei ihnen mit einer reizenden Brünette, die sehr leichtfertig und buhlerisch gekleidet, mit ein paar Sätzen im Zimmer war und an Rousseaus Seite Platz nahm. Die blendende Schönheit, der italienische Akzent, die süße Geschwätzigkeit dieser reizenden Sirene verdrehten Rousseau den Kopf. Während sie aß und plauderte, heftete sie auf einmal ihren Blick auf Rousseau. Indem sie ausrief: Heilige Jungfrau! O, mein lieber Brémond, wie lange ists, daß ich dich nicht gesehen habe! warf sie sich in seine Arme, drückte ihren Mund an den seinigen und preßte ihn zum Ersticken.

Dieses wundersame und unerklärbare Benehmen der feurigen Unbekannten durchdrang Rousseau mit einer so wollüstigen Trunkenheit, daß sie selbst seinen Liebkosungen Einhalt tun mußte. Nachdem sie sich seiner versichert hatte, mäßigte sie ihre Zärtlichkeit und gab als Ursache ihrer Aufwallung Rousseaus täuschende Ähnlichkeit mit ihrem ehemaligen Geliebten, Herrn v. Brémond, Zolldirektor in Toskana, an. Sie bereue es, jenen verlassen zu haben und wolle Rousseau nun für ihn lieb haben: er müsse sie auch lieben, so lange es ihr gefalle und, wenn sie ihn einmal verlasse, so müsse er sein Schicksal mit Geduld ertragen, wie es ihr lieber Brémond auch getan. Sie nahm sogleich ohne Umstände Besitz von ihrem Anbeter: sie gab ihm ihren Fächer, Handschuhe usw. aufzuheben; ließ allerhand von ihm bestellen; hieß ihn von seinem Platz aufstehen, weil sie mit seinem Freund Carrio allein sprechen wollte. Nach Tische gingen sie zusammen in eine Glashütte; das Mädchen kaufte allerhand ein und überließ den Herren sehr zutraulich das Bezahlen. Sie sagte Rousseau, sie möge nicht nach französischer Sitte geliebt sein: auch würde er nichts dabei gewinnen. Beim ersten Augenblick der langen Weile möge er sie verlassen: aber er müsse, was er sei, nicht halb sein! Rousseau und Carrio begleiteten die Schöne des Abends in ihr Haus: sie fanden auf dem Nachttisch ein par Pistolen liegen, über deren Gebrauch sich die reizende Heroine dahin erklärte, sie lasse sich zwar ihre Gefälligkeiten von denen, die sie nicht liebe, bezahlen, aber sie leide deswegen von keinem eine verächtliche und beschimpfende Behandlung; der erste, der dieses wagen möchte, würde ihrer Rache nicht entgehen! Rousseau bat sie, beim Weggehen, um eine Zusammenkunft auf den andern Tag, die sie ihm auch zugestand.

Rousseau hatte Zeit, bei nächtlicher Weile die Szene des Tags reiflicher zu überdenken und mit seiner Vernunft über

das Vergangene und das künftige zu beratschlagen. Ungeachtet er keinen Wink zur Enträtslung dieses Abenteuers gegeben und sich, ohne allen Argwohn eines verborgenen Betrugs, anfangs dem sonderbaren Geschöpf überlassen hat, so ist doch eine Verabredung in dieser Sache nur allzu sichtbar. Ich meine, daß der Kapitän das ganze Lustspiel angestellt, um zu sehen, wie weit sich der verliebte und dennoch jungfräuliche Rousseau treiben lasse, und daß Rousseaus Freund Carrio vielleicht ebenfalls unterrichtet gewesen. Als die Gondel mit der Zulietta ankam, rief ihm der Kapitän sogleich zu, er möge sich in Acht nehmen, der Feind komme; sie trat als bekannt in das Zimmer und nahm einen Platz neben Rousseau, wo ein Kouvert frei, also ohne Zweifel absichtlich für sie an diese Stelle gelegt war. Sie kommt Rousseau auf die romanhafteste Art zuvor und legt es ganz darauf an, nur ihn zu umgarnen; sie bespricht sich endlich heimlich mit Carrio. Genug Gründe, zu glauben, daß Zulietta ihre Theaterrolle mit Rousseau auf fremdem Antrieb spielte, wenn er es auch nichts selbst sagte, daß sie ein Freudenmädchen war, über welches der Kapitän Olivet bestimmte. Von allem diesem scheint Rousseau in der ersten Betörung seiner Leidenschaft nichts gesehen, noch geahnt zu haben. Seine Sinne waren nur für ihre Reize offen; seine Einbildungskraft nur mit Bildern der Wonne, die seiner wartete, angefüllt.

Sie erschien ihm des andern Tages in einer lieblichen Morgenkleidung, die ihre Reize erfrischte und belebte. „Versucht nicht, ruft Rousseau seinen Lesern entgegen, euch die Reize und Annehmlichkeiten dieses bezaubernden Mädchens vorzustellen; ihr bleibt zu weit hinter der Wahrheit zurück. Die jungen Klostermädchen sind weniger frisch; die Schönheiten des Serails weniger lebhaft; die Houris des Paradieses weniger anziehend!“ Ja wohl, es möchte schwer sein, ohne diese

glühende und bilderreiche Phantasie sich in der Vorstellung, jenes englische Wesen zusammenzusetzen, das selbst nur halb außer ihm, halb in ihm, vorhanden war! Trotz allem, was er von ihr selbst gehört hatte, glaubte er in ihr eine Göttin zu sehen, die im Heiligtum der Liebe und Schönheit throne. Kaum hatte er in ihren ersten Schmeicheleien und Vertraulichkeiten den Vorschmack seines Glücks genossen und nun eilte, das, was ihm geboten ward, nicht durch Verzug zu verlieren, als plötzlich, statt der Flammen, die ihn verzehrten, eine tötliche Kälte durch alle seine Adern rann, seine Beine wankten und er, im Begriff ohnmächtig zu werden, sich niedersetzte und wie ein Kind weinte! — Wie man auch über dieses, glückliche oder unglückliche? Ereignis, das zum Teil physisch, zum Teil moralisch sein mochte, urteilt: eine solche Neckerei des Schicksals, die den Tantalischen Sterblichen im Augenblick des Genießens beraubt und für den Genuß unempfänglich macht, ist kein unerhörter Fall. Die höchst gespannte Einbildungskraft wirkte auf den Körper, und dieser auf jene zurück. Verwirrung der Vorstellungen, Erschlaffung der Nerven und Lähmung des ganzen Wesens war der natürliche Erfolg*).

Rousseau erklärte seine augenblickliche Umwandlung ganz aus moralischen Gründen und schiebt seinem damaligen Zustand Empfindungen und Gedanken unter, die wenigstens nicht ganz die seinigen und nicht die einzigen Ursachen seiner damaligen Erstarrung gewesen zu sein scheinen. Auf der Spitze des Vergnügens beunruhigte ihn auf einmal der Gedanke: wie ist es doch möglich, daß die Königin unter den Weibern, der die Großen der Erde huldigen sollten, zur feilen

*) Erscheinungen der Art lassen sich leicht psychologisch und physiologisch erklären. Ovids Schilderung (Amor. 3, 7) trifft ziemlich mit Rousseaus Lage überein. Nur dachten die Alten bei solchen Fällen immer an Bezauberung, wo wir nichts Übernatürliches finden. — Vgl. auch die bereits zitierte Studie des Dr. Cabanès. Anm. d. Herausg.

Dirne herabsinkt, die sich mir, den sie nicht kennt, überläßt? Weiß ein unwürdiges Weib etwa meine Sinne, meine Einbildungskraft, mein Herz, mit einem täuschenden Luftbilde zu blenden, oder zerstört irgend ein mir verborgnes Gebrechen die Wirkungen ihrer Reize und macht sie denen verhaßt, die um ihren Besitz streiten sollen? Hätte doch seine Vernunft da, als es Zeit war zu prüfen, diese ernsten Betrachtungen angestellt, die aus dem Kreise der Scherze und der Freuden verbannt sein müssen, sobald eine durch Weisheit geleitete Wahl sich für diese entschieden hat. Wenn euch die Vernunft, sagt Mendelssohn vortrefflich, die Braut zugeführt hat, so muß sie bescheiden zurückweichen, um euch nicht durch unbesonnenen Vorwitz in dem Genusse zu stören! Voll von einer mit Sehnsucht gemischten Reue über den durch unzeitiges Grübeln verscherzten Genuß, stellt noch einmal seine Phantasie ihm seine Zulietta vor. Nie, ruft er voll Feuer aus, nie ward dem Herzen und den Sinnen eines Sterblichen ein so süßer Genuß geboten. Ach, wenn ich ihn nur einen Augenblick in seiner ganzen Fülle zu schmecken verstanden hätte! Aber ich erstickte, wie absichtlich, das Vergnügen. Nein, die Natur hat mich nicht zum Genießen gemacht. Sie hat in meinen Kopf das Gift geträufelt, das unaussprechliche Glück, wonach sich mein Herz sehnt, zu töten.

Zulietta geriet einen Augenblick über Rousseaus Benehmen in Bestürzung; sie brachte ihn aber von seinen Grillen bald so weit durch ihre sanften Schmeicheleien, daß er im Begriff stand, sich seiner Zärtlichkeit zu überlassen, als er unglücklicherweise durch Wahrnehmung eines Schadens an ihrer Brust seinen vorigen Verdacht bestätigt sah. Er machte so sonderbare Kombinationen über diese Entdeckung, daß er eine Art von Ungeheuer in seine Arme zu schließen wähnte und ihr selbst seine Unruhe darüber nicht verbergen konnte. Sie

suchte ihn durch tausend schalkhafte Scherze und Liebkosungen darüber zu besänftigen: da sie ihn aber noch immer nicht ganz beruhigt sah, errötete sie endlich, brachte ihre Kleidung in Ordnung und ging stillschweigend ans Fenster. Dieses entschlossene Benehmen brachte Rousseau einigermaßen zu sich zurück: er wollte sich ihr nähern: sie ging aber weg, setzte sich auf ihr Ruhebette, stand einen Augenblick darnach auf und sagte, indem sie, sich fächelnd, im Zimmer auf und ab spazierte, in einem kalten und verächtlichen Tone zu Rousseau: Zanetto laß die Weiber, und studiere die Mathematik! Sie verdoppelte ihre beißenden Anmerkungen, indem sie, statt ihm, wie er bat, am folgenden Tag noch eine Zusammenkunft zu verstatten, ihn auf den dritten Tag verwies, weil er, wie sie mit einem spöttischen Lächeln sagte, der Ruhe sehr bedürftig sein würde! Er brachte die Zwischenzeit in der äußersten Unruhe seines Herzens zu, indem er sich bald Vorwürfe wegen des Vergangenen machte, bald neuem Argwohn Raum gab, bald seinen Fehler durch verdoppelte Zärtlichkeit gut zu machen beschloß. Mit Ungeduld eilte er an dem bestimmten Tag und zur bestimmten Stunde in ihre Arme und fand sie — nicht mehr. Sie hatte sich vermutlich nicht noch einmal der Gefahr, von Rousseau getäuscht zu werden und an ihm ihre Zärtlichkeit zu verschwenden, aussetzen wollen, und Rousseau konnte froh sein, daß eine rachsüchtige Italienerin, wie sie war, die Beleidigung ihres Stolzes nicht anders, als durch ein paar bittre Anspielungen geahndet hatte!

Wenn Rousseau bei der Erlaubnis, dieses Weib zu genießen, sein Glück schlecht verstanden hatte, so fühlte er jetzt ihren Verlust um so schmerzlicher. „So liebenswürdig, sagt er, so reizend sie in meinen Augen war, so konnte ich mich zwar über ihren Verlust trösten: aber, worüber ich mich nicht trösten konnte, war, ich gestehe es, daß sie nur ein Andenken voll

Verachtung von mir mitgenommen hatte". Es liegt in dieser merkwürdigen Stelle etwas von Selbstverleugnung und zugleich von einer feineren Eitelkeit. Ihren Besitz, so hoch er auch dessen Wert anrechnet, will er gern aufopfern, wenn er nur den Kummer nicht hätte, ihr eine schlechte Meinung von sich beigebracht zu wissen. Rousseaus Worte von einem Andenken voll Verachtung, verglichen mit dem, was ihm Zulietta am Ende ihrer verunglückten Zusammenkunft sagte, sollen wohl nichts mehr andeuten, als, sie werde glauben, er verstehe sich nicht auf das Lieben: ein Vorwurf, der allerdings dem zärtlichen Rousseau, der nur in Liebe lebte, sehr bitter vorkommen mußte!

Ich habe gesagt, daß Rousseau seine Nebenstunden in Venedig dem geselligen Vergnügen widmete. Seine Gesellschafter hatten größtenteils talentvolle Freundinnen, zu denen sie Rousseau auch mit hin zogen und wo man sich mit Musik, mit Schauspielen, mit dem Tanz, seltener mit dem Spiel, unterhielt. Sein Busenfreund Carrio, dem die Besuche bei fremden Mädchen langweilig wurden, schlug Rousseau vor, sie wollten gemeinschaftlich, nach Venetianischer Sitte, eine Freundin für sich unterhalten. Er entdeckte ein niedliches Mädchen von elf bis zwölf Jahren, die blond und sanft wie ein Lamm war. Sie gaben der Mutter, welche ihr Kind verhandelte, einiges Geld und sorgten für den Unterhalt der Kleinen, die sie sich erziehen wollten. Sie hatte Stimme: um diese auszubilden, und ihr ein Talent zu verschaffen, das ihr dereinst als Hilfsquelle dienen könnte, gaben sie ihr ein Klavier und einen Singmeister. Sie brachten die Abende bei dem Mädchen mit Plaudern und Spielen zu, und sie fühlten, daß dieses unschuldige Vergnügen sie mehr als Üppigkeit und Wollust ergötze. „So wahr ist es, ruft Rousseau gewiß aus vieljähriger Erfahrung aus, daß dasjenige, was uns so sehr an die Weiber

fesselt, weniger im Sinnengenuß, als in einer gewissen Annehmlichkeit, mit ihnen zu leben, besteht!" Unvermerkt fühlte Rousseau sein Herz von der kleinen Angoletta angezogen, aber in seine Zuneigung für sie mischten sich die Sinne so wenig ein, daß er vielmehr blos die Empfindungen eines Vaters für seine geliebte Tochter hegte und den Genuß derselben, wie bei seinem kindlichen Verhältnis zu Frau von Warens, für Blutschande würde angesehen haben. Rousseau mußte sich bald von dieser Kleinen trennen, aber er fühlte sich stets von dem Gedanken geschmeichelt — und welchem reinen Herzen müßte ein solches Andenken nicht wohl tun? — daß er die Unschuld nicht verführt, sondern eine reine, väterliche Anhänglichkeit für das Mädchen gefühlt habe!

Rousseau war achtzehn Monate in Venedig gewesen, als er sich von dem Gesandten, mit dem er nie in gutem Vernehmen gelebt und viele unangenehme Auftritte gehabt hatte, plötzlich trennte. Seine anfangs in Venedig gefaßte Leidenschaft für eine ausgebreitete, bürgerliche Wirksamkeit, hatte sich durch die Unannehmlichkeiten seiner bisherigen Lage abgekühlt: er dachte nur darauf, sich nach Genf zurückzuziehen, um von dort aus zu sehen, ob nicht ein günstigeres Schicksal ihm die Vereinigung mit seinem Mütterchen in Chambery möglich mache. Doch das Aufsehen, welches sein Zwist mit dem Gesandten erregt hatte, und die Hoffnung, sich Genugtuung zu verschaffen, nötigte ihn vor der Hand, nach Paris zurückzugehen. Er kam gegen das Ende des Jahres 1744 oder zu Anfang des folgenden Jahres dort an und zog zu seinem Freund Altuna, einem an Kopf und Herz vortrefflichen Menschen, der, bevor Rousseau aus Venedig abgereist war, sich den Winter in Paris aufhalten, und im Frühjahr nach seinem Vaterland Spanien zurückreisen wollte. Man nahm Rousseau gut auf; man schätzte ihn; man beklagte sein Schicksal und war unwillig über den Ge-

sandten; aber Genugtuung und Entschädigung für das Erlittene fand er nirgends. Die einzige Person, von der er übel aufgenommen wurde, war Frau von Bezenval, die, voll Selbstgefälligkeit und Adelstolz, vielleicht dazu scheel sah, daß Rousseau eine Stelle, zu der sie ihm beförderlich gewesen war, verlassen hatte, und daß ein bürgerlicher Sekretär von einem erhabenen Gesandten Genugtuung verlangen konnte! Rousseau hätte billig bei seinem Verhältnis zu dieser Dame etwas mehr Nachsicht mit ihren kleinlichen Vorurteilen haben sollen, als er übte. Er schrieb ihr über ihr Betragen gegen ihn einen äußerst heftigen Brief und ging nie wieder zu ihr.

Rousseau erhielt in Paris kurz hinter einander zwei Briefe von seinem teuren Mütterchen, nebst einem Geschenk von Schokolade und Seife. Sie schrieb ihm über die traurige Beschaffenheit ihres körperlichen und häuslichen Zustandes und teilte ihm allerhand Projekte mit, unter anderen das, um eine Pension in Spanien nachzusuchen, weil sie dadurch noch mehr zurückgesetzt war, daß ihr Jahrgeld von Turin aus nicht ordentlich bezahlt wurde. Rousseau tröstete sie über ihre Leiden, mit der Versicherung, die Vorsehung schicke sie ihr zu, um sie in beständiger Ausübung ihrer Tugenden, der Geduld bei eignen Leiden und des Mitleids mit fremder Not, zu erhalten und dadurch zur Verherrlichung ihres eignen Charakters und zum gemeinen Besten beizutragen. Er sagt ihr derb, aber aufrichtig die Wahrheit über die Torheit, sich durch scheinheilige und betrügerische Projektmacher zugrunde richten zu lassen, und schildert ihr mit starken Farben die Dummheit und Dreistigkeit der sogenannten Chemiker, wie sie erst vor kurzem von einem dieser Gattung war angeführt worden. Wegen eines Jahrgeldes vom Spanischen Hof verspricht er, sich bei seinem Freund Altuna, und durch ihn bei anderen zu verwenden, so wie er ihr auch in einer Erbschaftssache von einem ihrer

Verwandten, der in Konstantinopel verstorben war, allerhand Ratschläge gibt. Er versichert ihr noch, daß er sie liebe und oft an sie denke; daß er viele Projekte mache und wenig Hoffnung habe; daß aber das Ziel aller seiner Wünsche sei, seine Tage mit ihr zu beschließen.*) Ich erwähne noch, daß Rousseau in verschiedenen seiner Briefe an Frau von Warens, so wie auch in den eben angeführten, eines Menschen in freundschaftlichen Ausdrücken gedenkt, der bei seinem Mütterchen wohnte und vielleicht eben um deswillen von ihm Bruder genannt wird. Wenn ich nicht irre, versteht er eben den jungen Abenteurer darunter, um dessenwillen er Frau von Warens verlassen hatte.

Der ganze Gang von Rousseaus Schicksalen wurde von nun an durch die Weiber von Paris eingeleitet und, ob er gleich öfters im Wahn der Unabhängigkeit und Freiheit stand, so hörte er doch nicht auf, ihre Kreatur zu sein und sich von ihnen beherrschen zu lassen. Seine Sehnsucht nach einer innigen Herzensverbindung, wie er sie in der großen Welt nicht zu finden hoffte, würde ihn indes früher oder später zu seinem ewig geliebten Mütterchen zurückgeführt haben, hätte ihm nicht das Schicksal in einer neuen Verbindung Ersatz für das Verlorene gegeben.

*) Paris, 25. Februar 1745. T. 26. p. 250 und 269 nebst einem kurz darnach geschriebenen Brief p. 272.

Über

Rousseaus Verbindung mit Weibern

mit

einigen Beilagen.

Zweiter Band.

Rien ne montre mieux les vrais penchans d'un homme, que l'espèce de ses attachemens.

Rousseau.

Berlin W. 30.
Verlag von H. Barsdorf.
1906.

Vierter Abschnitt.

Rousseaus Vereinigung

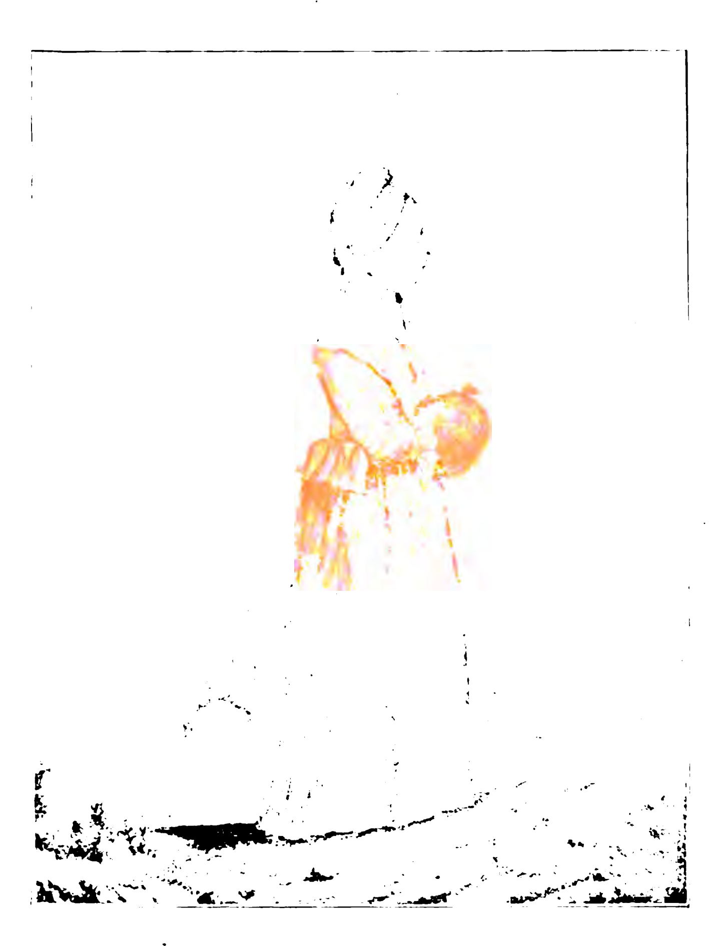
mit Therese le Vasseur.

> Auprès des personnes, qu'on aime, le sentiment nourrit l'esprit ainsi que le coeur, et l'on a peu besoin de chercher ailleurs des idées.
>
> Rousseau Confessions L. VII.



Im Frühling des Jahres 1745 ging der redliche Altuna in sein Vaterland zurück, und Rousseau suchte sich eine recht einsame Wohnung aus, um die Oper, les Muses galantes, die er vor der Abreise nach Venedig angefangen hatte, bei ungestörter Muße vollenden zu können. Die Wirtin des Gasthofs, in welchem er wohnte und speiste, hatte ein junges Mädchen zur Versorgung ihrer Wäsche bei sich, mit welcher Rousseau bei Tische Bekanntschaft machte. Die einfachen Sitten des Mädchens, ihre Sittsamkeit, und noch mehr ihr sanfter, obgleich lebhafter Blick hatten für seine Denkungsart etwas sehr Anziehendes, stachen aber sehr gegen die freien Sitten der übrigen Tischgesellschaft ab, die das Mädchen täglich zum Gegenstand ihrer Scherze und Neckereien machten. Rousseaus geheime Zuneigung für sie vereinigte sich mit dem Mitleid und dem Widerwillen, den er jederzeit über die Unanständigkeit im Betragen gegen das andere Geschlecht empfand, um sich zu ihrem Verteidiger und Beschützer aufzuwerfen. Ein

Rächer der Bedrängten zu sein, war ihm schon als Knabe Wonne: jetzt fand sich eine Person, die seiner bedurfte, und er ward sogleich ihr Paladin. Daß sie über seine Sorgfalt gerührt war, sagten ihm ihre Blicke, wenn auch ihr Mund zu jungfräulich und schüchtern war, um ihre dankbaren Gefühle auszusprechen. Dieser Schüchternheit ungeachtet, die ihm im Umgang mit dem anderen Geschlecht ebenso eigen war, lernten sich doch beide bald kennen und verstehen. Die Wirtin, welche dieses Einverständnis bemerkte, suchte das Mädchen, durch ihre harte Behandlung dafür zu bestrafen: sie bewirkte aber nur eine noch innigere Zuneigung derselben für Rousseau, in welchem sie ihren einzigen Freund und Beschützer fand. Rousseau sah dagegen in ihr ein einfaches und gefühlvolles Mädchen, so ungekünstelt und unverdorben, als es aus den Händen der Natur gekommen war, fähig, Freuden zu geben und zu empfangen. Sein Temperament war nicht gemacht, der Weiber zu entbehren, und er schlug ihr daher eine ähnliche Verbindung, wie sie zwischen ihm und Frau von Warens stattgefunden hatte, vor, mit der Versicherung, er werde sie nie verlassen, aber auch nie heiraten! Ohne daß er Überredungskünste nötig gehabt hätte, gewährten ihm Gutmütigkeit und Mangel an Erfahrung, Dankbarkeit und aufrichtige Liebe des Mädchens, was er wünschte. Wo war, mag man fragen, als Rousseau diesen Bund schloß, sein Wunsch nach Wiedervereinigung mit Frau v. Warens, den er ihr erst kürzlich heilig beteuert hatte, geblieben? War dies nicht ein neuer Beweis seines Wankelmuts und des geringen Anteils, den sein Herz an seiner Liebe nahm? Ich weiß nichts darauf zu antworten, als daß er zu viel Schwierigkeiten in seiner und ihrer Lage fand, seine Wünsche befriedigt zu sehen und, daß der nagende Gedanke, er sei dem Herzen seines Mütterchens nicht mehr so teuer und unentbehrlich, wie vormals, insgeheim seinen Abfall



Therese Le Vasseur
Nach einer Sepia von Naudet

von Frau von Warens, der nicht Abfall von ihrer Freundschaft war, begünstigt habe.

Therese le Vasseur war aus Orleans, wo ihr Vater eine Stelle bei der Münze bekleidet hatte. Als diese einging, sah er sich außer Brot gesetzt und kam mit seiner Frau und Tochter nach Paris, wo die gute Therese durch ihren Fleiß ihre Eltern zu ernähren suchte. Sie war damals, als Rousseau ihre Bekanntschaft machte, 22—23 Jahre alt und hatte eine ganz artige Figur. An Bildung hatte es ihr gänzlich gefehlt, selbst an der Anweisung zu den Geschäften einer guten Hausfrau: dies ersetzte ihr naives Wesen, ihr natürlicher guter Verstand, ihre Sanftheit und Gutartigkeit, vorzüglich aber die zärtliche Anhänglichkeit, womit sie an ihren Eltern und hernach auch an ihrem Jean Jacques hing. Rousseau versuchte es in den ersten Zeiten seiner Verbindung mit ihr, ihren Geist mit den notdürftigsten Kenntnissen zu bereichern: er suchte ihrem Gedächtnis die Reihe der Stundenzahlen an einem Zifferblatt einzuprägen; er machte andre Versuche, aber vergebens. Wenn ihm gleich anfangs der Umgang mit einer so ärmlich an Geist ausgestatteten Person nicht drückend war, da er doch blos bei ihr das Vergnügen der Behaglichkeit und der Ausspannung von seinen Arbeiten suchte: so kamen doch die Tage, besonders in Eremitage, wo er es bereute, die ersten Zeiten seiner Verbindung, wo die Liebe ihr Lernbegierde gegeben hatte, nicht noch sorgfältiger benutzt zu haben, um sie mit Talenten und Kenntnissen zu zieren. Indeß würde sie, wenn auch Rousseau noch mehr zu ihrer Ausbildung getan hätte, als er wirklich tat, schwerlich zu ihren natürlichen guten Eigenschaften je die Vorzüge eines schönen und verfeinerten Geistes hinzugefügt haben! Wer überhaupt erwägt, wie schwer die geistige Ausbildung bei Frauenzimmern hält, deren Kultur in den frühern Jahren vernachlässigt worden,

und das ganze Tun und Lassen der Therese beobachtet, der wird eher jenem Urteile Rousseaus beistimmen, daß ihr Geist das sei, was die Natur daraus gemacht hat, und daß keine Bildung und keine Pflege etwas darüber vermögen, als daß er Rousseau selbst beitreten sollte, wenn er sich vorwirft, die Anlagen seiner Therese nicht sorgfältig genug gepflegt zu haben.

Bei allen diesen Mängeln des Geistes pries sich Rousseau über seine Vereinigung mit Therese so glücklich, daß er den Tag, der ihn mit ihr verband, für den Zeitpunkt einer moralischen Wiedergeburt für sich ansah. Er hatte nur das Vergnügen in ihrem Umgang gesucht, aber er fand mehr, eine treue Gefährtin durch das Leben. Er war von seinen ehrgeizigen Plänen durch den schlechten Erfolg seiner bürgerlichen Laufbahn auf einmal zurückgeschreckt, und er bedurfte eines Weibes die, zur Entschädigung für sein Opfer häusliche Glückseligkeit um ihn her verbreitete. Diese fand er in dem Herzen seiner Therese.

Aber warum floh Rousseau eine bürgerlich rechtmäßige Ehe, da er doch einen dauerhaften Bund mit Therese geschlossen hatte? Ich vermute teils deswegen, weil er kein Bedürfnis der Ehe fühlte, indem er außer derselben so glücklich mit Frau von Warens gelebt hatte und nur diesen Zustand zurückzurufen wünschte, teils, weil seinem freiheitliebenden Geist der Nebenbegriff vom Joch der Ehe unerträglich und die Vorstellung von Pflicht und Schuldigkeit, statt freier, ungebundener Liebe, zuwider war. Dies scheinen seine Empfindungen, wenigstens damals, als er seine Verbindung mit Theresen einging, gewesen zu sein: denn bloßes Unvermögen, eine Gattin standesgemäß zu ernähren, konnten ihn wohl in seiner damaligen Lage abhalten, aber nicht zu dem Entschluß berechtigen, sich niemals mit ihr zu vermählen. Im Ganzen hatte Rousseau sehr

erhabene Begriffe von der Heiligkeit und Vortrefflichkeit des Ehestandes, dem er sowohl in der Heloise als in andern Schriften Lobreden hält. Er spricht eifrig gegen das Cölibat, aber er setzt zugleich folgende, seinen Gegnern in den Mund gelegte, und von ihm widerlegte, höchst merkwürdigen Worte hinzu: „Was, sagen jene, Hagestolze predigen das Band der Ehe! Warum verheiraten sie sich denn nicht? Ah, warum? Weil ein so heiliger und an sich so angenehmer Stand durch eure törichten Einrichtungen ein unglückseliger und lächerlicher Stand geworden ist, in welchem es nun beinahe unmöglich ist, zu leben, ohne ein schlechter Mensch oder ein Tor zu sein. Eiserne, unverständige Gesetze; euch klagen wir an, daß wir unsre Pflichten auf Erden nicht haben erfüllen können: durch uns erhebt sich das Geschrei der Natur gegen eure Barbarei. Wie wagt ihr es, diese so weit zu treiben, daß ihr uns das Elend vorwerft, in welches ihr uns selbst gestürzt habt*).“ Man sieht es schon der leidenschaftlichen Sprache an, daß Rousseau mit Beziehung auf sich und seine Lage schrieb, aber, er würde besser getan haben, wenn er statt bloßer Deklamation Gründe zu seiner Verteidigung vorgebracht hätte! Einigermaßen lassen sich indeß Rousseaus Deklamationen über die Ehe entschuldigen, wenn man voraussetzen darf, daß er sich folgendes dabei gedacht hat. Die Unauflöslichkeit der Ehen in den katholischen Ländern ist unstreitig eine unerschöpfliche Quelle des menschlichen Elends, indem wechselseitige Abneigung, Ausschweifungen, Haß, Verfolgung und andere gerechte Ursachen der Scheidung das Gefühl des eignen Unglücks durch die Unmöglichkeit einer Trennung nur noch mehr schärfen und die Ehen so oft zu einer Hölle machen, aus der keine Rettung zu hoffen ist*).

*) Lettre à M. de Beaumont p. 95. (ed. Genev.) Motiers 18. Nov. 762.

Noch weniger aber ist es zu verwundern, daß in Frankreich so viele eheſcheue Männer sind, da die Ehegesetze, die bei andern Nationen die Weiber zu sehr beschränken, bei ihnen gegen das Geschlecht der Männer fast zu hart und ungerecht sind. Ich behaupte nicht, daß sich Rousseau damals, als er sich mit Theresen verband, durch diese Bedenklichkeiten von der Ehe habe abhalten lassen, aber sie konnten ihn in der Folge in dem Beschluß, ehelos zu bleiben, bestärken, besonders, da eine Verbindung, wie die seinige, obschon nicht öffentlich durch Gesetze und Religion geheiligt, doch durch eine alte Observanz und die herrschende Sitte in Frankreich das Ansehen des Unrechtmäßigen verloren hatte.

Wie Rousseau darauf kam, eine bei aller zugegebenen Herzensgüte mit so mittelmäßigen Geistesgaben versehene Person zur steten Gesellschafterin und Gefährtin seines Lebens zu wählen; dieses Problem läßt sich vielleicht eben so wenig ganz auflösen, als überhaupt die einzelnen Fäden im Gewebe der Liebe aufgelöst werden können. Kurz, er folgte vielleicht seinem Genius oder einem dunkeln Gefühl, das ihm sagte, er werde mit Theresen glücklich sein! Wenn wir indeß uns diese dunklen Gefühle deutlich zu machen suchen, so kommen wir denke ich, auf folgende oder ähnliche Bestimmungsgründe seiner

---

*) Wenn gleich die Leichtigkeit der Ehescheidungen den Sitten nachteilig werden kann, so wird doch wohl kein so großer Schade daraus für die Wohlfahrt und Ruhe der Menschen, als aus der entgegengesetzten Verfahrungsart entstehen, und einige Schriften, welche in der Absicht herausgekommen sind, um die Nationalversammlung auf diese wichtige Angelegenheit der Menschheit aufmerksam zu machen, verdienen daher sehr in ernsthafte Überlegung genommen zu werden. Vgl. Du Divorce. Par. 1789. Die Sache ist auch wirklich neulich in der Nat. Vers. zur Sprache gekommen, und man hat Hoffnung, das Gesetz der Unauflösbarkeit der Ehen aufgehoben oder sehr eingeschränkt zu sehen.

Wahl. Als Rousseau seine Therese kennen lernte, erschien sie ihm als die gedrückte und verfolgte Unschuld, welche seinen Enthusiasmus, sich zu ihrem Ritter aufzuwerfen, entflammte und ihm das Mädchen eben dadurch werter machte, daß er es war, der sich um sie verdient gemacht hatte und, daß sie ihm hinwiederum in dem Grad ergebener wurde, als er mehr für sie tat. Als einen zweiten Grund sehe ich den Umstand an, daß Rousseau, ob er gleich sonst vornehmen Damen den Vorzug gab, doch ein Mädchen aus niedrigem oder aus seinem Stand zu seiner beständigen Gesellschaft vorzog, weil er, dem es an Lebensart und Dreistigkeit fehlte, allen Zwang scheute, während er hingegen mit Theresen sich in der vollkommensten Bequemlichkeit befand. Drittens mag ein geheimer Stolz sein Spiel bei dieser Wahl gehabt haben, indem sich Köpfe noch größer fühlen, wenn sie mit Geringeren Umgang pflegen und von diesen sich verehrt sehen. Ein anderer Grund liegt in einer, großen Köpfen und besonders Künstlern nicht ganz fremden Neigung, Weiber von gemeinem Schlage zu lieben, teils, weil es ihrer Einbildungskraft ein Leichtes ist, das Gemeine zu idealisieren und zu veredeln, teils, weil sie das Bedürfnis fühlen, von ihrer beständigen Spannung durch einen einfachen häuslichen Umgang heruntergestimmt zu werden. Da Rousseaus Imagination fast immer exaltiert war, so würde der Umgang mit ähnlich gestimmten Personen seine Einbildungskraft überspannt und ihn über die Grenze, der er so oft nahe war, geführt haben, wo sich die Phantasie in Wahnsinn verliert. Dieses Gefühl, das uns lehrt, was unserm Charakter angemessen ist, leitete ihn auch gewöhnlich in seinem Umgang mit andern Personen, vorzüglich mit Weibern, indem er diejenigen unter ihnen, welche einen romantischen und überhaupt anspruchsvollen Geist hatten, sehr fürchtete. Rousseau war dazu gemacht, sagt Frau v. Staël, mit wenigen Personen von

eingeschränktem Geiste in der Stille zu leben, damit seine innere Unruhe durch keinen äußerlichen Gegenstand vermehrt, und er mit Ruhe von außen umgeben wäre!

So wahr aber auch diese Bemerkungen sein mögen, so gewiß ist es auf der anderen Seite, daß der Mann sehr großer geistiger Freuden beraubt ist, der in seiner Gattin kein Wesen findet, mit der er alle seine geistigen Ideen austauschen, und auch von dieser Seite geben und empfangen kann. Es wäre freilich ein wichtiges Hindernis der Kultur, wenn in der großen Menschengesellschaft der Denkende sich ausschließend an den Denkenden halten und den größeren Haufen der schwächeren Brüder seinem Schicksal überlassen wollte: aber, welcher Mann von Geist und von Interesse an Wissenschaft und Kultur wird nicht den Geistreichen am liebsten zu seinem immerwährenden und vertrautesten Freund wählen, der, wenn er auch nicht gleich und einstimmig mit ihm denkt, doch wenigstens gern mit ihm denkt und, wenn er ihn auch nicht erreicht, ihm doch nachdenkt und seiner Gedankenkette folgt? Welcher Freund ist aber näher und inniger mit uns verbunden, als die Gattin, die die andere Hälfte unseres Wesens ausmachen soll? In der Tat, in der Republik der Geister gibt es keine andere Mesalliancen, als die Verbindung von Personen, deren Kopf und Herz nicht zueinander passen. Es ist schon oben gesagt worden, daß, trotz so mancher gemeinschaftlicher Berührungspunkte zwischen Rousseau und seiner Haushälterin, er sich doch am Ende zu sehr von ihrem Geist verlassen und in Rücksicht höherer geistiger Bedürfnisse verwaist fühlte; eine Empfindung, die, früh oder spät, den meisten Verbindungen dieser Art folgt und Reue und Mißmut zur Begleitung hat, wenn sie nicht durch große Tugenden des Herzens einer Gattin aufgewogen oder gemildert wird. Als Rousseau die letzten Bücher des Emil in einem schon weit fortgeschrittenen Alter schrieb,

wo der Geist und Kopf mehr Bedürfnisse, als der Körper, sogar mehr als das Herz, hat, äußerte er selbst mit Lebhaftigkeit diese Grundsätze, denen er entgegen gehandelt hatte. „Ein Mann aus der denkenden Klasse, sagt er, muß sich nicht in die nicht denkende verheiraten. Denn der größte Reiz der Gesellschaft mangelt der seinigen, wenn er im Besitz einer Frau allein zu denken gezwungen ist. Ein kultivierter Geist macht den Umgang allein angenehm und es ist eine traurige Sache für einen Hausvater, der sich in seinem Hause gefällt, sich darin in sich selbst verschließen zu müssen und sich Niemandem verständigen zu können“. Wie wahr und wie sehr aus seinem Herzen geschrieben waren diese Worte, aber auch ebenso begründet ist der auf seine Verbindung Beziehung habende Zusatz: „Dennoch möchte ich lieber ein einfaches und grob erzogenes Mädchen,*) als ein gelehrtes, schöngeistiges, das in meinem Hause ein Tribunal der Literatur errichten und sich zur Vorsitzerin desselben machen würde“.**)

Seit seiner Rückkehr nach Paris hatte Rousseau Bekanntschaft im Hause des Herrn und der Frau von Poplinière gemacht, von der er sich Vorteile für die Aufnahme seiner musikalischen Arbeiten versprach. Aber Frau von Poplinière war ihm, ungeachtet seiner Aufmerksamkeit für sie, in allem entgegen und sie vernichtete die vorteilhaften Eindrücke, welche seine Oper: les Muses galantes und die Umarbeitung von Voltaire's Prinzessin von Navarra auf das Publikum und vorzüglich auf den Herzog von Richelieu gemacht hatte. Ihre Vorliebe für Rameau, dessen Nebenbuhler Rousseau zu werden schien und der Widerwille, den sie gegen alle Genfer gefaßt

*) une fille simple et grossièrement élevée: das war ja Therese ganz.

**) Emile L. 5. T. 4. p. 8—10 Genf.

hatte, seitdem einer von ihnen ihrem Gemahl von seiner Vermählung mit ihr abgeraten hatte, waren triftige Gründe, Rousseau zu hassen und gegen ihn Partei zu nehmen.

Man denke nicht, daß Rousseau, durch einen neuen Gegenstand seiner Zärtlichkeit gefesselt, sein Mütterchen ganz aus seinem Sinn und Herz verbannt habe. Er zeigte ihr vielmehr in dieser Zeit tätig, wie sehr er wünschte, für ihre Wohltaten erkenntlich zu sein. Da er nach seines Vaters Tode den Rest seines mütterlichen Vermögens erhielt, so sandte er ihr einen kleinen Teil davon, indem er den Verlust der glücklichen Zeit beweinte, wo er ihr alles hätte hingeben und sich ihr selbst persönlich hätte zu Füßen legen können. Alle ihre Briefe waren voll Klagen über ihre bedrängten Umstände, die indes ihre merkantilische Tätigkeit und ihren Hang zu kostspieligen Unternehmungen nicht hatten unterdrücken können. Sie schickte allerhand Arkana an Rousseau, in dem festen Glauben, er werde dadurch sein und ihr Glück machen. Sie schien durch ihre dürftige Lage und das drückende Gefühl des Elends zusammen zu schrumpfen, und mit unweiser Guttätigkeit ließ sie sich auch das Wenige abnehmen, was ihr Rousseau schickte. Er hatte sie oft beschworen, sich mit Gewalt aus ihren schädlichen Verbindungen herauszureißen und der Zudringlichkeit der Heuchler und Betrüger zu entfliehen: allein, alle Versuche waren vergebens.

Rousseau mußte damals sehr eingeschränkt leben, da er sein dürftiges Einkommen noch mit Theresens Familie zu teilen hatte. Die ganze Familie und Sippschaft suchte sich auf Rousseaus Kosten zu bereichern und das, was er für Theresen tat, zu ihrem Vorteil zu verwenden. Um Theresens Umgang unabhängiger von den Ihrigen, besonders von ihrer altklugen und schlauen Mutter zu genießen, überwand er die Scham, sich öffentlich als den Liebhaber eines gemeinen und armen



Madame L. F. P. de La Live d'Epinay

Nach einem Pastell von Liotard

Mädchens zu zeigen und erkaufte sich durch dieses Opfer, welches er seinem Stolze darbrachte, köstliche Spaziergänge und ländliche Mahlzeiten an Thereseus Seite.

Rousseaus Verbindung mit dem Hause des Herrn von Poplinière hatte ihn von Madame Dupin, die mit jenem Hause in keinem guten Vernehmen stand, auf einige Zeit entfernt. Als er jene Verbindung aufgegeben hatte, suchte man ihn wieder zu Madame Dupin zurückzuführen. Sie und ihr Stiefsohn, Herr von Francueil, liebten die Wissenschaften und unternahmen beide literarische Versuche, wobei sie auf Rousseaus Unterstützung rechneten. Sie trugen ihm daher eine Art von Sekretärstelle an, die er ungeachtet der sehr geringen Besoldung annahm, um sich und seiner Therese wenigstens den allernotdürftigsten Unterhalt zu verschaffen. Die Herbstmonate des Jahres 1747 brachte Rousseau mit Madame Dupin und Herrn von Francueil in der Touraine auf dem Schlosse von Chenonceaux zu, während Therese in Paris zurückblieb. Er schrieb von dort aus an sein Mütterchen in Chambery; sie erhielt aber seinen Brief nicht und machte ihm darüber, daß er sie vernachlässige, wie es scheint, Vorwürfe, über welche er sich gegen sie also äußert: „Ungeachtet der Ungerechtigkeiten, die Sie mir innerlich zufügen, würde es nur von mir abhängen, Ihr beständiges Mißtrauen gegen mich in Achtung und Mitleid zu verwandeln. Aber ihr Herz hat nur zuviel eigene Leiden, um auch fremde zu tragen; ich hoffe immer, daß ein Tag kommen wird, wo sie mich besser kennen und mich mehr lieben werden".*) Bald darauf im Jahre 1748 wurde Therese von ihrem ersten Kinde entbunden, und Rousseau, welcher es weder ernähren konnte noch wollte, nahm zu dem Findelhause nach einer landesüblichen Gewohnheit mit eben der Unbefangenheit seine

*) Par. 17. Dezember 1747. T. 26. p. 254.

Zuflucht, mit welcher er eine der Landessitte gemäße Verbindung mit Theresen geschlossen hatte. Er wiederholte bei einem zweiten Kind im nächsten Jahre und in der Folge noch mehrmals dieses Verfahren, das zu merkwürdig und zu auffallend ist, als daß ich der ausführlichen Erzählung und Beleuchtung desselben nicht einen eigenen Aufsatz am Schlusse dieser Schrift bestimmen sollte.

Nach zwei gefährlichen Krankheiten, die er in diesem Jahr zu überstehen hatte, schrieb er wieder an sein Mütterchen: „Und Sie, mein teueres Mütterchen, wie befinden Sie sich jetzt? Sind Ihre Besorgnisse noch nicht gestillt? Sind Sie nicht beruhigt über einen unglücklichen Sohn, der Ihre Leiden nur allzufern vorausgesehen hat, ohne sie jemals erleichtern zu können? Sie haben weder mein Herz, noch meine Lage gekannt. Erlauben Sie mir, Ihnen das zu antworten, was Sie mir so oft gesagt haben: Sie werden mich nicht eher kennen lernen, als wenn es zu spät ist!“ Es kann scheinen, als wenn folgende Stelle desselben Briefs eine Beziehung auf seine Verbindung mit Theresen und auf die Maßregeln, die er mit seinen Kindern zu nehmen willens war, habe: „Ich wünschte einen sicheren Weg zu finden, um mich Ihnen über meine wahrhafte Lage zu entdecken. Ich hätte Ihren guten Rat äußerst nötig. Ich nutze meinen Geist und meine Gesundheit mit dem Bestreben ab, mich mit Weisheit in diesen verwickelten Lagen zu benehmen, um wo möglich aus diesem Zustande der Schande und des Elends herauszukommen, und ich glaube jeden Tag zu bemerken, daß das Ungefähr allein mein Schicksal leitet und daß die vollendetste Klugheit nichts dabei ausrichten kann“.*) Ohne die letzten Worte ganz streng und in ihrer eigensten Bedeutung zu nehmen,

*) Par. 26. August 1748. p. 257.

glaube ich nur, daß Rousseau damit sagen wollte, über ihn walte eine so wunderbare Fügung des Schicksals, der er durch keine Klugheit und Vorsicht ausweichen zu können scheine.

Rousseau machte um diese Zeit die Bekanntschaft der Frau von Epinay, bei welcher ihn Herr von Francueil einführte. Sie war eine liebenswürdige Frau, welche Geist, Talente und wie ihr Gemahl Geschmack an der Musik hatte. Allein sie hatte mit einem Fräulein von Ette, die für boshaft galt, Umgang, welchem Rousseau einen nachteiligen Einfluß auf den Charakter der Frau von Epinay zuschreibt, ob er gleich eingesteht, daß ihr die Natur bei einem viel fordernden Temperament vortreffliche Eigenschaften verliehen, um Verirrungen gut zu machen oder zu vermeiden. Herr von Francueil flößte Frau von Epinay einen Teil der freundschaftlichen Gesinnungen für Rousseau ein, die er für ihn hegte, und er machte ihn zum Vertrauten seiner Verbindung mit dieser Dame und anderer auf sie Bezug habenden Geheimnisse. Frau von Francueil, eine liebenswürdige Frau, die aber von ihrem Mann kaltsinniger behandelt wurde, als es ihre Liebe für ihn verdiente, fühlte sich durch die Verbindung ihres Gatten mit Frau von Epinay gekränkt und machte Rousseau zum Teilnehmer ihres Kummers. Er benahm sich klug und behutsam zwischen beiden Parteien, ohne weder der Redlichkeit noch der Freundschaft etwas zu vergeben; aber die ängstliche Verlegenheit, in welche ihn oft diese Lage brachte und die Erfahrung, daß bei solchen Verhältnissen, wie sie zwischen Frau von Epinay und Herrn von Francueil stattfanden, den Pflichten der Gerechtigkeit und der Tugend auf die eine oder die andere Art leicht Abbruch getan wird, machte, daß er gegen alle Verbindungen dieser Art in seinem Urteil hart und streng war. Rousseaus weise und von Parteilichkeit weit entfernte Mäßigung,

anstatt der einen oder der anderen Partei zu mißfallen, nötigte allen Achtung gegen ihn ab und erhielt ihn im Besitz ihres Zutrauens und ihrer Freundschaft.

Im Jahre 1749 übernahm Rousseau auf Diderots und d'Alemberts Antrieb die musikalischen Artikel in der Encyklopädie. Er beklagt sich in einem Briefe an sein Mütterchen über diese undankbare Arbeit, die ihm auch seinen Schlaf koste, aber er scheint doch mit einer Art von Wollust die Gelegenheit benutzt zu haben, seinen Gegnern, die ihm weh getan hatten, darin ihre Taten zu vergelten. Der Zorn vertrat, sagt er, bei mir die Stelle des Apoll. „Aber, setzt er hinzu, wenn die Hitze des Zornes während meiner Arbeit auch auf einige Augenblicke die Gefühle der Freundschaft überwogen hat, so glauben Sie doch, daß jene Leidenschaft sich nicht lange in einem Herzen behaupten kann, das Ihnen angehört".*)

Bisher hatte Therese mit ihren Eltern eine besondere Wohnung gehabt, die Rousseau für sie bezahlte und in welcher sie häufig Besuche von ihm bekam. Allein die Unbequemlichkeit dieser Einrichtung und der Wunsch, sie beständig um sich zu haben, erregten in ihm den Plan, eine eigene kleine Wirtschaft bei sich einzurichten, welchen er infolge einer Gehaltserhöhung von Madame Dupin und Herrn von Francueil auszuführen imstande war. Madame Dupin unterstützte ihn mit etwas Hausrat, einen Teil brachte Therese selbst mit, und so sah er sich von diesem Augenblick an in den Zustand eines Hausvaters versetzt und genoß auch eine Reihe von Jahren hindurch die damit vergesellschafteten häuslichen Freuden. Nichts tat diesem Eintrag, als eine Mutter, die mit Rousseaus Denkungs- und Handlungsweise niemals übereinstimmte und den Samen der Unzufriedenheit auch in das Herz ihrer Tochter

*) Par. 17. Januar 1749. p. 260.

auszustreuen suchte. Wie häuslich er mit Theresen gelebt, davon findet sich ein Beispiel in den „Bekenntnissen“, das an sich zwar geringfügig, dennoch so charakteristisch ist, daß ich es nachzuschreiben kein Bedenken trage. Das Glück des häuslichen und geselligen Lebens besteht aus einer unendlichen Menge von kleinen und unbedeutenden Vorfällen und Zügen, die erst durch ihre Verbindung im Zirkel von geliebten Personen einen Wert erhalten. Ihre einsamen Spaziergänge außer der Stadt habe ich schon erwähnt; ihre traulichen und einfachen Abendmahlzeiten hat Rousseau auf eine höchst naive Art geschildert: „Wir saßen im Stubenfenster einander gegenüber auf zwei kleinen Bänken, die wir auf einen Koffer gestellt hatten; das Fenster diente uns zur Tafel; wir schöpften frische Luft und konnten vom vierten Stockwerk herunter, während wir aßen, die Straße und die ganze Gegend übersehen. Wer beschreibt oder wer empfindet die Reize dieser Gastmähler, die statt aller Gerichte, aus dem Viertel eines großen Brodes, einigen Kirschen, einem kleinem Schnitt Käse und aus einem halben Quart Wein, das wir zusammen tranken, bestanden? Freundschaft, Zutrauen, Vertraulichkeit, Sanftmut der Seele, wie köstlich würzt ihr unsere Mahle! Wir blieben zuweilen bis zur Mitternacht da sitzen, ohne an die Zeit zu denken, wenn uns nicht die alte Mutter daran erinnerte!“

Es macht einen höchst widrigen Kontrast, Rousseau gleich nach dieser gewiß mit allgemeiner Teilnahme gelesenen Erzählung seiner unschuldigen Freuden, das Bekenntnis einer Verirrung ablegen zu hören, die er fremder Verführung zuschreibt. Rousseau hatte mit ein paar Deutschen, Grimm und Klüpfel, die im Gefolge des Prinzen von Sachsen-Gotha sich in Paris aufhielten, Bekanntschaft gemacht und genoß in ihrem vertrauten Umgang die Freuden der Musik und jede Art von geselligem Vergnügen. Klüpfel lud einst seine beiden

Freunde zu einem Abendessen bei seinem Mädchen ein und, um seine Gastfreundschaft vollständig zu machen, erlaubte er ihnen noch mehr. — Die Unterhaltungen und der Wein, der, wie Homer sagt, auch des Weisen Herz betört, versetzten Rousseau in einen augenblicklichen Zustand, in dem er sich vergaß. Er ging ebenso betreten und beschämt als St. Preux aus der Wohnung der Buhlerinnen nach seinem Hause, aber er durfte sich nicht, wie jener, sagen, daß er ein Betrogener und Überlisteter sei. Er konnte Theresen seine Verwirrung nicht verbergen und suchte daher durch ein ehrliches Geständnis seiner Vergehung einen Teil dieser Last von seinem Gewissen abzuwälzen. Er hatte wohl getan, ihr nichts zu verheimlichen, denn Grimm kam des anderen Tags, um Theresen die Geschichte des gestrigen mit Übertreibungen zu erzählen, vielleicht weniger, um ihr dadurch böse Laune zu machen und Rousseau Verdruß zuzuziehen, als aus einem unüberlegten gesellschaftlichen Scherz. Was Rousseau tröstete, war das sanfte Wesen, mit welchem Therese ihm zärtliche Vorwürfe machte und — verzieh!

Es war nicht fein, daß Rousseau, im Besitz eines liebenden Mädchens, sich von seinen Sinnen zu einem anderen Gegenstand hinreißen ließ, aber die Umstände, unter denen es geschah, vermindern doch die Sträflichkeit seiner Untreue und geben ihm um so viel mehr Ansprüche auf unsere Verzeihung, da ihm selbst Therese diese nicht versagt hat und dies die letzte Verirrung dieser Art ist, die er sich vorzuwerfen hatte. Diejenigen, welche Rousseau einen Wüstling nennen, müssen mehr sein brennendes Temperament und seine üppige Einbildungskraft als seine wirklichen Ausschweifungen im Sinne haben, indem er offenbar im Verhältnis zu seiner Lage, von tausend Reizen umgeben, von seinem Temperament aufgefordert, und durch so viele Beispiele der Zügellosigkeit erhitzt, im

Ganzen enthaltsam und beinahe tugendhaft lebte. Lassen wir ihn selbst als Schutzredner in seiner eigenen Angelegenheit auftreten: „Ich zweifle, sagt er in einem Briefe,*) daß jemand eine keuschere Jugend als ich verlebt hat. Ich hatte dreißig Jahre erreicht, ohne mehr als eine Herzensverbindung gehabt, noch mehr als eine Untreue gegen diese begangen zu haben: dies war alles. Der Rest meines Lebens hat diese Vergehung verdoppelt; weiter bin ich nicht gegangen. Ich rechne diese Zurückhaltung meiner Weisheit nicht an, sie ist mehr das Werk meiner Schüchternheit, und ich gestehe, durch diese manches gute Glück verfehlt zu haben, nach welchem ich lüstern war.“

Im Jahre 1750 wurde Rousseau ein drittes Kind geboren. Hatte er die beiden ersten aus Leichtsinn dem Findelhaus übergeben, so vertraute er das dritte und die beiden folgenden, die ihm Therese gab, demselben aus Grundsätzen an. Nur einige auserlesene Freunde wußten um sein Geheimnis; die alte le Vasseur, die er nebst ihrer Tochter mit der Madame Dupin bekannt gemacht hatte, entdeckte es dieser, vielleicht, um ihr Mitleid rege zu machen. Es gelang ihr so gut, daß sich Madame Dupin insgeheim und ohne Rousseau's Vorwissen außerordentlich freigebig und wohltätig gegen Therese bezeigte.

Die Verbindung mit Madame Dupin wurde Rousseau noch teurer durch die Vermählung eines ihrer Söhne, des Herrn von Chenonceaux, mit der einzigen Tochter der Vicomtesse von Rochechouart. Sie war noch jung, hatte Geist und Talente und schien Rousseau unter den Schreibern ihrer Schwiegermutter auszuzeichnen. Sie gefiel sich nicht bei Madame Dupin, die sich ein gewisses Ansehen bei ihr zu geben suchte und entsagte deswegen ihrem Umgang, um unab-

*) L. à St. Germain 26. Februar 1770. C. 7. p. 849. ed. du Peyrou.

hängiger leben zu können. Diese Art von freiwilligem Exil machte sie für Rousseau, der das Außerordentliche liebte, nur noch anziehender, und ihre geistvollen, bisweilen etwas sophistischen Unterhaltungen sowohl, als ihre blendend weiße Gesichtsfarbe und blonden Haare, die ihn an sein Mütterchen erinnerten, machten die lebhaftesten und stärksten Eindrücke auf sein Herz. Demungeachtet hielt er sich in der Entfernung, in der ihre Würde oder seine durch Straucheln befestigten Grundsätze ihn bleiben hießen und erteilte ihr einen ganzen Sommer hindurch täglich mehrere Stunden lang den ernsthaftesten und trockensten Unterricht in der Arithmetik, ohne ihr je mit einem Wort oder mit einem Wink etwas von seinen Empfindungen für sie zu offenbaren. Eben diese Frau hatte in der Folge so viel Gewalt über Rousseau, daß sie aus gewissenhafter Ängstlichkeit, ihren Sohn nach vernünftigen Grundsätzen zu erziehen, ihn dahin brachte, obwohl gegen seine Neigung, nur ihr zu Gefallen, das System der Erziehung zu schreiben.

Für Rousseau eröffnete sich abermals eine bürgerliche Laufbahn, aber es zeigte sich bald, daß er nicht dafür gemacht war. Um ihn besser zu stellen, übertrug ihm Herr von Francueil, der Generaleinnehmer der Finanzen war, die Stelle eines Kassierers. Er verwaltete sie einige Zeit, ohne mehr als oberflächliche Kenntnisse von der Beschaffenheit dieser Geschäfte zu erlangen, ohne ihnen Geschmack abzugewinnen und, während einer kleinen Reise des Herrn von Francueil, da alles auf ihm lastete, mit einer beständigen Unruhe des Geistes. Diese ermüdende und unruhevolle Arbeit entwickelte einen Krankheitsstoff in seinem Körper, der fürchterlich in seinen Eingeweiden wütete. Einer seiner Ärzte gab ihn auf. Voll von dem Gedanken an den Abschied aus der Welt, beschloß er allen Ansprüchen der Eitelkeit zu entsagen, seine Stelle niederzulegen und seine

schwachen Lebensgeister nur für sich zu sammeln. Um sein notdürftiges Auskommen doch zu finden, fiel er auf das paradoxe Mittel, Noten abzuschreiben. Er gab also die Kassiererstelle in Herrn von Francueils Hände zurück, indem er ihm und der Madame Dupin schriftlich für alle ihre Güte dankte und die letztere um Arbeit bat. Seine Preisschrift über den Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die Sitten, welche anfing Aufsehen zu erregen, kam ihm dabei zu statten. Er hoffte, es werde einem Abschreiber von Ruf in der gelehrten Welt nicht an Arbeit fehlen, und er betrog sich nicht. Um das Seltsame noch zu vermehren, legte er seine Kleidung nach der Mode und mit ihr seine bisher mehr angenommenen als ihm natürlichen Manieren ab. Er nahm strenge Grundsätze an und predigte harte Wahrheiten im allgemeinen, wodurch er sich den Namen eines Menschenhassers zuzog, aber in seinem Privatleben konnte er sich jener sanfteren und schüchternen Gemütsart nicht entschlagen, welcher es gleich unmöglich ist, dem Freunde ins Angesicht derbe Wahrheiten zu sagen, als die Befolgung derselben durchzusetzen. Die Rolle eines Sonderlings machte Rousseau zum Gegenstand der allgemeinen Neugierde; die Gelehrten lachten und spotteten seiner Torheit, viele drängten sich zu, um den wunderbaren Mann kennen zu lernen; die Damen suchten seine Bekanntschaft. Er wies indes, seinem Vorsatze getreu, alle Einladungen, Anerbietungen und Besuche so viel wie möglich ab. Dies war alles nicht im Geschmack der alten le Vasseur, die vielmehr alle Verbindungen Rousseaus zu ihrem Vorteil und zur Verbesserung ihrer häuslichen Lage zu benutzen suchte und durch ihre eigennützige Denkungsart oft Rousseaus Galle erregte. Er sah, daß man vor ihm Geheimnisse hatte, daß man insgeheim mit seinen Freunden zusammen flüsterte; er beschwerte sich darüber, aber da er nichts damit ausrichtete und von Frau le Vasseur ein

Zänker gescholten wurde, so ergab er sich schweigend in sein Schicksal. Eine einzige dauerhaftere Bekanntschaft unter den Weibern war aus dieser Zeit die Marquise von Crequi, deren Bruder vor Herrn von Montaigu Gesandter in Venedig gewesen war. Er hatte sie bei seiner Rückkehr aus Italien besucht, erhielt eine schriftliche Einladung von ihr und genoß in ihrem Hause, wo er zuweilen speiste, viel Freundschaft.

Man schlug ihm für seinen körperlichen Zustand einen Aufenthalt auf dem Lande vor. Er trank den Brunnen bei einem Freund in Passy, wo in den Nebenstunden sein Singspiel: Le Devin du village zu Stande kam, welches mehr Aufsehen erregte, als er erwartet hatte. Es wurde am Hof in Fontainebleau, in Rousseaus Gegenwart, aufgeführt. Er erschien in seinem gewöhnlichen schlichten und nachläßigen Anzug und wurde in eine Rangloge geführt, wo aller Augen auf ihn gerichtet waren. Dieser Anblick verwirrte ihn im ersten Augenblicke, bis er Mut faßte und sich trotzig der allgemeinen Neugier preis gab. Aller Mienen schienen ihm nichts als Erwartung und Verbindlichkeit zu sagen; um so viel mehr erwartete er mit Zittern den Ausgang, bange, daß die Aufführung des Stücks dem günstigen Vorurteil des Publikums nicht entsprechen möchte. Der Erfolg übertraf weit seine Vorstellungen. Das Stück erntete allgemeinen Beifall, und Rousseau hörte aus allen Logen Ausdrücke weiblicher Rührung und sah Tränen fließen, die ihn selbst bis zu Tränen erweichten. Zärtliche Gefühle für das schöne Geschlecht hatten, wie Rousseau sehr wohl bemerkt, mehr Anteil an dieser Stimmung seiner Seele, als bloße Schriftstellereitelkeit, und die Bewunderung der Männer würde ihn nicht so, wie der Beifall gerührter Weiberherzen entzückt haben! Der Herzog von Aumont ließ ihm noch denselben Abend sagen, er wolle ihn des andern Tags dem König vorstellen, und man gab ihm dabei zu ver-

stehen, daß von einem Jahrgeld die Rede sei. Die Furcht, vor einem König reden zu müssen, und die Beschaffenheit seiner Gesundheitsumstände bestimmten ihn, dieser Ehre zu entsagen. Diderot und Grimm hatten vielleicht nicht unrecht, ihm diese Uneigennützigkeit zu verweisen, durch die er eine Ungerechtigkeit gegen Therese zu begehen schien: aber sie trieben es zu weit, wenn der eine seine Überzeugungen Rousseau aufdringen und ihm vorschreiben wollte, was er tun müsse, und, wenn beide wirklich, wie Rousseau erzählt, Therese und ihrer Mutter zu verstehen gaben, Rousseaus böser Wille sei daran schuld, daß sie in keiner bessern Lage wären und in keine bessere Lage mit ihm kommen würden. Wenn sie aber daran arbeiteten, Mutter und Tochter zu bewegen, Rousseau zu verlassen, indem sie ihnen allerhand Versprechungen machten so scheint dies weniger aus Bosheit seiner Freunde geschehen zu sein, als aus der Überzeugung, daß diese Verbindung seinem Glück hinderlich sei und selbst auf seinen Charakter nachteilige Einflüsse habe.

Man erlaube mir, einen Brief, den Rousseau um diese Zeit an sein Mütterchen schrieb, dem größten Teil nach hierher zu setzen, weil es der letzte ist, der uns von Rousseau an Frau von Warens erhalten worden und Rousseaus unwandelbare Gesinnungen der Dankbarkeit und Liebe für die beste der Frauen an den Tag legt. Er überschickt ihr eine Summe Geld, die, für seine mittelmäßigen Umstände, groß genug ist. „Sie werden hier, mein teures Mütterchen, einen Wechselbrief auf 240 Livres finden. Mein Herz ist eben so bekümmert über die Kleinheit der Summe, als darüber, daß Sie dessen so bedürftig sind. Suchen Sie damit die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen: dies ist viel leichter da, wo Sie sind, als hier, wo alle Dinge, und vorzüglich das Brot entsetzlich teuer sind. Ich will nicht, mein gutes Mütterchen, mit Ihnen

ns Einzelne der Dinge gehen, von denen Sie mit mir reden, weil es nicht die Zeit ist, Ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen, wie ich immer über Ihre Unternehmungen gedacht habe. Ich will Ihnen nur sagen, daß mitten in Ihrem Unglück Sie an Ihrer Vernunft und Ihrer Tugend Güter haben, die man Ihnen nicht rauben kann, und deren Vorteile sich am meisten bei Widerwärtigkeiten bewähren. Ihr Sohn nähert sich mit raschen Schritten seiner letzten Wohnung. Mein Übel hat so große Fortschritte in diesem Winter gemacht, daß ich nicht erwarten darf, noch einen Winter zu sehen. Ich werde daher meinem Schicksal entgegen gehen, mit der einzigen Bekümmernis, Sie im Elend zurück zu lassen." So rührend diese Stelle von der Ergebung in sein Verhängnis ist, um so auffallender ist die gleich darauf folgende Erzählung: man werde in einigen Wochen in der Pariser Oper den Devin geben, und er werde sich bis dahin mit der äußersten Sorgfalt schonen, um das Vergnügen zu haben, das Stück aufführen zu sehen! Er setzt hinzu, es werde auch zu Fastnacht zu Bellevue, in Gegenwart des Königs gegeben werden; er werde aber nicht dabei erscheinen, um den Schein zu vermeiden, als suche er eine neue Gelegenheit, dem König vorgestellt zu werden, da er diese Einladung das erstemal abgelehnt. „Bei aller dieser Ehre fahre ich fort, vom Handwerk eines Abschreibers zu leben, welches mich unabhängig macht und mich glücklich machen würde, wenn mein Glück ohne das Ihrige und ohne Gesundheit bestehen könnte." „Leben Sie wohl, sind seine letzten Worte, mein bestes Mütterchen, behalten Sie immer einen Sohn lieb, der mehr für Sie, als für sich selbst zu leben wünschte*)".

Der Devin hatte Rousseau ansehnliche Summen ein-

*) Par. 13 Febr. 1753. T. 26. p. 263.

getragen, wodurch er bequemer leben konnte. Die Aufgabe der Akademie in Dijon über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen regte gewisse Lieblingsideen in Rousseau auf und bewog ihn, noch einmal mit in die Schranken zu treten. Um sich ganz dem Nachdenken, entfernt vom Vorurteil der Hauptstadt zu überlassen, machte er mit Theresen, seiner Wirtin und einer ihrer Freundinnen, eine Lustreise nach St. Germain. Rousseau fühlte sich in diesen Tagen im Genuß seiner Träume und eines kleinen freundschaftlichen Zirkels überaus glücklich und erholte sich wieder von seinem körperlichen Übel. Er nahm im eigentlichsten Verstande den Stoff zu seiner Abhandlung aus der Natur, indem er den ganzen Tag in den Wäldern herumirrte, Verhältnisse des bürgerlichen Lebens vergaß und sich in den ursprünglichen Naturzustand, in das goldene Kindesalter der Menschheit zurückversetzte. Die Schrift, welche aus diesen Betrachtungen erwuchs, verbunden mit der früheren über den Einfluß der Kultur auf die Sitten, enthält alle Keime zu dem politisch-philosophischen System, das er in der Folge daraus entwickelte, besonders zu dem Contrât social, der noch jetzt seinen Namen in Frankreich verherrlicht.

Ein Freund Rousseaus, Herr v. Gauffecourt, dessen Bekanntschaft er vor vielen Jahren bei Frau von Warens in Chambery gemacht hatte, hatte in eigenen Angelegenheiten, im Sommer des Jahres 1754, eine Reise nach Genf zu machen und lud Rousseau ein, ihn zu begleiten. Weil Rousseau der weiblichen Pflege bei seinem kränkelnden Körper nicht entbehren konnte, so nahm er Theresen mit. Wer sich aus dem zweiten Teil der „Bekenntnisse“ an das schöne Bild eines durch Geist und Herz gleich liebenswürdigen und von Jedermann geliebten Mannes erinnert, das Rousseau dort von Gauffecourt aufgestellt hat, der wird Rousseaus Erzählung

kaum Glauben beimessen können, daß eben dieser Mann unterwegs alle Künste eines ausgelernten Wollüstlings angewendet haben soll, um Theresen, ungeachtet sie weder jung, noch schön mehr war und seinem Freund zugehörte, zu seinen Lüsten zu verführen. Sie ließ sich dieses Geständnis beinah abzwingen und es würde lieblos sein, sie der Verleumdung zu beschuldigen, so weh es auch tut, dem Charakter eines Biedermanns einen Schandfleck ankleben zu sehen. Vielleicht war er einer von den gutmütigen, wohlwollenden und freundschaftlichen Seelen, deren einziger Fehler Wollust ist, ein Fehler, den sie durch andere schätzbare Tugenden gleichsam abzubüßen suchen! Um Theresen nicht zu verraten, mußte Rousseau die Empfindungen des Unwillens über die Treulosigkeit seines Freundes in seinem Herzen verschließen: aber, es war edel und großmütig, daß Rousseau ihm verzieh, daß er nie aufhörte, ihn zu lieben, und daß er seinen Manen noch ein Denkmal der Freundschaft setzte, ob er gleich seinen Fehler nicht verschwieg!

Jn Lyon trennte sich Rousseau von seinem Reisegefährten, um seinen Weg durch Savoyen zu nehmen und sein Mütterchen zu Chambery zu besuchen. So wurde denn endlich einmal, nach mehr als zehn Jahren seine Sehnsucht, sie wieder zu sehen, befriedigt. Aber ach! in welchem Zustand mußte er sie finden! Durch Leiden und Kummer verzehrt und herabgewürdigt, blieben ihr nur wenige Spuren ihres vorigen Geistes übrig. Rousseau hielt sich einige Tage bei ihr auf und vollendete dort die Widmung zu der Rede über die Ungleichheit der Menschen. Er wiederholt ihr mit warmen Eifer, was so oft der Jnhalt seiner schriftlichen Unterhaltungen gewesen war: sie möchte in ein anderes Land ziehen, sie möchte mit ihm reisen, um ruhig an seiner und Theresens Seite zu leben; sie würden beide alle ihre Tage dem Bestreben widmen, die Tage ihrer Freundin glücklich zu machen. Allein, gefesselt durch

ihren Jahrgehalt, der zwar jetzt richtig ausgezahlt wurde, aber ganz in die Hände ihrer Gläubiger kam, verwarf sie die Vorstellungen, welche ihr die Freundschaft anbot; indem es doch auch wirklich unsicher war, ob sie nicht, indem sie der Not entfloh, sich in Paris neuem Mangel in die Arme stürzte. Rousseau teilte ihr noch bei seinem Abschied etwas Weniges aus seiner Börse mit; „viel weniger, sagt er selbst, als ich hätte geben sollen, viel weniger, als ich würde gegeben haben, wäre ich nicht vollkommen überzeugt gewesen, daß ihr kein Sou davon bleiben würde.“

In Genf hielt sich Rousseau einige Monate auf, während welcher Zeit er zu der reformirten Religion seiner Väter zurücktrat, neue interessante Bekanntschaften machte und sich überreden ließ, sich künftig häuslich in Genf niederzulassen. Frau von Warens machte damals eine Reise nach Chablais und besuchte Rousseau in Grange-Canal! Die Arme hatte nicht so viel Geld, ihre Reise zu vollenden, und Rousseau schickte, weil er nicht die nötige Summe bei sich hatte, eine Stunde darauf Therese mit dem Geld an sie. Man hat Rousseau getadelt, daß er seinem Mütterchen das letzte Almosen nicht selbst zu Füßen legt, sondern durch seine Haushälterin übergeben läßt. Aber, wer wagt es zu bestimmen, ob er dies aus Kaltsinn und Gleichgiltigkeit tat, oder wie ich lieber annehmen möchte, aus dem Vorgefühl, daß ihm diese letzte Szene das Herz durchbohren würde? Wer kann sich der Tränen bei folgendem rührenden Zug der Frau von Warens erwehren? Ihr einziger Schmuck war noch ein kleiner Ring. Sie zog ihn von ihrem Finger, um ihn Theresen anzustecken, die ihn aber sogleich dieser edlen Hand zurück gab, die sie mit Tränen benetzte! — Dieser Zug einer auch im Elend noch liebenswürdigen Seele blieb Rousseaus Herzen unvergeßlich. „Ach, sagt er in den „Bekenntnissen“, dies war der Augenblick meine

Schuld zu bezahlen! Ich hätte alles verlassen sollen, um ihr zu folgen, mich an sie bis zu ihrer letzten Stunde zu halten, und jedes Loos mit ihr zu teilen. Ich tat nichts davon. Zerstreut durch eine andere Verbindung, fühlte ich meine Anhänglichkeit an sie erschlaffen, indem ich keine Hoffnung sah, ihr dadurch nützlich zu werden Ich seufzte über sie und ich folgte ihr nicht. Von allen Gewissensbissen, die ich in meinem Leben empfunden, ist dies der lebhafteste und dauerhafteste. Ich verdiente dafür die fürchterlichen Züchtigungen, die seitdem mich ohne Aufhören betroffen haben. Möchten sie doch die Undankbarkeit ausgebüßt haben, die in meinem Betragen lag, die aber mein Herz zu sehr zerrissen hat, als daß es je das Herz eines Undankbaren hätte sein können.“ Rousseau würde unstreitig ein rührendes und musterhaftes Beispiel einer wahrhaft zärtlichen Anhänglichkeit gegeben haben, wenn er alles andere hintan gesetzt hätte, um von nun an nur für sein Mütterchen zu leben, hätte er auch durch Betteln sich und sie ernähren müssen. Allein, welche Vorwürfe ihm auch das zarteste Gefühl über die Unterlassung dessen machen mag; vor dem Richterstuhl der Vernunft dürfte ihm die Erwägung zur Entschuldigung gereichen, daß er schon eine Reihe von Jahren entfernt von ihr lebte, und das engere Band der Freundschaft dadurch etwas loser geworden war; daß eine andere Herzensverbindung ihm neue Pflichten auflegte; daß sein Mütterchen an Geist und Körper gealtert hatte, und daß er, der sie so genau kannte, voraussah, er werde sie nicht aus dem Abgrund retten können, in den sie unwiederbringlich versunken war! „Es war mir gewiß, sagt er selbst, daß sie hienieden nicht mehr glücklich sein könne: es blieb mir also nichts übrig, als mir ein anderes Glück zu suchen, da ich alle Hoffnung verloren hatte, es je mit ihr zu teilen.“

Rousseau reiste im Oktober nach Paris zurück, mit dem Vor-

satze, im nächsten Frühling Paris mit Genf zu vertauschen. Allein im Rat der Götter war es anders beschlossen. Vor seiner Reise nach Genf ging er einmal mit Frau von Epinay in ihrem Park zu Chevrette spazieren. Am Ende desselben, wo der Park an den Wald von Montmorency stieß, stand eine verfallene Hütte, die man die Eremitage nannte. Rousseau, durch die romantische Lage dieser kleinen Einsiedelei überrascht, ließ ganz unwillkürlich in seiner Entzückung die Worte fliegen. „Ach, Madame, welche reizende Wohnung! Ein Asyl, ganz so, als wäre es für mich gemacht!“ Ohne sich es merken zu lassen, hatte sie diese Worte aufgefaßt und, als er jetzt zum zweitenmal diesen Weg mit ihr machte, war die Szene verändert. An der Stelle jener baufälligen Hütte stand ein kleines, gut eingerichtetes und für eine kleine Haushaltung bequemes Haus da, welches sie in der Stille hatte aufbauen lassen. Da sie sein Erstaunen sah, sagte sie zu ihm: „Hier, mein Bär, ist Ihr Asyl; Sie haben es gewählt; die Freundschaft bietet es Ihnen an; ich hoffe, diese wird Ihnen den grausamen Gedanken benehmen, sich von mir zu entfernen“. Äußerst gerührt über diese seltene Freundschaftsbezeugung, benetzte Rousseau die wohltätige Hand mit seinen Tränen und, wenn er seinen Plan nach Genf zu gehen, noch nicht ganz aufgab, so fühlte er sich doch in seinem Vorsatz durch Frau von Epinay sehr erschüttert. Sie wendete alle Mittel an, ihn zu überreden und wußte selbst Theresen und die Mutter derselben mit ins Spiel zu ziehen, bis sie ihn endlich gewonnen hatte. Der Sieg wurde ihr dadurch erleichtert, daß Rousseaus Verlangen, sich in Genf niederzulassen, schon selbst etwas geschwächt war, weil sein Buch über die Ungleichheit der Menschen nicht so, wie er gehofft hatte, von den Genfern aufgenommen worden und weil Voltaire, sein Gegner, in der Nachbarschaft von Genf seine Wohnung aufgeschlagen hatte.

Bis zum Frühling 1756 blieb er noch in Paris und genoß des Umgangs seiner Freunde und Freundinnen, vorzüglich der Madame Dupin, deren Stiefsohn, Herr von Francueil, vor kurzem seine Gemahlin verloren hatte. Der alte, mehr als achtzigjährige le Vasseur, den Rousseau auch bisher bei sich gehabt hatte, wurde seiner Frau so zur Last, daß sie Rousseau unaufhörlich plagte, sie von ihm zu befreien. Um sie endlich zufrieden zu stellen und vielleicht zugleich, um dem abgelebten Alten einen Zufluchtsort gegen die Qualen seiner Frau, die mit Recht von ihm Lieutenant criminel genannt wurde, zu verschaffen, brachte ihn Rousseau durch Hilfe des Herrn von Chenonceaux in einem Hospital unter. Er starb bald darauf, vielleicht vor Alter, vielleicht auch aus Mangel an Verpflegung. Rousseaus Einbildungskraft, seine immerwährende Selbstpeinigerin, läßt ihn glauben, der Kummer, sich fern von seiner Familie zu sehen, habe den Greis so schnell ins Grab gebracht. Bei seinem Tode zeichnete sich Theresens kindliche Liebe vor allen aus. Kaum vermißt von seiner Frau und den übrigen Kindern, wurde sein Verlust von der Tochter zärtlich beweint, und sie konnte sich nie darüber trösten, daß sie ihn, seinem Ziele so nahe, fern von sich seine Tage hatte vollenden lassen! — Fast zu derselben Zeit erhielt Rousseau einen unververmuteten Besuch von Venture, den er einst angebetet und wegen seiner Talente bewundert hatte. Aber welchen ganz anderen Eindruck machte er diesmal auf ihn! Sein reiferer Verstand sah jetzt wohl besser als vormals ein, wie nachteilig ihm der Umgang mit jenem Wüstling gewesen! Venture war jetzt von den Reizen seiner Jugend entkleidet und durch Lust und Genuß abgestumpft. Rousseau sah den ehemaligen Gefährten seiner Jugendjahre, so lang er bei ihm war, beinahe mit Gleichgiltigkeit an, und beide schieden sehr kalt von einander. Allein, wie Rousseau überhaupt nicht unmittelbar durch

einen Gegenstand gerührt wurde, so erwachte erst, nachdem Venture fort war, jenes Interesse für ihn, das wir an allen unseren Jugendkameraden, wenn es auch die unbedeutendsten Menschen sind, zu nehmen pflegen; das Interesse, welches daraus entsteht, daß wir mit ihnen gemeinschaftlich gelebt, Freude und Leid geteilt haben und an sie tausend andere, uns werte Erinnerungen anknüpfen können. Das Andenken an seine alten Verbindungen mit Venture rief ihm seine jungen Jahre zurück, die er seinem Mütterchen geweiht hatte, den romantischen Tag in Toune, der ihm zwischen zwei reizenden Mädchen so vergnügt und unschuldig verfloß, und viele andere kleine Auftritte aus jener glücklichen Zeit. Alle diese zärtlichen Erinnerungen ließen ihn Tränen über seine verschwundene Jugend und über die für ihn verlorenen Freuden vergießen.

Satt und müde des geräuschvollen und unruhigen Lebens unter Menschen, von denen nur wenige nach seinem Sinn waren, eilte er im April des Jahres 1756 in sein kleines Landhaus, das die Freundschaft für die Liebe und Eintracht erbaut hatte. Er sah und dachte nichts als die Reize der ländlichen Einsamkeit, die Entfernung von allem, was ihn drückte, und den vollkommensten Lebensgenuß im freien Umgang mit der schönen Natur. Bei mancher Eroberung, die er durch seine Talente gemacht hatte, ward doch seine Erwartung so oft getäuscht, seine Eitelkeit unbefriedigt gelassen, seine Denkungsart verkannt und verlacht; kurz, keiner seiner Wünsche im vollen Maße befriedigt. Einst war er auf dem Lande, in Charmettes, so glücklich gewesen: jetzt wollte er es wieder durch das Landleben werden. Er haßte das Leben der Gesellschaft; er floh in Wüsten, weil, wie Goethe von Tasso sagt, nicht alle seine Blütenträume reiften!

Frau von Epinay holte den lieben Gast, nachdem sie alles zu seinem Empfang vorbereitet und das Haus mit ge-

schmackvollem Hausrat versehen hatte, mit seiner Therese und ihrer Mutter selbst von Paris ab. Die ersten Tage verflossen ihm hier ganz im abwechselnden Genuß der Schönheiten der Natur, mit denen er sich zuerst bekannt machte, oder vielmehr im Genuß der lieblichen Phantasien, welche die neugeborene Natur in einer reizenden Gegend nur veranlaßte. Aber ohne sich einem bloß leidenden, untätigen Genuß hinzugeben, gedachte er seine Einsamkeit zur Ausarbeitung mehrerer wichtiger Werke anzuwenden, denen die städtischen Zerstreuungen nicht günstig gewesen waren. Rousseau fühlte alle seine Wünsche erfüllt, weil er Herr seiner Zeit, seiner Geschäfte, seiner Neigungen war, weil er im Umgang mit der friedlichen Natur und mit seinen paar Hausleuten zu keinen heftigen Leidenschaften gereizt wurde und nirgends Widerstand fand.

In der schönsten Jahreszeit besuchte Frau von Epinay die Chevrette. Ob sie ihn gleich von allem lästigen Zwang frei gesprochen hatte, so kostete ihm doch die Aufmerksamkeit, die er ihr schuldig war, manches Opfer, das seinen Neigungen und seinen Arbeiten Abbruch tat. Die Besuche bei ihr mitten unter einer zahlreichen Gesellschaft waren ihm am lästigsten: sie entdeckte es und mit zuvorkommender Güte tat sie den Vorschlag, sie wolle ihm immer sagen lassen, wenn sie allein oder fast allein sei. Er willigte ein, ohne die Folgen vorauszusehen. Er konnte nun noch weniger über seine Zeit gebieten, weil er immer eine Einladung von ihr erwarten mußte und es für unanständig hielt, nicht zu ihr zu gehen, wenn sie ihm sagen ließ, sie sei allein; oder auch, weil er sich mit bestimmten Geschäften, die er nicht hatte, nicht entschuldigen konnte. Machte er sich krank, so wurden soviele Besorgnisse geäußert, soviel Briefe und Boten, die sich nach seinem Befinden erkundigten, geschickt, daß er aus Verzweiflung sich entschloß, gesund zu sein und ohne Ausnahme auf ihre Einladungen zu erscheinen. In

Gesellschaft noch einiger Personen gefiel er sich ganz wohl bei ihr, weil er dann nicht in die Verlegenheit gesetzt war, selbst das Gespräch zu führen. Frau von Epinay liebte die Literatur und hatte sich in den Kopf gesetzt, selbst allerhand Aufsätze, Gedichte, Romane und dergleichen zu schreiben, mit denen sie ihre Gesellschaft unterhielt. War Rousseau allein bei ihr, so tat sie dies nicht: warum? weiß ich nicht, da sie doch damit die Lücken hätte ausfüllen können, die Rousseau, wenig für die gesellschaftliche Unterhaltung gemacht, in diesen einsamen Zusammenkünften nicht auszufüllen verstand. Daß sie ihn für keinen kompetenten Richter in Sachen des Geschmacks sollte gehalten haben, ist doch nicht sehr wahrscheinlich: vielleicht unterließ sie es, ihm ihre Versuche unter vier Augen zu zeigen, weil sie das strenge Urteil des Kenners scheute, vielleicht aber auch aus der gemachten Erfahrung, daß es ihm an Geistesgegenwart oder an der Gabe einer schnellen Übersicht fehlte, um im Augenblick des Anhörens oder Lesens etwas bestimmt beurteilen zu können, zumal, wenn er sich in der Verlegenheit befand, seine Meinung sagen zu sollen. Rousseau fand sich also oft im Gedränge, wenn ein Gespräch mit ihr unterhalten werden mußte: von Literatur wagte er nicht zu sprechen, weil er sich für zu gering geachtet hielt; von Liebe nicht, weil er die Lächerlichkeit eines alten Stutzers scheute und für Frau von Epinay, ungeachtet ihrer schätzbaren Eigenschaften, nichts mehr als Freundschaft empfand. Sie war sehr weiß und mager an den Händen, wie an der Brust: dies war bei Rousseaus Denkungsart hinreichend, um in ihr das Geschlecht zu vergessen.

Zu Rousseaus Trost blieb Frau von Epinay diesmal nur einen Teil des Sommers in Chevrette, und er konnte also die übrige Zeit nach seinem Wohlgefallen sich, den Musen und seinen Weibern leben. Getrennt von der Verbindung mit

der großen Welt, eingeschränkt auf seine Hütte und den engen Kreis seiner Freunde, forderte sein Herz eine möglichst enge Verbindung mit einem Wesen, mit dem er sich mit Leib und Seele vereinigen könnte, das ihm alles, und eins mit ihm wäre. Therese würde einen Teil dieses vielumfassenden Verlangens erfüllt haben: denn er hing an ihr und sie liebte ihn: aber sie war zugleich ihren Vewandten und ihrer Mutter ergeben und ließ sich von diesen geduldig plündern und beherrschen. Sie weigerte sich, seinen Bemühungen, sie von ihrer Mutter abwendig zu machen, sich zu fügen, eine Weigerung, der er seine Ehrerbietung, auch gegen seinen Vorteil, nicht versagen konnte. Beider Interesse blieb dadurch aber immer in gewissen Punkten getrennt, so lange die Mutter mit Rousseaus Interesse nicht das ihrige vereinigte.

Rousseau machte oft allein mit seiner Therese Spaziergänge. Die einsame Unterhaltung und die Stimmung, in welche sie durch die Schönheit der Natur versetzt wurde, machte, daß sie ihr Herz Rousseau ganz eröffnete und ihm treuherzig manches, was zwischen ihrer Mutter und Rousseaus sogenannten Freunden vorgefallen war, entdeckte. Sie erzählte, sie hätte viele Geschenke von Madame Dupin für Rousseau erhalten, welche die Mutter sich und ihren Verwandten zugeeignet und ihr strenges Stillschweigen darüber auferlegt habe. Diderot und Grimm hätten oft ihr und ihrer Mutter zugesetzt, Rousseau zu verlassen, außerdem habe ihre Mutter noch geheime Zusammenkünfte mit Grimm gehabt, deren Absicht und Gegenstand ihr unbekannt gewesen. Diese Entdeckungen erfüllten Rousseau noch mehr mit Verachtung gegen jenes alte Weib, das auch bald mit Mißfallen das Übergewicht bemerkte, welches Rousseau über ihre Tochter zu erhalten schien und nun alle ihre Schlauheit anwandte, um sie noch mehr an sich zu fesseln.

Es ist schon oben angedeutet worden, daß Thereses un-

gebildeter Geist nicht fähig war, Rousseau auf die Dauer ganz zu befriedigen. Therese und noch mehr ihre Mutter hatten jene Redseligkeit oder Schnacksucht, um mich eines Zimmermannschen Ausdrucks zu bedienen, unbedeutender Weiber, welche die innere Dürftigkeit des Geistes und ihre Armut an Ideen unter einem unversiegbaren Geschwätz über nichtsbesagende Dinge zu verbergen suchen. Auf diesen Ton war denn die Unterhaltung gestimmt, wenn Rousseau mit den beiden Weibern zusammen war, aber auch der Zwang, den sich Rousseau und Frau le Vasseur gegen einander antaten, störte überall den Genuß des geselligen Umgangs. Ging Rousseau allein mit Theresen spazieren, so hatte er wieder keine andere Unterhaltung von ihr zu erwarten, als die in dem engen Kreise ihres einförmigen Lebens lag und die doch am Ende auch für den geduldigsten und anspruchfreiesten Mann ermüdend und langweilig wird. Beide hatten zu wenig gemeinschaftliche Ideen, um aus diesem Vorrat nach Belieben zu schöpfen. Die umliegenden Gegenstände erzeugten in Rousseaus Gemüt Phantasien und Betrachtungen, die sie nicht mit ihm teilen konnte. „In der Einsamkeit, hören wir ihn nun selbst sagen, fühlt man erst recht den Vorteil, mit Jemandem zu leben, der zu denken weiß!“ Rousseau, der nicht der unterhaltendste Gesellschafter war, oft üble Laune hatte, lange Weile bei Theresens unschmackhaften Gesprächen fühlte und in seine eigenen Träume verloren, neben ihr hinschlenderte, fing allmählich an, auch Theresen mit seiner einsamen Gesellschaft langweilig zu werden. Er bemerkte, daß sie unter mancherlei Vorwand den Spaziergängen mit ihm auszuweichen suchte und hörte also auf, ihr etwas aufzudrängen, woran sie keinen Geschmack fand.

Zu diesen häuslichen Verhältnissen kamen noch manche andere Umstände, welche ihn von dem Glück entfernten, das

er schon für errungen hielt. So drückend die Abhängigkeit von Frau von Epinay war, so wurde sie doch durch die Freundschaft erleichtert: aber schwerer zu ertragen wurde ihm die Abhängigkeit vom Publikum, das ihn auch bis in die Einsiedelei verfolgte und mit müßigen Besuchen um Zeit und Freiheit brachte. Das Mißfallen über seine gegenwärtige Lage weckte wieder die Freundin seiner schlimmen Tage, die Phantasie. Er schwärmte in Vergangenheit und Zukunft herum. Er klagte in mißmütigen Stunden sein Schicksal an, das ihm den Durst nach Glück eingegeben, aber dessen Befriedigung versagt habe. Wie war es möglich, sagte er zu sich, daß ich mit einer so ausdehnungsfähigen Seele, welcher Liebe Leben war, bis dahin noch keinen Freund gefunden, der ganz mein gewesen wäre! Wie es möglich, daß mit so entzündbaren Sinnen, mit einem Herzen, so ganz von Liebe durchdrungen, ich nie einen Gegenstand gefunden habe, mit dem ich mein Bedürfnis zu lieben hätte ganz befriedigen können? Wer Rousseaus Launen, Phantasien und Eigenheiten kennt, wird finden, daß in ihm selbst etwas lag, was seine Wünsche vereitelte. Ihm dünkte es aber immer, das Schicksal habe noch eine Schuld an ihn abzutragen, deren Entrichtung er von der Zukunft erwartete.

Es war gerade in der schönsten Jahreszeit, Monat Juni, als ihn diese Gedanken beschäftigten; fast um dieselbe Zeit, in welcher er einst in einer ähnlichen Gegend, jenen ihm unvergeßlichen Sommertag auf dem Schloß zu Toune verlebt hatte. Das Andenken an diesen und an den Umgang mit jenen beiden Mädchen, rief ihm alle seine gehabten Liebschaften, Madame Bazile, Fräulein von Breil, Frau von Larnage und selbst die reizende Zulietta ins Andenken zurück. Umgeben von diesen alten Bekanntschaften fühlte er sein schon abgekühltes Blut wieder erwärmen, seine jugendlichen Empfin-

dungen erwachen und sich in einem Alter von beinahe fünfundvierzig Jahren auf einmal wieder zum verliebten Schäfer werden. Es war diesmal keine von den vorübergehenden Erscheinungen, die so schnell verschwinden als sie kommen. Eine Krankheit und andere Zerstreuungen vermochten nicht, ihn davon zu heilen. Beraubt eines wirklichen Gegenstandes seiner Leidenschaft, formte er, ein anderer Prometheus, sich selbst Wesen, die er mit allem, was liebenswürdig ist, ausschmückte. So entstand in seiner Einbildungskraft eine Julie, der er eine verständige Freundin und einen Liebhaber gab, in dessen Stelle er sich selbst so viel als möglich versetzte und dem er seine eigenen Tugenden und Mängel lieh*). Überhaupt verwebte er in diese Geschichte seine Gefühle, Grundsätze und einige seiner eigenen und der Begebenheiten seiner Freunde. Er ließ seine Lieblinge in Vevay am Genfersee wohnen, weil dies der Geburtsort seines armen Mütterchens war und das Romantische jener Gegend seiner Einbildungskraft den freiesten Spielraum gab. Lange trug er seine Dichtungen nur in seinem Kopf herum; bald aber schrieb er einzelne Szenen daraus noch außer dem Zusammenhang nieder, gleichsam um die Empfindungen der heißesten Liebe und Zärtlichkeit dadurch zu verewigen und dem Drange seiner Herzensergießungen zu folgen.

Gerade in dieser Zeit, als Rousseau in seinen süßen Träumen verloren, nur in seinem Ideengebiet herumschwärmte,

*) Ein Beweis, wie weit seine phantasierende Liebe ging, findet sich in der Erzählung von dem Singspiel über Tasso's Leidenschaft für die Prinzessin von Ferrara, das er in der Nacht verfertigte (Confess. 3,58.). Er setzte sich so ganz in Tasso's Stelle, mit dem er ohnedies in wesentlichen Stücken sympathisierte, daß ihm seine edle Liebe für die Prinzessin und seine kühnen Äußerungen gegen ihren Bruder, eine (es sind seine eigenen Worte) hundertmal reizendere Nacht geben, als er in den Armen der Prinzessin selbst würde gefunden haben!

erhielt er den ersten Besuch von der Gräfin von Houdetot. Sie war eine Tochter des verstorbenen Generalpächters, Herrn von Live von Blainville, eine Schwester des Herrn von Epinay. Rousseau hatte ihre erste Bekanntschaft in Paris bei ihrer Schwägerin, der Frau von Epinay gemacht, als jene im Begriff war, sich zu vermählen, und er hatte sie schon damals, wegen der reizenden Einfalt ihrer Sitten und ihrer ungezwungenen Unterhaltung liebenswürdig gefunden. Als er in der Folge öfters mit ihr bei Frau von Epinay in der Chevrette zusammen war, fand er nicht nur seine gute Meinung von ihr bestätigt, sondern glaubte auch zu bemerken, daß sie ihm wohlwolle. Sie ging gern mit ihm spazieren und plauderte auch gern mit ihm. Sie bat ihn verschiedene Male, sie in Paris zu besuchen, aber er vermied es, so viel als möglich Paris zu sehen. Sie stand in einer sehr vertrauten Verbindung mit Herrn von St. Lambert, der auch Rousseaus Freund war, und sie kam jetzt in der Absicht, um Rousseau von ihrem gemeinschaftlichen Freunde, der abwesend war, Nachricht zu bringen und sich von ihm freundschaftlich unterhalten zu können. Ihr Kutscher hatte sich unterwegs verirrt: der Wagen war im Morast stecken geblieben: sie selbst war mit Mühe durchgewatet und kam ganz durchnäßt in der Einsiedelei an. Diese Umstände gaben dem Besuch etwas romantisches. Sie mußte sich umkleiden. Sie nahm mit einer ländlichen Mahlzeit vorlieb und schied diesmal zufrieden von einer Zusammenkunft, die ganz nach ihrem Herzen war.

Der Herbst wurde mit ländlichen Geschäften zugebracht. Rousseau hatte die Oberaufsicht über den Garten, der bei der Einsiedelei war, übernommen; er suchte das Obst vor den Nachstellungen des räuberischen Gärtners zu bewahren; er sammelte mit seinen Weibern die Früchte ein und begleitete die Lieferungen, oder er trug selbst zum Teil mit Theresen Körbe

voll Früchte nach Chevrette und nach Epinay. Der Winter wurde ganz der neuen Heloise gewidmet und, so wenig Ruhe ihm auch seine Schmerzen ließen, so söhnte ihn doch die Unabhängigkeit, in welcher er diese Monate zubrachte, gänzlich mit seiner Lage aus. Er vollendete die beiden ersten Teile seines Romans und machte mit der ihm eignen Geduld eine sehr saubere Abschrift davon. Welch ein charakteristischer Zug von Schriftstellereitelkeit und von einer phantastischen Leidenschaft für die Wesen seiner Einbildungskraft, wenn er sein Werk auf das feinste Papier mit vergoldetem Rand schrieb, himmelblauen und Silbersand darauf streute und die Hefte mit himmelblauer Seide nähte! Wahrlich, Schriftstellereitelkeit geht über Dameneitelkeit! Jeden Abend setzte er sich mit seinen Weibern um den Kamin herum und las ihnen mehr als einmal sein Werk vor. Therese, welche zärtlicher Empfindungen fähig war, schluchzte, ohne ein Wort zu sagen, mit Rousseau voll innigster Rührung. Die Mutter, welche von allem dem nichts verstand, verhielt sich ganz ruhig und begnügte sich in den Augenblicken des Stillschweigens ihm immer zu wiederholen: Monsieur, cela est bien beau*. Freilich konnte das Lob eines alten Weibes und die Rührung seiner Therese nicht den starken Eindruck hervorbringen, den der laute und allgemeine Beifall, welchen der Devin du village in Fontainebleau erhielt, auf Rousseau machte: allein seine Weiber waren die ersten, mit denen er den Selbstgenuß an seiner Heloise teilte; er befand sich, indem er sie ihnen vorlas, in einem so behaglichen und zwanglosen Zustande in seinem kleinen Häuschen und konnte sich ungehindert den Empfindungen überlassen, zu denen ihn die Briefe eines so heißliebenden Paares fortrissen!

Frau von Epinay, unruhig darüber, daß Rousseau in

*) Die Winterszene ist auf dem Titelkupfer des ersten Teils dargestellt.

einem kalten Winter einsam und abgelegen fast im Walde wohnte, erkundigte sich häufig durch kleine Briefchen und Botschaften nach seinem Befinden. Unter mehreren Beweisen ihres aufrichtigen Wohlwollens und ihrer Freundschaft, die er von ihr erhielt, war auch der, daß sie ihm ihr Bild schickte und das seinige, welches la Tour gemalt hatte, zu haben wünschte. Noch rührender war folgender Beweis ihrer zärtlichen Fürsorge. Eines Tages, da es sehr gefroren hatte, erhielt er ein Paketchen mit allerhand Sachen, die sie für ihn zu besorgen übernommen hatte: mit diesen schickte sie ihm zugleich einen Unterrock von englischem Flanell, den sie selbst getragen habe und woraus er sich ein Winterkamisol machen lassen solle. Diese mehr als freundschaftliche Güte, mit der sie sich gleichsam ihrer eigenen Kleider beraubt hatte, um Rousseau zu kleiden, rührte ihn so sehr, daß er vor Freude weinte und Brief und Rock wohl zwanzigmal küßte. Es lag etwas so trauliches, so herzliches und schmeichelndes in diesem Geschenk, daß er sich mehr als durch alle anderen Freundschaftserweisungen, die Frau von Epinay je an ihm verschwendet, dadurch erweicht fühlte und nie, selbst, nachdem er mit ihr gebrochen, ohne Rührung daran denken konnte.

Mit dem Erwachen des Frühlings (1757) erwachten auch seine erotischen Schwärmereien, oder vielmehr sie verdoppelten sich. Die Begeisterung gab ihm einige liebeatmende Briefe ein, die in den letzten Teilen der Heloise stehen. Während dieser Arbeit wurde er zum zweitenmal von der Gräfin von Houdetot überrascht: aber diesmal war ihr Besuch von wichtigeren Folgen. Sie hatte in Abwesenheit ihres Gemahls und ihres Liebhabers, welche beide im Dienst waren, ein artiges Landhaus zu Eaubonne, mitten im Tal von Montmorency gemietet und machte von da aus einen Abstecher nach der Eremitage zu Pferde und als Mannsperson gekleidet. Sollte man wohl

glauben, daß dieser Nebenumstand für Rousseau entscheidend gewesen wäre? Rousseau liebte sonst keine Art von Maskeraden: er glaubte, jeder Schauspieler erniedrige sich durch Annehmung fremder Rollen, und noch viel weniger mochte er, daß Weiber wie Männer erzogen werden oder sich als Männer kleiden und betragen sollten. Dennoch wurde er durch das romantische und rittermäßige Ansehen seiner Heldin gefangen, und diesmal war es Liebe,*) Liebe, wie er sie in seinem Leben zum ersten und zum letzten Mal empfunden hat. Man sollte meinen, er habe sich blos in das Amazonenhabit seiner Dame verliebt, wenn man nicht wüßte, daß zärtliche Empfindungen gegen die Person oft auf sehr unwesentliche Stücke an derselben sich gründen, und daß die Einbildungskraft so geneigt ist, bei diesen oder jenen äußeren Erscheinungen auf gewisse innere Eigenschaften des Geistes und Herzens zu schließen.

Liebenswürdig mußte allerdings die Gräfin von Houdetot sein, wenn Rousseaus Copie derselben ihrem Original ähnlich war. Ich will nur im Allgemeinen die Züge andeuten, die Rousseau weiter ausgemalt hat. Sie näherte sich den Dreißigen; sie war nicht schön; sie hatte Blatternarben und ein blödes Gesicht, aber desto schönere, schwarze Haare: ihr Wuchs war zierlich und jede ihrer Bewegungen von Grazie und Linkigkeit gemischt: ihr Geist war heiter unbefangen und voll natürlichen Witzes. Die Grundlage ihres Charakters bestand in Sanftmut, mit der sie die schönen Tugenden der Treue, der Zuverlässigkeit, der Unfähigkeit zu hassen und einer Offenherzigkeit, die oft in Unvorsichtigkeit und Mangel an Überlegung überging, verband. Sie hatte angenehme Talente; machte artige Verse,

*) Ich verweise den Leser auf das im Vorwort näher angegebene Werk von Hipp. Buffenoir, welches auch 18 bisher unbekannte Briefe R's. an die Gräfin enthält, die ich im Anhange in deutscher Übersetzung zu veröffentlichen autorisiert bin. Anm. d. Herausg.

und spielte Klavier. Sie war sehr jung an einen Mann verheiratet worden, der ihrer nicht wert war und den sie nie geliebt hat. Sie fand angenehmere Eigenschaften, Geist, Talente und Tugenden bei St. Lambert: dadurch wurde ihre innige Verbindung mit ihm geschlossen. „Wenn man etwas, sagt Rousseau, den Sitten des Zeitalters verzeihen muß, so ist es ohne Zweifel eine Herzensverbindung, die durch ihre Dauer geläutert, durch ihre Wirkung geehrt wird und sich nur auf wechselseitige Achtung gründet".

Die Gräfin kam, weil St. Lambert sie gebeten hatte, Rousseau zu besuchen; vielleicht auch aus ihrem eigenen Verlangen, sich von ihrem abwesenden Freund mit ihm zu unterhalten. Wir haben gesehen, welchen Eindruck ihr erster Anblick auf seine Einbildungskraft machte! Voll von dem Ideal seiner Gedanken, fehlte ihm nichts, als es außer sich wirklich und lebendig zu sehen. Er suchte einen Gegenstand, der demselben angemessen wäre und er fand sein Ideal in der Gräfin von Houdetot hypostasiert, welche seine Phantasie mit allen den Reizen und Vollkommenheiten ausschmückte, womit er seine Julie bekleidet hatte. Er glaubte, alle diese Eigenschaften in ihr zu sehen, weil er sie in seiner Einbildungskraft hatte. Also auch jetzt trug er nur sein Bild des Liebenswürdigen und Schönen, das wie Zeuxis' Helena, aus den einzelnen Schönheiten der Natur zusammengesetzt und veredelt war, auf einen einzigen Gegenstand über. Sie liebt er nicht — aus allen Sphären trägt er, was er liebt, auf einen Namen nieder! Er tut dasselbe, was er seine Sophie in der Fortsetzung des Emil tun läßt: sie liebt zuerst Fenelons idealischen Telemach, und als Emil, ein schöner, edler Jüngling mit seinem Hofmeister zu ihr kommt, glaubte sie in diesem einen Mentor, in jenem ihren angebeteten Telemach zu finden, und sie — liebt ihn!

Seine Leidenschaft entflammte noch mehr, als sie von ihrem Liebhaber mit so vieler Wärme und Teilnahme sprach. Er fühlte die ansteckende Kraft der Liebe; er hing an ihrer Liebe atmenden Rede; er versetzte sich in die Stelle ihres Geliebten; er fühlte dieselbe Leidenschaft für sie, die sie für jenen ausdrückte. „Indem ich neben ihr saß, sagt er, indem ich ihr zuhörte, wurde ich von einem wonnevollen Schauer ergriffen, den ich noch bei Niemandem empfunden hatte".*) Wie hinreißend und rührend ist nicht dieses unnennbare Gefühl an der Seite eines liebenswürdigen und von Liebe begeisterten Weibes; aber, wie viel verliert zugleich dieses Entzücken von seinem hohen Wert und sinkt zu einer gewöhnlichen Erschütterung der Phantasie und der Sinne herab, wenn man in den „Bekenntnissen" liest, daß die niedlichen Sängerinnen in Venedig einen ähnlichen oder gleichen Eindruck auf sein Wesen machten. „Als ich in ihren Saal trat, sagt er an jener Stelle, fühlte ich einen Liebesschauer, dergleichen ich niemals empfunden hatte".**)

Dies war der Anfang einer Liebe, die ihrer Überspannung ungeachtet sich eine geraume Zeit erhielt. Als die Gräfin weg war, wurde Rousseau erst insofern ruhig, daß er über seinen eigenen Zustand nachdenken und über die unglückliche und hoffnungslose Liebe, von der er sich überwältigt sah, seufzen konnte. Seine Julie war nirgends; Sophie, so hieß die Gräfin, trat allenthalben an ihre Stelle, oder vielmehr, Sophie war selbst Julie. Die Gräfin kam unerwartet wieder. Die geheim gehaltene Leidenschaft machte ihn stumm und zitternd. Er gestand der Gräfin endlich die Verwirrung, die er nicht bergen

*) J'étois saisi d'un frémissement délicieux, que je n'avois éprouvé jamais auprès de personne.

**) Confess. 3, 120: je sentis un frémissement d'amour, que je n'avois jamais éprouvé.

konnte und überließ es ihr, die Ursache zu erraten. War es Mitleid mit seinem Zustand oder fühlte sie sich durch die Leidenschaft eines berühmten und unter den Weibern für liebenswürdig geltenden Mannes geschmeichelt: sie zog sich wegen dieser Entdeckung nicht von ihm zurück; sie suchte nur seine heftige Leidenschaft zu mäßigen und die Liebe in Freundschaft zu verwandeln. Sie führte ihn auf ihre Lage zurück; sprach von einer vertrauten Herzensvereinigung zwischen ihr, Rousseau und St. Lambert; und, indem sie ihres Freundes gedachte, erinnerte sie Rousseau an das, was Pflicht und Tugend ihn tun hieß.

Mehr Frieden hatte er nach diesem Auftritt; nicht wegen einer besiegten Leidenschaft, sondern darüber, daß die Last eines Geheimnisses von seinem Herzen abgewälzt und in den Schoß seiner Freundin niedergelegt war. Er empfand, er wiederholte sich alle Beweggründe, die sie zur Bezwingung einer törichten Leidenschaft ihm vorgehalten hatte: aber in der Kunst, sich selbst zu beherrschen und Lieblingsneigungen aufzuopfern, hatte er sich zu wenig geübt, als daß er mit Erfolg einer so stürmischen Leidenschaft hätte entgegen arbeiten können. Im Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit erhielt bald die letztere die Oberhand. Sie wußte die Einwendung der Vernunft, es sei unanständig für einen Alten, sich zu verlieben, bald zu ihrem Vorteil zu kehren. Der Trugschluß, die Leidenschaft eines abgelebten Alten sei unschuldig, könne für seinen Nebenbuhler keine Gefahr haben und höchstens nur dem Liebenden selbst schaden, verführte ihn zur Nachgibigkeit gegen sich. Das Laster greift, wie Rousseau bei dieser Gelegenheit anmerkt, tugendhafte Seelen niemals offen an, sondern es findet ein Mittel zu überraschen, indem es sich hinter einem Sophisma versteckt!

Nachdem er sein Gewissen zum Schweigen gebracht hatte, überließ er sich ganz und ohne Grenzen seiner Leidenschaft. Die wechselseitigen Besuche wurden fortgesetzt. Sophie und



Gräfin Houdetot

Nach einem Fragonard zugeschriebenen Gemälde

Rousseau machten große Spaziergänge zusammen. Sie schmeichelte seiner Liebe nicht, aber sie überhäufte ihn desto mehr mit Freundschaft; dies erregte in ihm den unglücklichen Verdacht, sie mache sich über seine Zärtlichkeit lustig und vergiftete so den reinsten Genuß in der Freundschaft eines holden Weibes. Die Ursache seiner üblen Launen blieb ihr nicht verborgen; sie wollte darüber lachen, aber das hätte Rousseau zur Verzweiflung gebracht; sie stimmte also ihren Ton zur sanften Teilnahme herab und zeigte ihm durch ihr wehmütiges Betragen über seinen Argwohn, wie weit sie entfernt sei, gegen ihn Freundschaft zu heucheln. Halb noch zweifelnd und halb von Liebe trunken, forderte er sprechende Beweise von dem, was ihr Mund versicherte, und sie versagte ihm nichts, was die zärtlichste Freundschaft verwilligen konnte; sie verwilligte ihm nichts, was sie hätte untreu machen können. Als einen Beweis, bis zu welchem Grad sein Mißtrauen stieg, führe ich folgendes an. Da er sogar in Furcht schwebte, seine Briefe an sie könnten von ihr gemißbraucht werden, so suchte er die Mitteilung derselben an andere dadurch zu verhindern, daß er in einem sehr vertrauten Ton zu ihr sprach und sie sogar „Du" nannte. Sie beklagte sich oft darüber, aber diese Klagen bestärkten ihn noch mehr in dem gefaßten Verdacht. Welch ein sonderbarer Mann war doch Rousseau. Er schreibt Briefe an seine angebetete Sophie, voll Argwohn im Herzen und mit künstlichen Vorkehrungen, daß sie sich nicht derselben gegen ihn bediene und dennoch soll in diesen Briefen ein Feuer geherrscht haben, gegen das die Briefe der Heloise nicht aufkamen! Kann man feurig, herzlich und zärtlich schreiben, wenn man von Gedanken des Mißtrauens eingenommen ist?

Einige Monate dauerte diese enge Verbindung fort. Rousseau ward besucht und besuchte in Eaubonne. Was eine durch Einbildung genährte Leidenschaft für Erschütterungen

im Geist und Körper hervorbringen kann, beweist Rousseaus merkwürdiges Beispiel. So oft er sich auf den Weg nach Eaubonne begab, um seine Sophie zu besuchen, ergriff ihn bei dem Gedanken, sie wieder zu sehen und zu umarmen, ein so heftiges Fieber der Sinne und der Phantasie, daß ihm alle Sinne und alles Bewußtsein vergingen und er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Was er auch versuchte, um sich zu zerstreuen; er erlag immer dem innern Tumult der Leidenschaft und kam erschöpft in Eaubonne an. So bald er sie sah, fühlte er wieder neue Kraft. Oft bestellten sich beide auf den Berg, Olymp genannt, zwischen Eaubonne und der Einsiedelei; die Zwischenzeit, da er sie dort erwartete, befand er sich in dem kläglichen Zustand einer zerrütteten Phantasie; um sich zu zerstreuen, beschrieb er kleine Zettelchen mit der Bleifeder, wovon aber keiner lesbar war. Diese anhaltenden Überspannungen, dieser beständige Wechsel von Reiz und Entbehrung, hatten in Rousseaus Körper eine Zerrüttung angerichtet, deren Folgen er bis an sein Ende empfand. Ohne daß ich es für notwendig achte, diese Erschöpfung einer gewissen geheimen Ursache, auf die man bei Rousseau verfallen kann, zuzuschreiben, finde ich die Auflösung dieser Erscheinung in dem beständigen Taumel der Einbildungskraft und der Sinne und in einem Drange, dem es an Befriedigung fehlte. War nicht Rousseaus Zustand bei der Zulietta diesem ähnlich; schwanden nicht ebenfalls seine Sinne bis fast zur Ohnmacht, da er von Italien zur Frau von Warens nach Annecy zurückkam; wäre er nicht, als er über die Brücke seiner Vaterstadt nach einer langen Abwesenheit zum erstenmal ging, im Übermaß der Rührung beinahe ohnmächtig geworden? Und ist nicht bei den auf Liebe und Genuß gerichteten Leidenschaften die Einbildungskraft die gefährlichste Feindin der Gesundheit?

Der einsamste Umgang bei der engsten Vertraulichkeit

erhielt sich doch immer in den Grenzen der Tugend. Dies war weniger Rousseaus Verdienst; denn, obgleich der Adel ihrer Seele oft auch der seinigen einen höheren Schwung gab und ihn mit den edelsten Entschlüßen erfüllte, so waren doch seine Leidenschaften so ungestüm, der Augenblicke von Geistesabwesenheit so viele, daß er aufrichtig gesteht: „Ich würde das Verbrechen haben begehen können; ich habe es hundertmal in meinem Herzen begangen!" — Diese Tugend war das Werk einer weisen und über sich selbst herrschenden Frau, die bei den zärtlichsten Ergießungen eines von Freundschaft überfließenden Herzens, bei der süßesten Einstimmung der Empfindungen, bei der Trunkenheit der Liebe für ihren Geliebten, die oft bei zärtlichen aber schwachen Seelen sich in dem Gegenstand verirrt und einem dritten eben die Liebe erweist, die ihr Herz nur für den Geliebten empfindet — die, unter allen diesen Umständen, sage ich, sich keinen Augenblick vergaß und Rousseaus sonst so wahres Wort in der Heloise: man dürfe den Sinnen nichts gestatten, wenn man ihnen etwas versagen wolle, durch ihr Beispiel widerlegte. Eines Abends, als er in Eaubonne war, ging er bei Mondschein mit ihr ihm Park spazieren. Sie setzten sich in einem Gehölz unter einer blühenden Akazie auf eine Rasenbank nieder, und der Gegenstand ihrer traulichen Gespräche war Liebe und Freundschaft: alles stimmte das Gemüt zur hohen Leidenschaft hinauf. Er fand eine Sprache, wie sie die zärtlichste, die feurigste Liebe eingibt und mit den verführerischsten Reizen in das weibliche Herz lenken konnte. Er lag vor ihr auf den Knieen und ergoß seine Tränen auf ihren Schoß. Sie fühlte sich bewegt, sie weinte in die seinigen. Von seiner Leidenschaft erwärmt, rief sie in einem unwillkürlichen Entzücken aus: Nein, nie war ein Mann so liebenswürdig, und nie liebte ein Liebhaber wie Sie, aber,

setzte sie gleich gefaßter hinzu, Ihr Freund, St. Lambert hört uns, und mein Herz kann nicht zweimal lieben. Rousseau schwieg seufzend; er umarmte seine Sophie; welch eine Umarmung! sind seine einzigen Worte über diese zärtlich rührende Szene, die nicht beschrieben werden kann, sondern empfunden werden muß. Sie ging nach einer zweistündigen Unterhaltung voll der größten Lebhaftigkeit und Zärtlichkeit um Mitternacht aus diesem Bosquet, ebenso unberührt und rein an Körper und Seele, als sie hineingegangen war! Keine schöne Seele kann ungerührt bei der Geschichte dieser Sommerabendszene bleiben, sie wird Sophiens Zärtlichkeit mit empfinden und ihrer Tugend Gerechtigkeit wiederfahren lassen; aber sie wird auch über Rousseaus hohen Liebesenthusiasmus die Schwachheiten übersehen, zu denen ihn hier seine ungestüme Leidenschaft fortriß. Wie vortrefflich und offenbar mit Rücksicht auf sich schildert er im Brief an d' Alembert, die Gefahren einer solchen Lage: „Wie oft sind gutartige Menschen, getäuscht durch die Maske der Tugend, welche die Liebe annimmt, anfangs zärtliche und edeldenkende Liebhaber, allmählich niederträchtige Verführer geworden, ohne Sitten, ohne Achtung für die eheliche Treue, ohne Rücksichten auf die Rechte des Vertrauens und der Freundschaft! Glücklich, wer es vermag, sich am Rande des Abgrunds zu besinnen und sich vom Fall zurück zu halten! Aber darf man mitten in einem schnellen Lauf hoffen, sich anhalten zu können? Lernt man die Zärtlichkeit überwinden, indem man sich ihr täglich ergibt? Man siegt leicht über eine schwache Neigung; aber, wer die wahre Liebe kennt und sie zu überwinden gewußt hat, dem laßt uns, wenn es einen solchen gibt, verzeihen, wenn er auf Tugend Anspruch macht!“*)

*) L. à M. d' Alemb. p. 400.

Rousseau hat in der Heloise der einseitigen Liebe ohne Gegenliebe den Stab gebrochen. Die Liebe, sagt er, kann nur aus einer gegenseitigen Gleichheit und Übereinstimmung der Seelen entspringen. Man liebt nicht, wenn man nicht geliebt wird; wenigstens liebt man nicht lange. Wenn man diese Bemerkung, deren Richtigkeit wir dahin gestellt sein lassen, auf Rousseaus Verbindung mit Sophie anwendet, so scheint auch diese von dem Namen der Liebe ausgeschlossen werden zu müssen. Allein zwei Herzen, die beide von Liebe durchdrungen sind, obgleich das eine für einen dritten Gegenstand lodert, haben doch so viele Berührungspunkte in ihrem geteilten Entzücken, welches durch wirkliche wechselseitige Freundschaft erhöht wird, daß ihre Empfindungen auch in wechselseitiger Liebe zusammenzuschmelzen scheinen; in diesem Fall befand sich wirklich Rousseau mit der Geliebten seines Freundes.

Rousseaus Leidenschaft für Sophie konnte nicht lange ein Geheimnis bleiben. Zu stolz, um sich zu verstellen, und unvermögend, die lauten Äußerungen lebhafter Gefühle zurückzuhalten, wurde er sein eigner Verräter, und Sophie, die offenste und redlichste Seele, überließ sich eben so unbefangen und unvorsichtig dem vertrauten Umgang mit ihrem Freund, weil sie sich ihrer Unschuld bewußt war und nicht glaubte, daß sie jemand würde für strafbar halten können. Frau von Epinay war oft eine Augenzeugin dieses Verständnisses. Die beiden Liebenden sahen sich häufig in Chevrette; sie spazierten mit einander im Park herum: setzten sich den Fenstern der Frau von Epinay gegenüber und kosten traulich vor ihren Augen. Mochte dies alles bloße Unbedachtsamkeit sein; genug, Frau von Epinay nahm ein grobes Ärgernis daran und glaubte, daß Rousseau ihr zum Trotz so handle, um sie vorsätzlich zu beleidigen. Dennoch schien sie es anfangs Rousseau nicht so hoch anzurechnen, als ihrer Schwägerin,

die von nun an bei ihr schnöde und verächtlich behandelt wurde.

Die Folgen dieser Entdeckung wurden bald sichtbar. St. Lambert erfuhr alles und zwar auf eine Art, die ihm böse Laune machte. Sophie klagte Rousseau ihr Unglück unter Seufzern: sie verlangte von ihm, daß er sich ganz seiner Pflicht gemäß betragen sollte, widrigenfalls sie sich gänzlich zurückziehen müsse, weil sie ihrem Geliebten nichts mehr verheimlichen wolle. Gerührt vom Mitleid für seine Freundin und über seine törichte Leidenschaft beschämt, faßte er die heiligsten Entschlüsse; aber zugleich schöpfte er Verdacht über die Person, die ihm und Sophie jenen üblen Dienst bei St. Lambert geleistet hätte. Frau von Epinay stand mit diesem in Briefwechsel; Grimm, der einmal bei Frau von Houdetot einige erfolglose Versuche gemacht hatte, war mit St. Lambert in Westfalen: auf diese Tatsachen gründete Rousseau seinen Argwohn, der noch durch verschiedene, höchst auffallende Aussagen von Theresen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gewann. Frau von Epinay sollte Theresen ausgeforscht haben, ob die Gräfin Houdetot und Rousseau sich oft schrieben; sie sollte der Mutter und Tochter angelegen haben, ihr die Briefe der Gräfin zu zeigen und sie von Rousseaus Untreue und strafbaren Verbindung zu überzeugen gesucht haben. Diese und mehrere Aussagen versetzten Rousseau in eine Wut, die sich nicht beschreiben läßt, deren Wirkungen aber in seinen genommenen Maßregeln sichtbar werden. Seit acht Tagen besuchte er Frau von Epinay nicht: unruhig über diesen Verzug, schrieb sie ihm ein so freundschaftliches, so herzliches Billet, das seine Hitze wohl hätte besänftigen mögen: allein statt dessen antwortete er ihr ganz einsilbig, die Unschuld werde ihren Verteidiger finden, um die Verläumder zur Ruhe zu bringen. Sie schrieb in eben dem sanften und teilnehmenden Ton wie vorher zurück, sie sei

durch seinen Brief erschreckt worden; sie verstehe den Sinn desselben nicht; sie beschwöre ihn, zu ihr zu kommen und, wie er noch neulich versprochen, ihr nichts von dem, was er auf dem Herzen habe, zu verschweigen. Er ging nicht zu ihr; aber er erklärte ihr schriftlich mit einer unerhörten Härte, daß er sie für die Boshafte halte, die die Eintracht zweier Liebenden zu stören und den Freund derselben als den Verführer zu brandmarken gesucht habe. Da er ihr dies selbst als bloße Vermutung angibt, so ist sein rasches Zufahren eben so tadelhaft, als die Art bitter ist, mit der er seinen Fehler, wenn er irren sollte, gut zu machen verspricht. „Wissen Sie, sagt er, wie ich meine Fehler abbüßen will; ich will tun, was kein anderer tun wird; ich will Ihnen frei sagen, was man von Ihnen in der Welt denkt und Ihnen die Lücken in Ihrem guten Namen zeigen, die Sie auszufüllen haben". Gekränkt und empört im Herzen über Rousseaus Vorwürfe, die sie gewiß nicht in dem Maße verdient hatte, wenn sie auch einige Veranlassung dazu gegeben haben mochte, äußert sie ihm zwar ihre Empfindlichkeit in einem kurzen Brief, ladet ihn aber dennoch zu sich ein und bietet ihm Verzeihung mit einem Herzen an, von dem es schwer wird zu glauben, daß es voll heimlicher Tücke gewesen sein sollte. Ob er gleich auch aus diesem Brief nur neuen Stoff zu seinem Argwohn zog, so beschloß er diesmal doch, zu ihr zu gehen, indem er anfing über seine Übereilungen nachzudenken und sich nur leider zu spät erinnerte, daß die Gräfin von Houdetot ihm ruhig zu sein und alles Aufsehen zu vermeiden empfohlen hatte. Auch fürchtete er, wenn er seine Sache weiter verfolgte und Frau von Houdetot oder Theresen mit einzumischen gezwungen würde, die ganze Rache der Frau von Epinay auf diese zu leiten. Er ging also hin zu seiner alten Freundin: sie warf sich mit Zärtlichkeit an seinen Hals und zerfloß in Tränen. Hingerissen durch einen so unerwartet

freundschaftlichen Willkomm, weinte er mit ihr. Dies war die stumme Erklärung von beiden Seiten, bei welcher es blieb. Rousseau war immer in banger Erwartung, sie werde diese Seite berühren und auf nähere Erläuterungen dringen: allein, wunderbar genug unterließ sie dies, und Rousseau begnügte sich, ihr zu sagen er könne sich über Gründe seines Verdachts noch nicht weiter auslassen; aber er werde, wenn er sich vom Gegenteil überzeuge, sein ganzes Leben dazu anwenden, sein Unrecht gut zu machen.

Unter mancherlei Neckereien, welchen Rousseau durch sein Einsiedlerleben ausgesetzt war, fühlte er sich am meisten durch die harte und unfreundliche Art beleidigt, mit welcher Diderot in einer seiner Schriften die Freunde der Einsamkeit behandelte, indem er sich sogar nicht gescheut hatte, zu sagen: Il n'y a que le méchant, qui soit seul. Dies war, wenn auch keine böse Absicht dabei statthatte, wenigstens die Sprache eines Hofphilosophen, der sich keinen Begriff davon machen konnte, wie man fern von dem Getümmel der großen Welt seine Bürger- und Menschenpflichten erfüllen könne. Es heißt, den natürlichen Anlagen und Neigungen des Menschen Zwang antun, wenn man ihm gerade eine bürgerliche Laufbahn vorschreiben und die Grenzen vorzeichnen will, wie weit er seinen Wirkungskreis ausdehnen müsse. Es ist gewiß, daß die Ausbildung des Gelehrten und Geschäftsmanns nur darum so oft einseitig ist, weil er seine Ideen blos zu einem bestimmten, wissenschaftlichen oder bürgerlichen Gebrauch, den seine jedesmalige Lage erfordert, zu entwickeln sucht; daß im Gegenteil ein in sich vollendeter Geist nur der werden kann, der über jedes Joch erhaben, sich ohne bestimmte Zwecke für andere bildet und seinen Geist unabhängig, wie und wohin er will, ausdehnt. Es ist gewiß, daß die Einsamkeit die Mutter großer Leidenschaften, Entschließungen und Grundsätze ist; daß, wie



Gräfin Houdetot und Frau von Epinay
Nach einer Zeichnung von Carmontelle

Rousseau in der Heloise urteilt, in der Welt kein Gegenstand Zeit hat, tiefe Eindrücke zu machen und daß ein auf so viele Dinge verteilter Geschmack, die Stärke der Empfindungen schwächt, Es ist ferner gewiß, daß mancher Mensch, dem die Natur die Biegsamkeit unter das Heer der Vorurteile und das Talent der gesellschaftlichen Unterhaltung versagt hat, in der Dunkelheit des Privatstandes und der ländlichen Einsamkeit seines Lebens mehr froh werden und dennoch, teils in seinem kleinen häuslichen Zirkel, teils durch Schriften, für das größere Publikum gemeinnützig werden kann. Alle diese Vorteile der Einsamkeit, die freilich oft in Gesellschaft mancher Nachteile erscheinen, von denen auch Rousseaus Charakter nicht unverschont geblieben, übersah oder verkannte Diderot aus seinem Standpunkt in der Mitte der Hauptstadt eines großen Reichs und er schien das einem Freund zum Verbrechen anzurechnen, wofür er, im Gewirre des städtischen Lebens, allen Sinn und Geschmack verloren hatte. Rousseau beklagte sich bei seinem Freund über die schneidenden Ausdrücke, womit er von ihm verurteilt worden*) und erhielt von ihm den Bescheid, daß Rousseau der einzige Eremit sei, von dem er Gutes denken könne, obgleich er auch dieses Urteil durch manche bittre Zusätze beschränkte. Dies gab Veranlassung zu einer Entzweiung und Entfernung der Gemüter, die so lange dauerte, bis die Gräfin von Houdetot Rousseau bewog, Diderot zu besuchen und den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun.

St. Lambert kam von der Armee zurück und machte Rousseau die Freude, ihn mit seiner Sophie in der Einsiedelei zu besuchen und ihn durch den Augenschein zu überzeugen, daß sein gutes Einverständnis mit seiner Geliebten wieder

*) L. à Diderot T. 5. p. 190 du Peyr.

hergestellt sei. Vergnügt, an fremdem Glück sein Herz zu weiden, begnügte er sich, der Zeuge und Vertraute ihrer Liebe zu sein. Eine gewisse Scham, die Begleiterin des bösen Gewissens, konnte er in St. Lamberts Gegenwart nicht los werden. Er las ihm einen Brief vor, den er an Voltaire geschrieben hatte; Lambert schlief darüber ein, aber Rousseau wagte es im Gefühl seiner Unwürdigkeit nicht, seine Vorlesung zu unterbrechen. Das ist der Mensch, wenn er sich von andern, die er beleidigt hat, gedemütigt fühlt!

Als St. Lambert wieder abgereist war, schien sich die Gräfin gegen Rousseau fremder und verlegner zu betragen. Befremdet hierüber, fühlte er seine Leidenschaft für sie sich in dem Grade wieder beleben, als Sophie kälter wurde. Er wünschte sich ihr zu entdecken, von ihr in Bezwingung seiner noch nicht ausgerotteten Leidenschaft unterstützt zu werden und die Ursachen ihrer veränderten Stimmung zu vernehmen; aber sie blieb zerstreut und zurückhaltend. Sie versagte ihm alle Erläuterung, aber sie forderte ihre Briefe zurück; sie erhielt sie alle; obgleich sie, ich weiß nicht wodurch, zum Argwohn gebracht, einen Augenblick daran zweifelte. Sie sagte ihm, sie habe die seinigen verbrannt; vielleicht, weil sie dieses teure Andenken nicht aus ihren Händen lassen wollte.

Trostlos über die Kälte der Gräfin von Houdetot und über die Ungewißheit, in welcher er hinsichtlich ihrer schwebte, nahm er seine Zuflucht zu einem Brief an St. Lambert, in dem er seine Klagen niederlegte. Ich entnehme nur eine charakteristische Stelle daraus, welche zeigt, was Rousseau von gewissen engen Herzensverbindungen verheirateter Weiber hielt: „Ich tadle Ihre Verbindung, sagt er zu St. Lambert. Sie werden sie selbst nicht billigen können und, so lange Sie mir beide teuer bleiben, werde ich Ihnen niemals die Sicherheit der Unschuld in ihrer Lage lassen. Aber, eine solche Liebe,

wie die Ihrige, verdient auch Achtung und das Gute, was sie bewirkt, macht sie weniger strafbar. Nachdem ich alles weiß, was sie für Sie empfindet, könnte ich Sie beide durch einander unglücklich machen wollen? Nein, ich fühle Achtung für eine so zarte Vereinigung und, ich kann Sie nicht über den Weg der Verzweiflung zur Tugend führen."*) In Beziehung auf eben diese Verbindung zwischen der Gräfin von Houdetot und St. Lambert schrieb er einige Zeit vorher an Frau von Epinay: „Ich habe weder Ihnen noch ihr verschwiegen, wie übel ich von gewissen Verbindungen denke; allein ich will, daß sie durch ein Mittel endigen, das eben so gut als die Quelle derselben sei, und daß eine unrechtmäßige Liebe sich in eine ewige Freundschaft verwandle."*) Rousseau scheint hier von den Grundsätzen auszugehen, von denen er die Anwendung in der Person seiner Julie gemacht hat. Nachdem diese von ihrem Vater verheiratet worden, flieht sie, obgleich im Herzen voll von einer andern Liebe, jede andre vertraute Verbindung und unterwirft alle ihre Handlungen, selbst, womöglich ihr Herz und ihre geheimsten Gedanken der harten Notwendigkeit, die sie an Wolmar gefesselt hat. Es ist mir nicht glaublich, daß Rousseau die Verbindung der Gräfin von Houdetot mit St. Lambert für lasterhaft gehalten; aber er scheint auch die innigste Vereinigung zweier Herzen, wovon das eine an einen Ehemann gebunden ist, für einen Raub an den ehelichen Rechten und Pflichten geschätzt und überdem die Gefahren derselben für Unschuld und Tugend erkannt zu haben.

In Erwartung der Antwort von St. Lambert warf sich Rousseau in allerhand Zerstreuungen. Er ging nach der Chevrette, wo verschiedene Feste angestellt wurden. Den Tag vorher, als

---

*) L. à M. de Saint-Lambert. 4. Sept. 757. T. 5. p. 212. du Peyr.
*) Confess. 3. 393. Genf.

Grimm ankam, ließ man Rousseau das Zimmer räumen, das durch eine geheime und ihm unbekannt gebliebene Tür mit dem Zimmer der Frau von Epinay verbunden war, um es für Grimm zuzurichten. „Siehe da, sagte Rousseau lächelnd zu seiner Wirtin, wie die Alten durch die Neuankommenden verdrängt werden!“ Grimm betrug sich in allen Stücken so unartig und so beleidigend gegen Rousseau, daß er sogar eines Abends, als Frau von Epinay wegen Kränklichkeit auf ihrem Zimmer blieb und nur zwei Kuverte für sich und Rousseau hatte auflegen lassen, Rousseaus Platz einnahm, ohne nur zu tun, als wenn er ihn bemerkte! Diese wegwerfende Behandlung sowohl, als tausend andere Umstände, in welchen er Grimms feindselige Gesinnungen gegen sich zu lesen glaubte, bestimmten Rousseau, allen Umgang mit ihm abzubrechen: allein Frau von Epinay ließ es nicht dazu kommen, indem sie weniger Grimms Betragen, als Rousseaus Aufführung gegen jenen tadelte und Rousseau dadurch seinem Freund von selbst die Hand zur Versöhnung zu bieten bewog.

Bekümmert über das lange Ausbleiben einer Antwort von St. Lambert, überließ er sich ganz seiner Schwermut, die ihm sogar den Gedanken eingab, seinem durch das begangene Unrecht gedrückten Herzen durch ein freiwilliges und ehrliches Bekenntnis alles dessen, was er, ohne Sophie in Verlegenheit zu bringen, sagen konnte, gegen St. Lambert Luft zu machen. Ehe er aber diesen Einfall ausführte, erfuhr er durch Frau von Epinay und bald hernach durch die Gräfin von Houdetot selbst, daß St. Lambert einen Anfall von der Gicht bekommen und deswegen ins Bad nach Aachen gereist sei. Er zerstreute bald Rousseaus Unruhe durch einen sehr herzlichen Brief.

Frau von Epinay bekam noch in eben diesem Herbst gewisse Zufälle, die sie bewogen, schleunigst eine Reise nach Genf

zu machen, um den Arzt Tronchin um Rat zu fragen. Sie äußerte gegen Rousseau, sie hoffe, er werde ihr Gesellschaft leisten. Da sie keinen Nachdruck auf ihre Rede legte, so glaubte er nicht, daß es ihr mit ihrer Einladung Ernst sei und scherzte mit ihr über den Nutzen, den die Begleitung eines Kranken für einen anderen Kranken haben könnte. Diderot machte ihm in einem Brief die bittersten Vorwürfe, die vielleicht gut gemeint, aber nicht weise waren, daß er Frau von Epinay in einer rauhen Jahreszeit allein in ein fremdes Land wolle reisen lassen, wo sie seiner Gesellschaft so sehr bedürfen werde: er setzte hinzu, es würde undankbar von Rousseau sein, wenn er nicht so viele Freundschaftserweisungen durch diesen Dienst zu erwidern suchte. Rousseau waren diese Zumutungen und Zudringlichkeiten um so verdächtiger, je mehr er sich versichert hielt, daß Diderot diesen Schritt in Verabredung mit anderen Personen getan hätte. Er schrieb ihm einen Brief, wie sie ihm die Hitze der Leidenschaft so oft diktierte und las ihn sogar, ehe er abgeschickt wurde, der Frau von Epinay und Grimm, der bei ihr war, vor. Wenige Tage darauf verließ Frau von Epinay die Chevrette, um in Paris die ferneren Zubereitungen zu ihrer Reise zu machen*).

An eben dem Tage, an dem Frau von Epinay Morgens abreiste, war Rousseau zum Mittagessen nach Eaubonne ein-

---

Über die geheime Ursache dieser Reise 4, 6. steht noch ein Zusatz bei du Peyrou 4, 25. Ohne sie zu offenbaren, spricht er doch an mehreren Orten, auf eine höchst verdächtige Weise davon und er nennt es eine feindselige Hand, die ihn in diese Reise zu verwickeln gesucht habe, bei der er eine lächerliche Rolle würde gespielt haben. Vgl. eine Anmerk. zu e. Brief an Grimm 19. Oktober 1757. T. 5. p. 216. du Peyrou und an die Gräfin Houdetot p. 242, wo er sagt, die wahre Ursache, warum er nicht mit Frau von Epinay gereist sei, dürfte und könnte er nicht sagen, ohne sie zu kompromittieren. — Vgl. auch die im Anhang veröffentlichten Briefe. A. d. H.

geladen, wohin die Gräfin zum letztenmal in diesem Jahr kam, um von Rousseau und von ihrem Tal Abschied zu nehmen. Er überlas auf dem Weg dahin mehrmals St. Lamberts Brief, um sich durch denselben gegen seine Schwachheit zu waffnen. Er gewann es diesmal über sich, bei ihr ruhiger zu sein, und seine Sinne ließen ihn in Frieden, obgleich sein Herz noch eben so lebhaft, oder noch lebhafter als sonst, an diesem Tage, für sie empfand. Sie schien den Wert seines Betragens zu schätzen, das sie durch Erwiderung der wärmsten Freundschaft zu vergelten suchte. Sie kündigte Rousseau die nahe Zurückkunft ihres Freundes an, der seiner Kränklichkeit wegen den Dienst verlassen wollte, um ruhig bei ihr zn leben; und sie entwarf von neuem den reizenden Plan einer Verbindung zwischen sich und ihren beiden Freunden. Er erzählte ihr, daß nach den letzten Auftritten mit Grimm, Diderot und der Frau von Epinay, sein Entschluß gefaßt sei, die Einsiedelei zu verlassen. Sie setzte sich nach allem Vermögen dawider und redete Rousseau zu, alles Aufsehen in Hinsicht der Genfer Reise zu vermeiden und seine Weigerung mit den triftigsten und glaubwürdigsten Gründen zu unterstützen und zu mildern. Beim Weggehen umarmte sie ihn im Angesicht ihrer Leute und gab ihm den Kuß der Freundschaft, der einen so ganz andern Eindruck als diejenigen, die er ihr sonst geraubt hatte, auf Rousseau machte, sodaß er sich wieder Herr seiner Leidenschaft fühlte.*)

Hier endet die Geschichte von Rousseaus vertrautem Umgang mit der Gräfin Houdetot, die ich mit zwei Stellen aus Rousseau begleite, welche aus seiner eigenen Erfahrung geschöpft sind und die Empfindungen enthalten, mit denen er sich bei einer nicht ganz befriedigten Liebe tröstete. „Die wahre Liebe vergütet das, was man ihr aufopfert. Es liegt

*) Vgl. die Briefe im Anhang. Anm. d. Herausg.

selbst ein Genuß in der Empfindung, was uns diese Beraubung kostet und was uns dazu angetrieben*).“ „Der größte Preis der Vergnügungen liegt in dem Herzen, das sie gibt: ein wahrer Liebhaber würde nur Schmerz, Wut und Verzweiflung selbst im Besitz desjenigen, was er liebt, finden, wenn er glaubte, nicht wieder geliebt zu werden**).“

Seltsam ist der Einfall, den Rousseau gehabt hat, die Geschichte eines Mannes, der in seinen alten Tagen noch die Torheit begeht, sich sterblich in ein junges Mädchen zu verlieben, mit allen den Farben in den vier Briefen an Sara***), zu schildern, die aus der Geschichte seiner Leidenschaft für Sophie erborgt sind und an diese auf jedem Blatt zurückerinnern. Wie auffallend ähnlich die Kopie mit dem Urbild ist, wird eine Vergleichung der vorzüglichsten Stellen mit der obigen Geschichte von Rousseaus Liebe für Sophie beweisen. Ein fünfzigjähriger Mann verliebt sich in ein Mädchen von zwanzig Jahren. Als ein argwöhnischer Alter, der wohl weiß, daß er nicht mehr liebenswürdig ist, sieht er in ihrer zuvorkommenden Freundschaft und in ihren süßen Schmeicheleien nichts, als daß sie insgeheim seiner Torheit spottet und über seine Verzweiflung sich Glück wünscht. Er gesteht ihr in dem ersten Brief seine Leidenschaft, aber er macht ihr Vorwürfe über ihr Betragen und sagt ihr voraus, sie werde ihn nicht sich soweit vergessen sehen, um als Sklave zu ihren Füßen zu liegen. „Beraubt aller Hoffnung, setzt er hinzu, bin ich tot für das Glück und ich lebe nur in deinem Leben. Dein Vergnügen ist mein einziges Vergnügen; ich kann keinen anderen Genuß als denjenigen haben, keine anderen Wünsche hegen, als die deinigen“. Er hatte ihr den Brief in ein Buch

*) N. Heloise 3, 7.
**) L. à M. d'Alembert p. 336. Not.
***) Oeuvr. T. 13. p. 275—91.

gelegt. Beim unerwarteten Eintritt in ihr Zimmer sah er sie das Buch schnell weglegen, erröten und einen Augenblick in Verlegenheit sein. Bei diesem Anblick hätte er sich beinahe ihr zu Füßen geworfen: aber er ermannte sich noch, verließ sie und machte seinem Herzen durch einen Brief Luft, in welchem er ihr Verstellung, Eitelkeit, Stolz oder Gleichgültigkeit gegen seine Leiden vorwirft, weil sie den Schein suchte, seinen Brief nicht gelesen zu haben. Endlich hatte seine Leidenschaft über die Vernunft gesiegt: er hatte sich vor ihr auf die Kniee hingeworfen und ihr seine Liebe bekannt. Entzückt durch ihr Betragen und zugleich beschämt durch seine Schwachheit, vertraut er seine Empfindungen einem Briefe an: „Wie, ich habe wie ein Jüngling zwei Stunden vor einem Kinde auf den Knieen gelegen? habe ihre Hände mit Strömen von Tränen benetzt? habe es zugegeben, daß sie mich bedauerte, tröstete und meine Tränen abtrocknete? habe von ihr Lehren der Vernunft und Weisheit erhalten?“ .. „Ich sah mich nicht mehr; ich sah nur dich, angebetetes Mädchen: deine Reize, deine Empfindungen und Reden erfüllten, bildeten mein ganzes Wesen: ich war jung durch deine Jugend; vernünftig durch deine Ver-Vernunft; tugendhaft durch deine Tugend“... „Wie, ich sah sich deine schönen Augen für mich ergießen, fühlte eine deiner Tränen auf meine Wangen fallen?“ .. „O, daß doch diese zwei Stunden mir ewig vorschwebten und mit ihrem Andenken den Rest meines Lebens erfüllten! Welches glückliche Ereigniß meines Lebens könnte ich mit dem vergleichen, was ich in dieser Lage empfand? Ich war gedemütigt; ich handelte unbesonnen; ich war lächerlich: aber ich war glücklich und ich genoß in dem kurzen Zeitraum mehr Vergnügen, als in dem ganzen Lauf meiner Jahre.“. . „Der Winter kann wohl den Aetna mit seinem Eise bedecken, aber sein Schoos kocht deswegen nicht weniger!“ Noch einmal und zwar zum letzten-

mal, schreibt er ihr, begeistert von seiner Leidenschaft, die er nie werde unterdrücken können, deren Ausbrüche er aber zurückzuhalten feierlich verspricht: „O Sara, anbetungswürdiges Mädchen, deren Seele noch schöner als der Körper ist: Wenn ich mich noch etwas schätze, so ist es deshalb, daß ich ein Herz habe, deinen ganzen Wert zu empfinden. — Seit sechs Monaten verschlingen meine Augen und mein Herz deine Reize: seit sechs Monaten beschäftigst du mich einzig und ich lebe nur für dich; aber erst seit gestern habe ich gelernt, dich recht zu lieben.“ .. „Ihre Sanftmut, so voll Würde, voll Vernunft, voll Anstand, hat mir alles gesagt, was mir eine strengere Behandlung nicht gesagt haben würde; sie hat mich mehr über mich erröten lassen, als es Ihre Verweise würden getan haben, und etwas mehr Nachdruck, den Sie gestern in Ihre Reden legten hat mich leicht einsehen lassen, daß ich Sie nicht dahin bringen darf, sie mir noch einmal zu wiederholen. Ich verstehe Sie und ich hoffe, Ihnen zu beweisen, daß, wenn ich nicht würdig bin, Ihnen durch meine Liebe zu gefallen, ich doch Ihren Beifall durch die damit verbundenen Gesinnungen verdiene.“ .. „Unstreitig ist es weniger mein Alter, als das Ihrige, welches mich strafbar macht. Dreißig Jahre Unterschied zeigten mir nur meine Schande und verbargen mir ihre Gefahren. Ah, welche Gefahren? Ich war nicht eitel genug, um dieses zu glauben: ich bildete mir nicht ein, Ihrer Unschuld gefährlich werden zu können und, wären Sie weniger tugendhaft gewesen, ich würde ein Verführer geworden sein, ohne es zu wissen.“ .. „Mein Los ist es, bis an meinen letzten Hauch von einer Flamme zu brennen, die nichts auslöschen kann; aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen nie wieder von dieser lächerlichen und unglücklichen Leidenschaft sprechen will, die ich vielleicht im Entstehen hätte unterdrücken können, jetzt aber nicht mehr ersticken kann.“ Noch einmal fällt er

zuletzt in das trauliche Du. „Ohne dich fliehen zu können, nehme ich Abschied von dir auf mein ganzes Leben. Dieses war das letzte Opfer, das ich dir noch darzubringen hatte: es war das einzige, das deiner Tugenden und meines Herzens würdig war!"

Bewogen durch die Vorstellungen der Gräfin von Houdetot setzte Rousseau seine Gründe, warum er sich geweigert habe, Frau von Epinay nach Genf zu begleiten in einem Brief an Grimm*) auseinander und bat ihn, nach Abwägung derselben ihm seine Meinung zu eröffnen, bereit, alles was Grimm verlangen würde, zu tun. Grimm antwortete ihm, Frau von Epinay habe ihre Abreise wegen der Unpäßlichkeit ihres Sohnes verschoben: er werde indes über Rousseaus Brief nachdenken und ihn seine Meinung wissen lassen. Indes könne er der Frau von Epinay das Anerbieten machen, sie zu begleiten: da sie seine Lage selbst kenne, so zweifle er nicht, sie werde so antworten, wie er es wünsche. Ein Unparteiischer wird in diesem Benehmen und in diesem Rat schwerlich etwas Auffallendes finden: indes Rousseau hielt den Rat, sich der Frau von Epinay anzubieten, für einen Fallstrick und die Frist, welche sich Grimm setzte, über seinen Brief nachzusinnen, schien ihm eine geheimnisvolle Absicht zu verraten. Er schrieb an Frau von Epinay, um ihr sein Beileid über die Krankheit ihres Sohnes zu bezeigen, aber er unterließ es, sich ihr zum Reisegefährten anzubieten.**) Erst nach acht bis zehn Tagen erhielt er einen lakonischen Brief von Grimm, worin er ihm meldete, Frau von Epinay sei abgereist, Rousseau einen förmlichen Bruch anzukündigen schien und es ihm als Gnade anrechnete, wenn er seinen Brief nicht allenthalben vorzeigte.

*) T. 5. p. 216. du Peyr.
**) T. 5. p. 229.

Rousseau schickte ihm sein Billet mit ein paar bitteren Zeilen zurück, worin er ihm Erlaubnis gab, seinen Brief Jedermann zu zeigen und ihn öffentlich zu hassen. Kurz darnach erhielt er die Antwort der Frau von Epinay aus Genf, die in einem so besonderen Tone abgefaßt und mit so vielen Vorwürfen angefüllt war, daß er nicht zweifelte, sie handele im Einverständniß mit Grimm.*)

Versunken in Schwermut über die Treulosigkeit seiner Freunde, von neuen Angriffen körperlicher Übel geschwächt, antwortete er der Frau von Epinay, die Freundschaft zwischen ihnen beiden sei erloschen, aber er werde nie vergessen, wieviele Verbindlichkeit er ihr schuldig sei. Er habe die Einsiedelei sogleich, wie er es für seine Pflicht halte, verlassen wollen, aber er wolle auf den Rat seiner Freunde bis zum Frühjahr bleiben, wenn

---

*) Den „Bekenntnissen" zufolge war Baron von Grimm der vornehmste unter denen, die Rousseaus Glück planmäßig zu untergraben gesucht haben sollen. Indes war Rousseau nicht Menschenkenner genug und zu sehr Parteigänger, als daß man seinem Urteil unbedingten Glauben beimessen könnte. Grimm hat sich nicht öffentlich gegen die Bekenntnisse verteidigt: die Zeitumstände erlauben es vielleicht nicht: aber er hat sich in einem Brief an den Minister eines deutschen Fürsten auf eine Art darüber erklärt, die wir zu seiner Ehre hier anführen: Mon coeur, sagt er, n'est point capable des perfidies, dont il m'accuse. Cependant je pardonne aux Manes de Jean Jacques; et je l'absous des châtiments, que Minos pourrait bien lui infliger à cause de ses calomnies. Wenn Grimm von einigen für intrigant gehalten wird, so hat er dagegen das günstigste Vorurteil anderer bedeutender Männer für sich, und ich freue mich hier das Urteil eines Thümmel (Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich 1, 275). Rousseaus Anklage gegenüber stellen zu können:

Ein Mann, der offnen Markt mit deutscher Treu und Glauben
Im Angesicht des Louvres hält,
Wie Schlangen klug, und ohne Falsch wie Tauben,
Und Garrick in dem Spiel der Welt.

sie darein willige.*) Einige Tage darauf hatte er das Vergnügen, Diderot bei sich zu sehen, dem er jeden Kummer seines Herzens und vorzüglich das, was er gegen Frau von Epinay hatte, anvertraute. Therese selbst mußte die Wahrheit seiner Aussagen bezeugen, aber ihre Mutter behauptete standhaft von alledem nichts zu wissen. Unterdessen erschien die kurze und kategorische Antwort der Frau von Epinay: „Nachdem ich Ihnen, schreibt sie, seit mehreren Jahren alle möglichen Beweise von Freundschaft und Teilnahme gegeben habe, bleibt mir nichts übrig, als Sie zu beklagen. Sie sind sehr unglücklich, ich wünschte, daß Ihr Gewissen so ruhig als das meinige sei. Dieses dürfte zur Ruhe Ihres Lebens notwendig sein. Da Sie die Einsiedelei verlassen wollten und dies für Ihre Pflicht hielten, so bin ich erstaunt, daß Ihre Freunde Sie zurückgehalten haben. Was mich betrifft, ich frage die meinigen nicht über meine Pflichten, und ich habe Ihnen nichts weiter über die Ihrigen zu sagen“.**) Er nahm diesen Brief für eine förmliche Aufkündigung an und beschloß ungesäumt die Eremitage zu verlassen. Er mietete in der Nachbarschaft ein kleines Gartenhaus auf dem Ludwigsberg zu Montmorency und ließ es für sich und Theresen einrichten. Der alten le Vasseur, deren hartnäckiges Ableugnen erst soeben seine Galle erregt hatte, erklärte er, daß sie sich von ihm trennen müßte, mit der Zusage er wolle in Paris die Miete für sie bezahlen und für ihren Unterhalt nach Vermögen Sorge tragen. Die Tochter suchte ihn wankend zu machen; aber diesmal blieb er unerschütterlich. Er meldete der Frau von Epinay seinen Abzug von Montmorency aus: „Mein Schicksal war es, sagt er, wider meinen Willen in der Einsiedelei ein- und wieder auszuziehen. Ich

*) 23. November 1757.
**) Genf, 1. Dezember 1757.

danke Ihnen für den Aufenthalt, den Sie mich daselbst zu nehmen veranlaßt haben und ich würde Ihnen noch mehr danken, wenn ich ihn weniger teuer bezahlt hätte. Übrigens haben Sie Recht, mich für unglücklich zu halten: Niemand weiß es besser, als Sie, wie sehr ich es sein muß. Wenn es ein Unglück ist, sich in der Wahl seiner Freunde zu täuschen, so ist es ein nicht weniger grausames, von einer so süßen Täuschung zurückzukommen".*) Ihre Antwort war so gut und so sanft, wie ihre meisten Briefe: sie sucht sich darin noch wegen einer ökonomischen Angelegenheit mit ihm abzufinden, und über die Hauptsache seines Briefes äußert sie sich nur beiläufig, aber mit Wohlwollen: „Ich verstehe Ihren Brief nicht recht und, wenn wir in dem Fall wären, uns zu erklären, so würde ich gern alles Vergangene auf Rechnung eines Mißverständnisses setzen".**) Es war nicht edel gedacht, daß er diesen Brief nicht einmal einer Antwort würdigte und sich durch eine völlige Aufhebung aller Verbindung mit ihr die Mittel zur Aufklärung ihrer gegenseitigen Irrungen abschnitt.

Es ist schwer, ja fast unmöglich, zwischen Rousseau und der Frau von Epinay zu entscheiden, solange man nur die Aktenstücke der einen Partei in den Händen hat. Dürfen wir von ihrem öffentlichen Betragen gegen Rousseau auf ihren Charakter schließen, so können wir nicht anders als von Hochachtung gegen diesen durchdrungen zu werden. Sie überhäuft einige Jahre hinter einander Rousseau mit Proben der echtesten Freundschaft: sie hat Geduld mit seinen Schwächen: sie erträgt seine argwöhnische Laune: sie bittet ihn mit zärtlicher Besorgnis, da er sich in seinen Gram vergräbt, ihr nichts zu verschweigen, was ihn drücke: sie äußert kaum einige Empfind-

---

*) Montmorency, 17. Dezember 1757

**) Genf, 17. Januar 1758.

lichkeit über seine grausamen Beschuldigungen und schon bietet sie ihm wieder Hand und Mund zum Frieden: selbst nachdem er sie verlassen und zurückgestoßen hat, scheint sie ihn nicht zu hassen, sondern nur zu bedauern und alle Schuld auf unglückliche Mißverständnisse zu werfen! Dies ist ihr Charakter, wie er in ihrem öffentlichen Betragen gegen Rousseau erscheint: allein, wie sich dieses mit den geheimnisvollen und hinterlistigen Schritten vereinen läßt, die sie in Rousseaus Abwesenheit und um ihm zu schaden nach Theresens Aussage unternommen haben soll, dies müssen wir unentschieden lassen. Es scheint, nachdem was diese Rousseau entdeckte, daß entweder Frau von Epinay falsch und niederträchtig gegen Rousseau gehandelt hat, oder daß Therese eine schändliche Verleumderin war, zu welcher letzteren Ausflucht ich mich um so weniger berechtigt halte, als es schwer zu begreifen ist, warum Therese Rousseaus Wohltäterin bei ihm sollte angeschwärzt haben. Sollte sie auf Frau von Epinay eifersüchtig gewesen sein? warum war sie es nicht vielmehr gegen Frau von Houdetot, deren engste Verbindung mit Rousseau ihr bekannt war? Könnte sie es wohl gewagt haben, ihre so manigfaltigen und ins Einzelne gehenden Aussagen vor Diderot zu wiederholen, da sie mit Schimpf und Schande würde überhäuft worden sein, wäre sie als Lügnerin erfunden worden? Kurz, man muß hier sein Urteil zurückhalten, aber man hat Ursache, von allen Seiten vorgekommene Irrungen zu vermuten, die leicht von Rousseaus Feinden auf beiden Seiten mögen benutzt und unterhalten worden sein. Aber zugegeben, Rousseau hätte Recht sich bitter über Frau von Epinay zu beklagen, ihre Wohnung zu verlassen und alle Verbindung mit ihr abzubrechen: so hat er sich doch weit mehr gegen sie erlaubt, als ein edles Herz sich gegen eine ehemalige teure Freundin, um die Wohltäterin ganz zu verschweigen, jemals erlauben wird. Nicht allein, daß er

so oft seine schwarzen Vermutungen wiederholt, sie habe sich seit jener Zeit zur Rache gegen ihn und zu seinem Verderben mit seinen Feinden verschworen: spricht er auch so oft von ihren schwachen Seiten und geheimen Verhältnissen und spielt auf gewisse Geheimnisse an, die er aus Achtung und Schonung verschweige, daß man in diesem Benehmen ganz den Weisesten und Besten der Menschen vermißt. Frau von Epinay hätte auf ihn anwenden können, was Rousseau von Grimm in Rücksicht auf seine vorigen Verhältnisse zu ihm sagt: Hätte ich auch so großes Unrecht gegen ihn gehabt, daß er verbunden gewesen wäre zu brechen, so hat doch selbst die erloschene Freundschaft noch Rechte, die ihm hätten heilig sein sollen! —

Rousseau zerstreute sich im Winter des Jahres 1757—58 durch seinen Brief an d'Alembert über die Schauspiele, den er einem Artikel in der Encyklopädie über Genf entgegensetzte. Seine Hauptabsicht ging dahin, zu zeigen, daß Schauspiele einer Stadt wie Genf schädlich seien, worin auch neuere Schriftsteller zum Teil mit ihm übereinstimmen. Kränklichkeit und üble Laune hatten wohl einigen Einfluß auf diese Schrift, besonders auf die harten Urteile über die Pariserinnen, die zum Teil ihren Grund in seinen vorigen Verhältnissen haben mochten. Mit der Gräfin von Houdetot setzte er seine Verbindung noch schriftlich fort, aber er fühlte in ihren Briefen eine stufenweis zunehmende Lauheit, die er sich umsoweniger zu erklären wußte, da sie beide mit der aufrichtigsten Freundschaft von einander Abschied genommen hatten. Ob diese Kälte in ihren Briefen eingebildet oder wahr gewesen, läßt sich ohne sie zur Hand zu haben nicht entscheiden: sie leugnete wenigstens alles. Allein, da einmal seine argwöhnische Laune wieder rege geworden, so gab es nichts Schreckliches, was seine kranke Phantasie nicht geträumt hätte. Seine Briefe an

die Gräfin zeugten von dem Aufruhr in seinem Inneren.*) Nach einer langen, furchtbaren Pause benachrichtigte sie ihn, daß seine Leidenschaft für sie durch Leute, mit denen er darüber gesprochen, in ganz Paris bekannt geworden; daß sie tötlichen Verdruß darüber mit ihrem Geliebten gehabt, der ihr doch endlich Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, und daß sie es sich, ihrem guten Namen und ihrem Liebhaber schuldig sei, allen Umgang mit ihm abzubrechen. Sie versicherte ihm dabei mit ihrem freundschaftlichen Herzen, daß sie nicht aufhören würde, Anteil an seinen Schicksalen zu nehmen und sich von Zeit zu Zeit bei ihm nach seinem Zustand zu erkundigen.

Auf das Empfindlichste durch diese Nachrichten gekränkt, hielt er Diderot, dem er sich zuvor ganz anvertraut hatte, für seinen Verräter; und diese Vermutung wurde für ihn zur Gewißheit, als St. Lambert, der ihn zweimal besuchte, um ihn in seiner Bekümmernis aufzurichten, Theresen in Rousseaus Abwesenheit Dinge erzählte, die Rousseau niemandem als Diderot unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hatte. Entschlossen, auf immer mit Diderot zu brechen, sann er nur darüber nach, wie er seinen Entschluß zur Ausführung bringen wollte. Eingedenk der edlen Art, wie Montesquieu mit P. von Tournemine brach, indem er jedermann sagte: Hört weder den P. von Tournemine, noch mich an, wenn wir von einander sprechen, denn wir haben aufgehört, Freunde zu sein, entschloß sich Rousseau, diesem Beispiel zu folgen, jedoch auf eine etwas verstecktere, aber keineswegs so edle Weise. Er erklärte sich in der Vorrede zum Brief an d'Alembert über die Ursache der Trennung in einer sehr bittern Anspielung, die er nur nach seiner feinern Art, durch schmeichelhafte Ausdrücke über den Wert, den er

*) C. 5. p. 239. du Peyr. — Vgl. auch die 18 Briefe des Anhangs, die sich gerade auf diese Periode beziehen und bisher unveröffentlicht waren. A. d. H.



auf Diderots Freundschaft gelegt habe, zu versüßen oder vielmehr, sich dadurch Nachsicht mit der Härte seiner andern Ausdrücke zu bereiten suchte: „Geschmack, sagt er, Auswahl und die Feile wird man in diesem Werk nicht finden. Ich lebe einsam und habe es niemandem zeigen können. Ich hatte einen strengen und einsichtsvollen Aristarch; ich habe ihn nicht mehr, ich will ihn nicht mehr: aber ich werde seinen Verlust ohne Aufhören beklagen, und er fehlt meinem Herzen noch viel mehr als meinen Schriften.“ Die Ursache dieser auf immer getrennten Freundschaft deutet er nun in einer Anmerkung durch eine Stelle im Sirach 22, 21 f. an: Ad amicum etsi produxeris gladium, non desperes; est enim regressus ad amicum. Si aperueris os triste, non timeas; est enim concordatio: excepto convicio et improperio, et superbia et mysterii revelatione, et plaga dolosa. in bis omnis effugiet amicus. Dies tat und sagte Rousseau, der in Diderot, trotz der verschiednen Mißhelligkeiten mit ihm, seinen ältesten Freund erkannte, dem er sich noch einige Monate vorher gänzlich anvertraut hatte, von dem er an einer andern Stelle der „Bekenntnisse“ das unparteiische Urteil fällt: „Indem ich mit Diderot brach, den ich weniger für boshaft als für unbesonnen und schwach hielt, habe ich immer in meinem Herzen die Empfindungen der Ergebenheit, selbst der Achtung für unsere alte Freundschaft beibehalten, die lange Zeit ebenso aufrichtig von seiner als von meiner Seite gewesen ist!“*) Und diesen Freund, den Rousseau selbst bloß der Indiskretion und Schwachheit schuldig glaubt, konnte er auf eine Art von sich stoßen, die jeden Weg zur Rückkehr gänzlich abschnitt! Wem darf es befremden, daß der gutdenkende St. Lambert, dem Rousseau ein Exemplar des

*) 4, 140. Genf.

Briefs an d'Alembert überschickt hatte, über jene Stelle der Vorrede entrüstet, ihm in der ersten Aufwallung eines gerechten Unwillens, das Buch zurücksandte, Rousseaus Härte und Unbilligkeit tadelte, und ihm gestand, ihre beiderseitigen Grundsätze wichen zu weit von einander ab, als daß sie einander gefallen könnten: Rousseau möge sein Dasein vergessen: er verspreche ihm dagegen ebenfalls, seine Person zu vergessen und sich bloß seiner Talente zu erinnern.*) Ein empfindlicher Schlag für Rousseau, der alles hätte anwenden sollen, um sich einen Freund und eine Freundin, wie Lambert und dessen Geliebte war, zu einer Zeit zu erhalten, wo er sich fast aller Freunde verlustig gemacht hatte. Statt dessen antwortete er in so wegwerfenden und stolzen Ausdrücken und erwähnte dabei der Gräfin Houdetot auf eine so gleichgültige, fast unhöfliche Art, daß sie seinem feinen sittlichen Gefühl wenig Ehre brachte! Ungeachtet dieses Betragen nicht zu seiner Empfehlung dienen konnte, so bezeigten sich dennoch St. Lambert und die Gräfin gegen Rousseau, den sie einige Wochen darnach bei Herrn von Epinay in Chevrette sahen, so freundschaftlich und liebreich, als wenn nichts unter ihnen vorgefallen wäre. Da Rousseau auf Zureden der Gräfin die Abschrift der Heloise für sie fortsetzte und ihr seine Werke zu schicken fortfuhr, so erhielt er noch immer von Zeit zu Zeit verbindliche Briefchen von ihr, obgleich aller Umgang mit ihr aufhörte.

Den folgenden Winter lebte Rousseau in seiner Einsamkeit noch ganz für sich und beschäftigte seine Muße mit Vollendung der neuen Heloise, die ihm, den Brief an d'Alembert dazu gerechnet, ungefähr tausend Taler eintrug. Doch hatte er sich nicht so ganz von der Gesellschaft der Menschen zurückgezogen, daß er nicht seine ältern Bekanntschaften, vorzüglich

---

*) Eaubonne, 10. Okt. 1758.

mit Madame Dupin, Frau von Chenonceaux und von Crequi, sollte gepflegt haben. Theresens Mutter benachrichtigte ihn, Grimm habe ihr ein Jahrgeld von 300 Liv. versprochen, und ihr eine Wohnung in Deuil, zwischen der Chevrette und Montmorency ausgemacht. Es ist natürlich, daß dieser Schritt, der von verschiedenen Seiten angesehen werden kann, Rousseaus ungünstigem Vorurteil gegen Grimm neue Nahrung gab!

Die Bekanntschaft des Marschalls und der Marschallin von Luxemburg, die einen Palast in Montmorency besaßen, störte abermals seinen auf gänzliche Unabhängigkeit gerichteten Plan. Er wurde verschiedene Male von ihnen zum Abendessen eingeladen, aber er lehnte es ab. Als der Marschall im Frühling 1759 abermals nach Montmorency kam, stattete er selbst bei Rousseau mit seinem ganzen Gefolge einen Besuch ab und nötigte ihn durch diese zuvorkommende Güte und durch die verbindlichen Sachen, die er ihm im Namen der Marschallin sagte, einen Gegenbesuch auf dem Schlosse zu machen. Rousseau hatte die Marschallin schon vor mehreren Jahren, da sie noch im Glanze der ersten Schönheit prangte, gesehen und seine Begriffe von ihrem hohen Geist und beißenden Witz machten, daß er sie fürchtete. Aber kaum hatte er sie wieder gesehen, so war er von jenen gefälligen Reizen, die der Zeit trotzen, von der Anmut ihrer Unterhaltung und von ihren einfachen Schmeicheleien berauscht und überwunden; und er würde von dem Augenblick an ihr sein ganzes Zutrauen geschenkt haben, wenn ihm nicht die übertriebenen Lockungen ihrer Schwiegertochter, der Duchesse von Montmorency, den Zweifel erregt hätten, man treibe nur Spaß mit ihm. Der Marschall und die Marschallin wetteiferten in ihrer Freundschaft für Rousseau und, da der Marschall gesehen hatte, daß Rousseaus Wohnung sehr verfallen war, so beredete er ihn in Gemeinschaft mit seiner Frau, eine Wohnung im Schlosse oder

in einem abgelegenen Gebäude des Parks solange anzunehmen, bis seine baufällige Wohnung wieder hergestellt wäre. Rousseau wählte seiner Neigung getreu die Wohnung im Park, um die Einsamkeit und die romantischen Lage derselben zu genießen. Er hatte einen auf Säulen stehenden Balkon daselbst, auf welchem er jeden Morgen die aufgehende Sonne begrüßte, balsamische Luft einatmete und mit seiner Therese Kaffee trank.

Im Juli kam der Marschall mit seiner Frau wieder nach Montmorency; Rousseau kettete sich immer mehr an das Haus und brachte den größten Teil des Tages dort zu. Vorgezogen und geschmeichelt von so angesehenen Leuten, wußte er sich in seinem Glück nicht zu mäßigen. Nur im Umgang mit der Marschallin befand er sich in einer etwas gezwungenen Lage, da er wußte, daß sie unterhalten sein wollte und in der Wahl ihrer Unterhaltungen eigen und delikat war. Zum Glück half ihm diesmal Julie aus einer großen Verlegenheit: die Marschallin hatte von diesem Werk, das gerade damals gedruckt wurde gehört und verlangte es zu sehen. Er erbot sich, es ihr vorzulesen. Es wurde alle Morgen eine Stunde festgesetzt, zu der er vor dem Bette der Marschallin seine Vorlesungen hielt, denen auch der Marschall beiwohnte. Frau von Luxemburg war über Julie entzückt; ganz eingenommen von dem Verfasser derselben, umarmte sie ihn, sagte ihm tausend verbindliche Sachen und wies ihm mit Ausschließung aller anderen für beständig bei Tische den Platz neben sich an. Dies war zuviel für Rousseau. Er war trunken von Vergnügen und nur der Gedanke, er werde unmöglich für die Dauer dieses Ansehen bei der Marschallin behaupten können, störte ihn in seinem süßen Taumel.

Die Marschallin hatte gehört, daß Rousseau für die Gräfin Houdetot eine Abschrift der Heloise für einen gewissen Preis mache und bat ihn, unter denselben Bedingungen auch für sie

eine Abschrift zu verfertigen. Indem er sie unter seine Kunden aufnahm, schrieb er ihr folgendes verbindliche Billet: „Ob Sie gleich sicher eine sehr gute Kundin sind, so kostet es mich doch einige Überwindung, Ihr Geld anzunehmen: der Ordnung nach wäre es an mir, das Vergnügen zu bezahlen, welches ich empfinde, indem ich für Sie arbeite“. Vergnügt über Rousseaus Galanterie, bezeigte sie ihm die Freude, die sie über seinen Brief empfunden und wiederholte die angeführten Worte desselben zum Zeichen des Beifalls, womit sie jene aufgenommen. Weit entfernt, den klaren Sinn jener Wiederholung zu fassen, ängstigte er sich damit, irgend eine geheime Absicht heraus zu klügeln und äußerte ihr in der Antwort seinen Verdruß über die Wendung ihres Billets.*) So schwer ist es, wie Rousseau selbst von Marmontel sagt, gegen die Eigenliebe der Gelehrten nicht anzustoßen, und so sehr muß man in seinen Höflichkeitsbezeigungen gegen sie auf der Hut sein, nichts zu sagen, was den mindesten Schein von Zweideutigkeit haben könnte.**)

Um dem Exemplar der Heloise, das für Frau von Luxemburg bestimmt war, einen besonderen Vorzug zu geben, beschloß er einen Auszug aus den Begebenheiten von Milord Eduard, die er anfangs der Heloise beifügen wollte, hernach aber wegen des gegen jene abstechenden Tons wegließ, am Ende der Abschrift anzuhängen. Da in dem Charakter der römischen Marquise einige Züge auf die Marschallin von solchen Leuten gedeutet werden konnten, welche sie nicht genau kannten, so glaubte er, sehr klug zu verfahren, indem er ihr sagte, er habe das Original verbrannt und den Auszug blos für sie gemacht. Sie erwähnte wider alles Erwarten, nicht nur nie-

*) 8. Dezember 1759.
**) Konfess. 4, 66.

mals dieses Heft, sondern die Folgen schienen auch Rousseau zu zeigen, daß er sich durch diese Unvorsichtigkeit nicht zum Besten bei ihr empfohlen habe.

Im Jahre 1760, als sein kleines Wohnhaus auf dem Ludwigsberg hergestellt war, eilte er dahin zurück; behielt aber dennoch die Schlüssel zu dem Haus im Parke und brachte dort noch zuweilen Tage und Nächte zu. Einen alten Turm auf Montlouis richtete er zum Besuchzimmer ein, umpflanzte die Terrasse mit Bäumen und Blumen und legte eine Laube darauf an. Hier empfing er seine vornehmen Gäste aus Montmorency, die ihn zuweilen in seiner Pilgerwohnung besuchten und machte überhaupt solche Einrichtungen, die ihm die Dauer eines einfachen und glücklichen Lebens versicherten. Er war nicht lange in Montlouis wieder angekommen, als er von der Frau Marquise von Verdelin, deren Gemahl ein Landhaus bei Montmorency gekauft hatte, aufgesucht wurde. Sie traf ihn einigemale nicht zu Hause; um aber die Absicht nicht zu verfehlen, mit ihm in Verbindung zu kommen, überschickte sie ihm Blumentöpfe für seine Terrasse, wodurch er sich genötigt sah, ihr persönlich zu danken. Die Marquise war mit den ansehnlichen Einkünften eines alten, gebrechlichen und rauhen Mannes vermählt worden; sie kannte die Gräfin Houdetot und war daher auch Rousseau bekannt geworden, ob er gleich in keine nähere Verbindung mit ihr gekommen war. Auch stach ihre Gemütsstimmung zu sehr gegen die seinige ab, als daß ihr Umgang ihm angemessen gewesen wäre. Sie hatte einen satirischen Geist und hob gern an den Dingen die schlechte, wenigstens die lächerliche Seite aus: ein Verfahren, womit sie nicht einmal ihren Busenfreund, Herrn von Margency, verschonte. Ungeachtet dieser Verschiedenheit des Charakters, wurden sie doch einander bald durch wechselseitige Mitteilung ihres Kummers und ihrer Anliegen wert, und das Bedürfnis

mit einander zu klagen und zu weinen, vertrat die Stelle der Sympathie ihrer Gemüter.

Als der Marschall von Luxemburg mit seiner Gemahlin wieder nach Montmorency kam, fand er bei Rousseau dessen gutgetroffenes Bildnis in Pastel von La Tour*). Da er mit dem Gemälde seine Zufriedenheit äußerte überreichte ihm Rousseau dasselbe und erhielt dafür das Bildnis des Marschalls und der Marschallin in Miniatur und zwar in eine kristallne Bonbonnière gefaßt. Die Marschallin verlangte, daß ihres Mannes Bild oben auf dem Deckel der Dose, das ihrige aber darunter zu stehen komme, weil sie wußte und Rousseau oft im Scherz Vorwürfe darüber gemacht hatte, daß er ihrem Mann den Vorzug gebe.

Indeß ereignete sich ein Umstand, der Rousseau unschuldiger Weise bei der Marschallin Schaden tun konnte. In

*) La Tour malte in der Folge noch einmal Rousseau und machte ihm ein Geschenk damit, welches Rousseau als ein Familienstück auf seine Nachkommen vererben lassen wollte: Il ne me quittera point cet admirable portrait, qui me rend en quelque façon l' original respectable, schreibt er an La Tour 1764. C. 6. p. 257 du Peyrou. Nach eben diesem Portrait wurden drei Kupferstiche gemacht p. 260. Ich füge diesen das Verzeichnis der übrigen Gemälde und Kupferstiche Rousseaus bei, deren er selbst in seinen Schriften Erwähnung tut. Le Moine hatte ein schlechtes Modell gemacht; der Kupferstich, welcher darnach gearbeitet wurde, fiel so schlecht aus, daß er unterdrückt werden mußte. Confess. 4, 412 Genf. Von Motiers schreibt er im Jahre 1763 an Roguin, man wolle ihn im Armenischen Habit, dessen er sich damals bediente, darstellen. In England wurde auf Hume's Veranstaltung von Ramsay sein Bild gemalt und in Kupfer gestochen; ferner erschien ein sehr häßliches Portrait von Fiquet, desgleichen ein kleiner Stich in Medaillon. Dialog. 2 p. 248. 253. Ein Modell von seinem Kopf schickte Rousseau aus England an du Peyrou, der auch Rousseau hatte in Miniatur malen lassen. Lettre à Hume, Wootton 29 Mart. 66. Von noch ein paar Gemälden siehe L. à Laliaud 7. April 1765. C. 6. p. 354. und à D' Ivernois 25. August 1765.



einer Aufwallung von Patriotismus schrieb Rousseau an den Herrn von Silhouette, der die Finanzpächter zu Boden drückte und darüber seine Stelle verlor. Indem er ihn seiner echt patriotischen Staatsverwaltung wegen rühmte, tröstete er ihn über den Verlust seiner Stelle mit dem eigenen Bewußtsein, recht gehandelt zu haben und mit dem Zusatz: die Verwünschungen der Schurken sind der Ruhm des gerechten Mannes! Unglücklicher Weise hatte die Marschallin einigen Anteil an den Pachtungen und an der Absetzung des Herrn von Silhouette, und sie konnte glauben, als ihr Rousseau den Brief zeigte und auf ihr Verlangen, eine Abschrift davon gab, er wäre nicht so unbefangen und unschuldig dabei, als er wirklich war*).

Als die Marschallin im Herbst nach Montmorency kam, war die Handschrift des Emil ausgearbeitet, und Rousseau schlug diesen daher zu Vorlesungen vor, weil er mit der Heloise schon zu Ende gekommen war. Indeß konnte ein

*) „Ungeachtet, sagt hier Roussau 4, 131 Genf. p. 156 du Peyrou, ich mich immer mehr an die Marschallin kettete, so beging ich doch so viele törichte Streiche, die mir ihre Mißgunst zuziehen mußten. Ich glaube, es ist überflüßig zu berichten, daß sie und Frau von Mirepoix es ist, auf welche sich die Geschichte mit dem Opiat des Herrn Cronchin in meinem ersten Teil bezieht. Weder die eine, noch die andere hat jemals wieder mit mir davon gesprochen, noch sich im mindesten merken lassen, daß sie sich daran erinnerten: aber es ist mir sehr schwer, vorauszusetzen, daß Frau von Luxemburg es habe ganz vergessen können.“ Die Stelle, worauf sich Rousseau bezieht, ist nirgends in den Bekenntnissen anzutreffen und man weiß nur so viel aus ihnen, daß Rousseau mit diesen beiden Damen bei Madame Dupin Bekanntschaft machte, zu welcher Zeit sich ungefähr die uns unbekannte Opiatsgeschichte zugetragen haben mag. Es schien wahrscheinlich, daß die Genfer Herausgeber jene Geschichte geflissentlich unterdrückt und die Anspielung darauf aus Versehen stehen gelassen, wenn sich nicht in du Peyrous echterer und vollständigerer Ausgabe dieselbe Lücke und dieselbe Beziehung auf jenes Ereigniß vorfände!



Jean-Jacques Rousseau
Nach dem Gemälde von Latour

System über Erziehung natürlich nicht jenen Beifall bei einer galanten Frau finden, den sie seinem Roman so reichlich gezollt hatte: dessenungeachtet verwendete sie sich mit Eifer für den Emil und betrieb den Verlag und Druck desselben. Sie hatte diesmal eine Enkelin, Fräulein von Boufflers, bei sich, ein Mädchen von weniger als elf Jahren und von einer warhaft jungfräulichen Figur, Sanftmut und Schüchternheit. Diese schöne Tugend der zarten Unschuld hielt die Marschallin für lächerliche Blödigkeit und wendete alles an, ihre Kleine zu beleben. Rousseau erhielt verschiedene Male die Erlaubnis der Großmutter, das Mädchen zu küssen, und die Kleine erhielt Befehl, den Kuß zu erwiedern; ein Benehmen, das den alten Mann wenigstens eben so verlegen und verwirrt machte, als die kleine Amélie. Da er dieser eines Tages allein auf der Treppe begegnete und in der Geschwindigkeit nicht wußte, was er ihr sagen sollte, schlug er ihr in seiner albernen Verwirrung, in die ihn jedes Kind versetzen konnte, einen Kuß vor, den sie ihm, mit eben der Unbefangenheit, wie in Gegenwart ihrer Großmutter gab, weil sie wußte, daß diese es haben wollte. Des folgenden Tages, stieß Rousseau beim Vorlesen des Emil auf eine Stelle, in welcher das Urteil über sein gestriges Benehmen gesprochen war, vielleicht diejenige, wo er seinen Emil der Sophie einen Kuß rauben läßt, wobei er anmerkt: Welch ein Kuß, wenn er nicht unter den Augen einer Mutter genommen wäre! Er errötete, als die Marschallin eine sehr verständige Bemerkung bei dieser Stelle machte und verwünschte den Mangel an Geistesgegenwart, der ihn so oft wider besseres Wissen und Willen zu handeln verführte.

Unter den Bekanntschaften, welche Rousseau dem Luxemburgischen Hause verdankte, hatte die des Prinzen von Conti die wichtigsten Folgen. Das erstemal besuchte er

Rousseau, als dieser noch im Park des Marschalls wohnte und das Jahr darauf kam er zu ihm mit seinem Gefolge, vorzüglich mit dem Chevalier von Lorenzi, den Rousseau schon lange kannte, nach Montlouis. Der Prinz war ein starker Schachspieler und, da er dieses Talent bei Rousseau kannte, vielleicht auch gerade eine Unterredung mit ihm darüber hatte, so verlangte er, Rousseau solle mit ihm spielen; ein Ausweg, wodurch Rousseau sich dem Prinzen in einem vorteilhafteren Lichte zeigen konnte, als in den mündlichen Unterhaltungen, die ihm selten gelangen. Er ließ sich durch die Winke der umstehenden Kavaliere nicht abhalten, alle Spiele zu gewinnen und sagte beim Aufstehen dem Prinzen die feine Schmeichelei darüber: Ich ehre Ew. Durchlaucht zu sehr, um nicht immer im Schach über Sie zu siegen: entweder, um ihm zu erkennen zu geben, er halte ihn über die Eitelkeit, immer selbst gewinnen zu wollen, erhaben, oder er verehre in ihm solidere Verdienste, denen dadurch kein Abbruch geschehe, daß er sich im Spiel besiegen lasse! Kurze Zeit darnach machte ihm der Prinz ein Geschenk von Wildpret; er wiederholte dies noch einmal und ließ Rousseau, um den Wert der Gabe zu erhöhen, dabei sagen, er habe das Wildpret selbst gejagt und erlegt! Ob sich gleich Rousseaus Eitelkeit und vielleicht auch sein Herz gar sehr durch des Prinzen Güte geschmeichelt fühlte, so fiel es ihm doch auf einmal wieder ein, daß es wider seine Grundsätze laufe, von den Großen der Erde Geschenke anzunehmen, und er verbat sich, in einem Briefe an die Gräfin von Boufflers, dieselben fernerhin. Dennoch fuhr der Prinz fort, ihm noch in der Folge sehr rührende Beweise von Freundschaft zu erzeigen, nicht allein bei seiner Flucht von Montmorency, sondern auch als er nach England durch Paris reiste, wo er für ihn ein Logis bestellte und ihn bewirtete. Noch mehr: da Rousseau

aus England zurückkehrte, nahm ihn der Prinz auf seinem Schloß in Trye auf; er unterließ nichts, um ihm den Aufenthalt angenehm zu machen; besuchte ihn dort mehrmals; speiste mit ihm; sagte ihm, daß er ausdrücklich um seinetwillen hierher komme und machte ihn völlig zum Herrn seines Schlosses.*)

Die Gräfin von Boufflers, eine junge und schöne Frau, interessierte sich sehr für Rousseau und machte ihm häufige Besuche in Gesellschaft des Herrn von Lorenzi. Sie liebte die schöne Literatur und ihr Geist hatte einen romantischen Schwung genommen, mit dem Rousseau auf gewisse Weise sympathisierte. Er war seines fast grauen Kopfes ungeachtet nahe dran, sich in sie zu verlieben; allein er erfuhr glücklicher Weise ihre vertraute Verbindung mit dem Prinzen von Conti und zog sich deswegen zurück. Rousseau glaubt, daß sie in der Folge einen geheimen, aber unversöhnlichen Haß auf ihn geworfen, weil sie sich von ihm auf mehr als eine Art beleidigt gehalten habe. Er hatte vor seiner Bekanntschaft mit ihr in der Heloise gesagt, eine tugendhafte Kohlenbrennersfrau sei schätzbarer, als die Mätresse eines Prinzen. Als das Buch erschien, fürchtete er, man möchte Anwendungen von jener Äußerung machen, an denen er unschuldig sei. Der Chevalier von Lorenzi, dem er seine Unruhe darüber mitteilte, versicherte ihm zwar, die Gräfin habe jene Stelle nicht einmal bemerkt, aber er glaubt sich zu leichtgläubig darüber beruhigt zu haben.**) Auch das, glaubt er, habe ihm bei ihr geschadet, daß er aus Achtung für ihre andere Verbindung

---

*) L. à Moultou, Bourgoin 5. November 1768. C. 7. p. 258 du Peyrou. Ich habe die Umstände von Rousseaus Verbindung mit dem Prinzen von Conti deswegen etwas weiter auseinandergesetzt, um dem in diesem Stück zu parteiischen und unbilligen Urteil des einsichtsvollen Verfasser von: Mann und Weib S. 427. ff. zu begegnen.

**) Konfess. 4, 116 Genf. 110 du Peyr.



seiner Leidenschaft Gewalt angetan und sich von ihr zurückgezogen habe.*) Hierzu konnte noch folgender Umstand das Seinige beitragen. Die Gräfin von Boufflers hatte ein Trauerspiel: l'Esclave généreux geschrieben, worüber sie sich Rousseaus Urteil ausbat. Sie erhielt ein gemäßigtes Lob von ihm; aber er sagte ihr zugleich, ihr Stück habe große Ähnlichkeit mit dem englischen Schauspiel: Oroonoko und er glaubt, sie werde ihm diese Ahndung eines gelehrten Diebstahls nicht vergeben haben.**)

Madame du Deffand, Voltaire's vertraute Freundin, war eine weitere Bekanntschaft, die Rousseau durch die Marschallin von Luxemburg machte, die aber zu verschieden von Rousseau dachte, als daß sie mit ihm hätte lange verbunden bleiben können. Mit einer grenzenlosen Leidenschaft für Schöngeisterei verband sie einen so anmaßenden und gebieterischen Ton in Verteidigung und Aufdringung ihrer Lieblingsideen und hing mit einer solchen Hartnäckigkeit an Vorurteilen jeder Art, daß ihr Umgang bald eine Last für Rousseau wurde, der er sich zu entledigen suchte. Sie bemerkte, daß er sie vernachläßigte: dies berechtigte ihren Stolz, ihn zu hassen.

Der neuen Heloise war bereits der allgemeine Ruf vorausgegangen, als sie im Jahre 1761 erschien. Wenn die Gelehrten manches daran auszusetzen fanden,***) so war dagegen der empfindende Teil der Leser einstimmig dafür eingenommen und, obgleich der Verfasser derselben über die Pariserinnen eine strenge Kritik hatte ergehen lassen, so machte doch das Werk

---

*) L. à St. Germain, Monquin 26. Februar 1770. C. 7. p. 342.

**) Konfess. 4, 239 Genf.

***) Noch jüngst nannte Burke die neue Heloise, das famöse Werk philosophischer Galanterie, worin metaphysische Spekulationen mit der gröbsten Sinnlichkeit vermischt sind und bürdete ihr eine Menge übler Folgen auf, die sich bis auf die französische Revolution erstreckt haben sollen!

gerade bei ihnen das meiste Glück, teils weil ihr feiner und gebildeter Sinn für das Schöne und Liebenswürdige sie vor allen für den Genuß an den Schönheiten desselben empfänglich machte, teils weil Keine von ihnen das, was von den Pariser Weibern im Allgemeinen gesagt war, auf sich ins Besondere anwendete. Bezaubert von den Reizen der Heloise verliebten sich alle in den trefflichen Zauberer und in sein liebendes Paar. Eine Menge Briefe überzeugten ihn auf eine sehr schmeichelhafte Art von dem allgemeinen Taumel; die Weiber unfähig zu begreifen, daß bloße Ideale die Einbildungskraft so begeistern, ein solches Entzücken der Liebe und ein solches Leben der Empfindungen hervorzubringen vermögen, sahen in der Heloise nur Rousseaus eigene Liebe und nahmen ihn für den Held seines Romans. Verschiedene Sagen begünstigten diese Meinung, die sich noch immer hier und da erhalten hat.*) Frau von Polignac wendete sich sogar in dieser Überzeugung an Frau von Verdelin mit der Bitte, Rousseau zu bewegen, daß er ihr Juliens Bild zeige.

Indem ihn das Publikum mit Beifall überhäufte, schien es, als wenn er allmählich in der Gunst der Marschallin herabsinke. Da er ihr keines seiner Werke mehr vorzulesen hatte, das sie hätte interessieren können, so fiel dadurch die Gelegenheit weg, häufig mit ihr zusammen zu sein. Er sah sie selten anders als bei Tafel, wo sein Platz auch nicht mehr so bestimmt wie ehemals neben ihr war. Da er ihr nicht viel zu sagen wußte, und sie auch nur wenig mit ihm sprach, so setzte

---

*) So sagt Girtanner in den Fragmenten über Rousseaus Leben, Charakter und Schriften in Lichtenbergs Magazin Jahrgang 2 St. 1 S. 119: „Ein großer Teil der nouvelle Héloise ist wahr und die Geschichte einer unglücklichen Liebe, die Rousseau in seiner Jugend gehabt hatte".



er sich lieber in die Nachbarschaft des Marschalls, für den er immer mehr Anhänglichkeit fühlte. Manche übereilte und unbesonnene Handlung Rousseaus erregte den Unwillen der Marschallin und verminderte ihre Achtung für ihn; aber sie hörte nicht auf, ihm Beweise ihres Wohlwollens zu geben. Hiervon überzeugt, entdeckte er ihr in einer traulichen Stunde seine wahren Verhältnisse mit Therese und alle Folgen derselben. Sie bewahrte sein Bekenntnis in ihrem freundschaftlichen Herzen: sie bezeigte sich gütig und freigebig gegen Therese, bat sie, öfters zu ihr zu kommen und umarmte sie oft vor Jedermann. Rousseau fühlte sich außerordentlich dadurch geschmeichelt, daß man diejenige vorzog, die er seines vertrauten Umgangs gewürdigt hatte. Die Marschallin wollte sogar eines von Rousseaus Kindern erziehen: aber man konnte der angestellten Untersuchung ungeachtet keine Nachricht von demselben im Findelhaus erlangen.

Indes ließ ihm das drückende Gefühl, daß er der Marschallin nicht mehr so viel wert sei als ehemals keine Ruhe noch Rast. Von Montmorency in eine einsame Gegend zu fliehen und dort Unabhängigkeit von den Menschen und von nagendem Kummer zu genießen, darauf ging jetzt sein Bestreben. Seine Schriften hatten ihm schon nicht ganz unbeträchtliche Summen eingetragen, welche durch die noch ungedruckten ansehnlich vermehrt werden konnten. Dies schien die Ausführung seines Plans zu erleichtern. Auch trug Rousseaus dankbarer Verleger Rey in Holland mittelbar zur Verbesserung seines Zustandes bei, indem er Theresen eine Leibrente von 300 Franken aussetzte, mit der diese aber kaum die Anschaffung ihrer Kleidungsstücke bestreiten konnte, weil sie so wenig als Rousseaus Mütterchen jemals wahre Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit verstanden und ausgeübt hatte.

Eine gefährliche Krankheit, von welcher Rousseau gegen

Ende des Herbstes 1761 befallen wurde, unterbrach die Ausführung des gemachten Projekts. Seine Leiden dauerten fast den ganzen Winter hindurch und hörten erst im Frühjahr nach einer schmerzhaften Operation auf oder wurden wenigstens gelindert. Den Gedanken an seinen Tod beständig mit sich herumtragend, wünschte er, sein Freund Moultou in Genf möchte sich seiner Papiere nach seinem Tod annehmen und, teils, um diese aus seinen Händen zu empfangen, teils, um sich von diesem Freund die Augen zudrücken zu lassen, lud er ihn ein, nach Montmorency zu kommen.*) Da die Lage seines Freundes diese persönliche Zusammenkunft unmöglich machte, so empfahl ihm Rousseau schriftlich seine Haushälterin. Es sei ihm schrecklich zu denken, daß, nachdem sie ihm ihre schönsten Jahre gewidmet, sie ihre alten Tage hilflos und verlassen zubringen sollte.

Nach langem Zögern erschien endlich der Emil im Publikum; aber niemand wagte es, seinen Beifall laut darüber zu erkennen zu geben, weil man wußte, daß eine gewisse hohe Person sehr dagegen eingenommen war. Man hinterbrachte Rousseau von allen Seiten Nachrichten über die Gefahr, in der er schwebe; aber da er den Zusammenhang der Dinge nicht sah, so hielt er alles noch immer für ein blindes Schrecken. Ein Wink des Marschalls, der im Juni nach Montmorency mit seiner Gemahlin kam, klärte ihn auf. Der Herzog von Choiseul scheint der Haupturheber jener über Rousseau verhängten Inquisition gewesen zu sein. Während ihm Rousseau im Contrât social etwas sehr Schmeichelhaftes über seine Ministerschaft zu sagen glaute, hatte der Herzog diese nicht ganz deutlich ausgedrückte Stelle für einen Angriff auf sich angesehen. Um aber den Schein zu vermeiden, als wenn seine Eigenliebe gekränkt wäre, griff er nicht unmittelbar dieses

*) T. 5. p. 403 du Peyr.

Buch, sondern den Emil unter dem Vorwand an, die Grundsätze desselben, besonders das Glaubensbekenntnis des Landpredigers, sei dem Staat und der Religion gefährlich. Unterdessen beruhigte sich Rousseau durch die Überzeugung, daß ihn der Marschall mit seiner Frau und der Präsident Lamoignon de Malesherbes, der die Aufsicht über das Bücherwesen führte und sich bei dem Druck des Emil als ein redlicher Mann gezeigt hatte, in ihren Schutz nehmen würden. Die Marschallin zeigte nicht die geringste Unruhe und sprach nicht einmal mit Rousseau davon, als wäre die Sache von gar keiner Wichtigkeit. Die Gräfin von Boufflers war unruhiger; sie und der Prinz von Conti schienen sich sehr für ihn zu verwenden; allein sie wendete alles an, ihn zur Flucht nach England zu bewegen und bot ihm die Hilfe ihrer dortigen Freunde, besonders Hume's an. In der auf den achten Juni folgenden Nacht erhielt Rousseau von der Marschallin im Namen des Prinzen von Conti die Nachricht, man werde am folgenden Morgen einen Verhaftbefehl gegen ihn ausfertigen und sogleich nach Montmorency schicken, um sich seiner Person zu bemächtigen. Der Prinz habe so viel erlangt, daß man Rousseau nicht verfolgen werde, wenn er sich zeitig genug entferne. Rousseau begab sich auf die dringende Einladung der Marschallin noch in der Nacht auf das Schloß und fand sie sehr erschüttert, sowohl über sein Schicksal, als über ihre eigene Lage, da sie sich so kräftig für den Emil verwendet hatte. Der Marschall, die Marschallin und die Gräfin von Boufflers, die dann früh von Paris ankam, überredeten ihn gemeinschaftlich zur Flucht, und er beschloß, nach der Schweiz zu gehen. Er ließ seine Briefe und Papiere aus seiner Wohnung bringen, um die nützlichen auszusuchen und die anderen zu verbrennen. Da er nicht damit fertig werden konnte, so übernahm der Marschall die Auswahl und Aufbewahrung der

übrigen. Endlich ließ Rousseau noch seine Therese holen, die in einem verzweiflungsvollen Zustand den Vormittag zugebracht hatte, ohne zu wissen, ob und wohin sich Rousseau wegbegeben habe. Da sie ihn erblickte, stürzte sie mit einem lauten Geschrei in seine Arme. „In diesem süßen und grausamen Augenblick ruft Rousseau aus, drängten sich so viele Tage des Glücks, der Zärtlichkeit und des Friedens, die wir miteinander verlebt hatten, zusammen, um den Schmerz einer ersten Trennung mich noch mehr fühlen zu lassen, nachdem wir uns fast siebenzehn Jahre hindurch kaum einen Tag aus dem Gesicht verloren hatten“. Therese wollte ihn nicht wieder verlassen, aber er machte sie darauf aufmerksam, daß ihre Gegenwart zu Hause notwendig sei, um seine Sachen in Ordnung zu bringen und, wenn man sie versiegeln sollte, auf alles, was vorgehe, Achtung zu geben; er versprach ihr aber zugleich, sie sollte, so bald als möglich wieder mit ihm vereinigt werden. Indem er sie noch zum letztenmal umarmte, fühlte er sich von einer geheimen Ahndung ergriffen mit der er ausrief: „Mein Kind, du mußt dich mit Mut bewaffnen. Du hast das Glück meiner schönen Tage geteilt; es bleibt dir nun übrig, weil du es willst mein Unglück zu teilen. Erwarte künftig nichts als Beleidigungen und Widerwärtigkeiten in meinem Gefolge. Das Los, das mit diesem traurigen Tage für mich anfängt, wird mich bis zu meiner letzten Stunde verfolgen“.

Der Abschied von seinen Freunden im Schlosse war gleich rührend und traurig. Die Marschallin umarmte ihn mehrere Male mit einer traurigen Miene; die Gräfin von Boufflers begleitete ihre Umarmung noch mit sehr schmeichelhaften Worten; selbst die Marschallin von Mirepoix, eine eingebildete, kalte und zurückhaltende Frau, die Rousseau nie eine besondere Achtung bezeigt hatte, legte in ihren Abschied und in ihre Umarmung einen besonderen Nachdruck, der unstreitig eine

Folge des Mitleids mit seinem Schicksal war. Der Marschall schenkte Rousseau zu seiner Reise ein Kabriolet und lieh ihm seine Pferde, die ihn bis auf die nächste Poststation bringen sollten. Er begleitete ihn durch den Park, an dessen Ende das Fuhrwerk stand, blaß und schweigend. Rousseau gab am Ausgang den Schlüssel zum Park, den er bisher zu seinem Gebrauch gehabt hatte in die Hände seines Wohltäters stillschweigend zurück. Sie hielten sich lange umarmt, aber keine Träne, kein Laut erfolgte. Sie fühlten es, daß sie — auf immer sich trennten!

Am Abend vor seiner Flucht hatte Rousseau in dem Buch der Richter die Geschichte des unmenschlichen Mords der Tochter Juda gelesen, die als Kebsweib mit dem jungen Leviten von Ephraim zog. Sehr angegriffen davon, beschäftigte er sich noch halb im Traume damit, als er durch die Botschaft der Marschallin aufgeschreckt wurde. Der Eindruck war aber doch so tief und so bleibend, daß seine Einbildungskraft von der Vorstellung seiner eigenen Leiden, die ohnedies ihn selten unmittelbar verstimmten, abgezogen wurde und sich den ganzen Weg über mit jener patriarchalischen Geschichte beschäftigte, die er in vier Gesängen, wovon drei auf der Reise fertig wurden, geschildert hat.*) Freilich mischen sich seine eigenen Empfindungen in diese: die Trennung des Mädchens von den Ihrigen ist ganz seiner wehmütigen Stimmung angemessen, und die Darstellung aller jener Abscheulichkeiten entspricht ebenfalls einer durch Schreckbilder empörten Phantasie. Trotz alledem muß man den sanften und heiteren Geist dieses Gedichtes bewundern, welches ein neuer Beleg dafür ist, daß Rousseaus Einbildungskraft oft am angenehmsten und sanftesten gestimmt war, wenn sein Zustand die wenigsten Annehmlichkeiten hatte.**)

*) Le Lévite d'Ephraim, Oeuvres T. 13. p. 237.

**) Konfess. 1, 274.

Rousseau ließ sich zuerst bei seinem alten Freund Roguin in Yverdon nieder. Der Entschluß, den er gefaßt hatte, von da in sein Vaterland zu gehen, wurde bald durch das Gerücht, daß der Emil in Genf verbrannt und dessen Verfasser verurteilt worden, vernichtet. Da es ihm indes in Yverdon wohl ging, so beschloß er auf Zureden dort zu bleiben und Theresen zu sich kommen zu lassen. Allein dem armen Mann war keine bleibende Stätte bestimmt; und, da man ihn ebenfalls mit einer Verweisung aus dem Berner Gebiet bedrohte, so eilte er, dieser durch ein freiwilliges Exil zuvorzukommen. Er nahm den Vorschlag der Frau Boy de la Tour, einer Nichte des Herrn Roguin an, sich in einem Hause ihres Sohnes niederzulassen, das im Dorfe Motiers-Travers im Neufchâteller Gebiet lag, und er durfte sich wenigstens unter dem Schutz des Königs von Preußen Sicherheit und Freiheit versprechen.

Ungeachtet Rousseau seiner Therese versprochen hatte, sich so bald als möglich mit ihr wieder zu vereinigen, so wurde doch nach seiner Trennung von ihr sein Vorsatz etwas wankend. Mancherlei Ursachen, die wir schon zum Teil bemerklich gemacht haben, bewirkten, daß das Herz Theresens etwas lauer zu werden schien, ungeachtet sie ihrem Freund treu und ergeben blieb. Er hatte sich seit einigen Jahren eine freiwillige Enthaltsamkeit auferlegt, weil sein körperliches Übel dies zu fordern schien und weil er sich der Versuchung nicht noch einmal aussetzen wollte, ein Kind ins Findelhaus zu schicken. Seit dieser Zeit glaubte er eine Abnahme ihrer Wärme für sich bemerkt zu haben, die, wenn sie wirklich hiermit zusammenhing, aus der Meinung, daß seine Enthaltung aus Gleichgültigkeit gegen sie entstehe, herrühren mochte. Diese Ursachen, verbunden mit seiner flüchtigen und herumirrenden Lebensart, machten ihn einen Augenblick zweifelhaft wegen der Maßregeln, die er in Hinsicht Theresens nehmen sollte: aber der Gedanke,

daß sie so viel Schmerz bei seiner Trennung gezeigt und die Sehnsucht nach Wiedervereinigung gegen den Marschall von Luxemburg und den Prinzen von Conti so lebhaft ausgedrückt hatte, vermochte ihn, ihr zu schreiben, daß sie baldmöglichst zu ihm nach Motiers kommen möchte. Das Wiedersehen war für beide ein großes Fest: sie waren zwar nur wenige Wochen von einander entfernt gewesen, aber es war nach vielen Jahren ihre erste Trennung!

Rousseau fand hier einen wahren Freund an dem vortrefflichen Lord Keith, Erbmarschall der Krone Schottland und Statthalter von Neufchâtel, dessen weisem und freundschaftlichem Umgang er sowohl seine schönsten Tage in Motiers, als nachher viele Wohltaten, und unter diesen die erquickenden Erinnerungen an einen der redlichsten Menschen zu verdanken hatte.*) Er lebte hier ganz nach seinem Geschmack und nach seinen Launen. Er kleidete sich Armenisch, weil er diese Kleidung für seine kränklichen Umstände bequem fand, und verfertigte Schnürbänder in Gesellschaft der Weiber, um nicht ganz müßig zu sein; er machte seinen Freundinnen Hochzeitsgeschenke damit unter der Bedingung, daß sie ihre Kinder selbst stillten.*) Unter seinen Nachbarinnen, wovon einige liebenswürdig und verständig waren, zog er die Tochter des Generalprokurators, Isabelle von Ivernois, vor; er nannte sie seine

*) Nichts verherrlicht den ehrwürdigen Keith mehr, als daß Friedrich der Große, sein Freund, gesagt haben soll, er würde den Glauben an menschliche Tugend aufgegeben haben, wenn ihn nicht Keith gezwungen hätte, zu glauben, der Mensch sei gut! Milord Marschall hielt sich die letzten Jahre in Sanssouci auf, weil ihn der König immer in seiner Nähe zu haben wünschte, und er starb als dreiundneunzigjähriger Greis im Jahre 1778, welches auch Rousseaus Todesjahr war!

**) In seiner Sammlung finden sich noch ein paar Briefe, die bei solchen Gelegenheiten an Freundinnen geschrieben worden sind.



Tochter, und sie ihn ihren Vater, und diesem Verhältnis zufolge unterstützte er sie mit seinem guten Rat und mit aufrichtigen Ermahnungen und Belehrungen, die sie in der Folge als Gattin und Hausfrau in Ausübung brachte. Sie machte, besonders in einem kalten und traurigen Winter seine liebste Gesellschaft aus und verstand ihm und Theresen durch die Annehmlichkeiten ihres Geistes und durch die Traulichkeit, die sie in die Gesellschaft brachte, die langen Abende zu verkürzen.

Doch auch in Motiers waren Rousseau neue Widerwärtigkeiten vorbehalten, die mit dem Verlust zweier von ihm sehr geliebten Personen anfingen. Die erste war der Marschall von Luxemburg, der sich immer gegen Rousseau als ein echter Biedermann betragen und im Glück und Unglück sein Freund gewesen war. Er verlor um so viel mehr durch seinen Tod, da die Freundschaft seiner Gemahlin für Rousseau immer mehr zu erkalten und sich bloß auf einige schriftliche Freundschaftsbezeugungen einzuschränken schien, die zuletzt auch aufhörten.*)

Den zweiten, aber empfindlichsten Verlust erlitt Rousseau durch die Nachricht von dem Tod seines innigst geliebten Mütterchens. Aus Furcht, ihr Herz durch die Erzählung seiner Schicksale zu betrüben, hatte er ihr seit seiner Ankunft in der Schweiz nicht geschrieben, sondern sich bloß bei Herrn von Conzie nach ihr erkundigt, der ihm antwortete, sie habe aufgehört die Leidenden aufzurichten und — selbst zu leiden! Der schönste Lobspruch auf die Erblaßte, deren kummervollen Tage bis zu ihrer letzten Stunde dem Wohltun und der Linderung fremden Elends gewidmet waren. „Gehe hin, ruft

*) Teil scheint sie noch in spätern Jahren an seinen Schicksalen genommen zu haben; sie bemühte sich wenigstens in Verbindung mit dem Prinzen von Conti, Rousseau, da er aus England zurückkehrte, einen ruhigen Aufenthalt zu verschaffen.



ihr Zögling ihr ins Grab nach, sanfte und wohlwollende Seele, zu den Fénélons, den Bernex, den Catinats und zu denen, die in einem niedrigern Stand, wie jene, ihre Herzen der wahren Menschenliebe geöffnet haben; gehe, die Früchte der deinigen zu genießen und deinem Zögling die Stelle zu bereiten, die er einst neben dir zu erhalten hofft.“ Er preist sie glücklich, daß ihr der Himmel durch Endigung ihrer Leiden das grausame Schauspiel der seinigen erspart hat. „Doch, setzt er hinzu, auch ich werde bald aufhören zu leiden; aber wenn ich sie in dem andern Leben nicht wieder zu sehen hoffte, so würde sich meine Einbildungskraft dem Begriff der vollkommenen Glückseligkeit widersetzen, die ich mir dort verspreche!“

Zum Übermaß seiner Leiden verließ Keith seine Stelle, um nach Schottland zu gehen. Da die Geistlichkeit seit einiger Zeit angefangen hatte, Rousseau zu beunruhigen, und der durch jene angesteckte Pöbel diesen Beispielen zu folgen nicht ermangelte, so suchte der würdige Greis, noch ehe er wegging, Vorkehrungen zu treffen, die aber zu schwach waren, um die blinde Leidenschaft eines gegen Rousseaus Lehre und Wandel eingenommenen Haufens in Schranken zu halten. Diese Unruhen wurden von seinen Freunden benutzt, um ihm nochmals die Flucht nach England vorzuschlagen. Die Gräfin von Boufflers hatte deswegen mit Hume Briefe gewechselt, und Rousseau erhielt durch sie von ihm eine sehr schmeichelhafte Einladung, nach England zu kommen. Eben dieses riet ihm Frau von Verdelin, die mit ihrer Tochter von Bourbon, wo diese das Bad brauchte, auf einige Tage zu Rousseau kam und sehr viel von Humes freundschaftlichem Verlangen, Rousseau in seinem Vaterlande nützlich zu werden, sprach. Doch mehr: seit ihrer Rückkehr nach Paris schrieb sie ihm verschiedene Male von einem Lord Walpole, der ihm einen Aufenthalt auf seinen reizenden Gütern in England anbot.

Keith, Humes vertrauter Freund, hatte Rousseau denselben Rat gegeben, nach England zu gehen, oder, wenn er lieber wolle, sich auf seinen Gütern in Schottland niederzulassen. Eingenommen gegen England, gab er alle diese Vorschläge auf: dagegen schmeichelte ihm vielmehr des Marschalls Anerbieten, ihn zu sich nach Potsdam zu nehmen, wenn er von Schottland zurückkommen würde: und eine deutsche Fürstin rechnete schon so fest auf diese Reise, daß sie Rousseau durch Klüpfel einladen ließ, sie im Vorbeireisen zu besuchen und einige Zeit bei ihr zu verweilen. Da es nach vielen einzelnen Mißhandlungen endlich so weit ging, daß der fanatische Pöbel des Nachts sein Haus mit einem Steinregen begrüßte, so hielt er es nicht für ratsam, sich länger der Gefahr auszusetzen und begab sich im Herbst des Jahres 1765 auf die kleine St. Petersinsel im Bieler See. Die Berner, welche ihr voriges Betragen gegen ihn bereut zu haben schienen, nahmen ihn gern dort auf. Dieses kleine Eiland war so ganz abgeschnitten von der großen Masse der Gesellschaft, daß er sich wie in eine neue Welt versetzt glaubte und sich abermals mit Träumen eines glückseligen Lebens ergötzte, die bald wie die Seifenblasen des Kindes verschwanden. Er gab sich mit Theresen beim Einnehmer der Insel in die Kost; die Frau desselben hatte Schwestern in Nidau, die oft nach der Insel kamen und die kleine Gesellschaft der Inselbewohner durch ihre Besuche vergnügten. War es Erschlaffung des Körpers oder eine allmählige Lähmung des Geistes, daß er immer mehr seinen höchsten Genuß in einer völligen Abspannung von jeder bestimmten Geschäftigkeit, in einer ewigen gedankenlosen und bloß mit unbestimmten Empfindungen ausgefüllten Träumerei setzte, daß er das far niente so sehr in Schutz nahm, die gelehrten Beschäftigungen wegwarf nur Kräuter suchte, in Wäldern herumirrte, sich am Anblick des Sees ergötzte und

im Nachen sich Stunden lang auf dem Wasser von den Wellen umhertreiben ließ? Nebenher nahm er und seine Therese Anteil an den kleinen ländlichen Geschäften der Gemüse- und Obsternte seiner Wirtsleute. Gegenüber der Petersinsel lag ein kleines mit Gras bewachsenes Inselchen, auf welches er eine Kolonie Kaninchen verpflanzte, über die er sich wie ein Kind freute, wenn er öfters mit seiner Therese, mit seiner Wirtin und ihren Töchtern hinüberfuhr!*) Er konnte dieser Tage der Muße um so viel mehr mit heiterm Geiste genießen, da ein Jahrgeld von Milord Marschall und eine andre Summe, die ihm du Peyrou lebenslang für seine sämtlichen Werke, deren Herausgabe er unternahm, anbot, ihn für immer über alle Nahrungssorgen hinaushob. Die ganze Glückseligkeit auf der Petersinsel dauerte aber nur zwei Monate, als ein Befehl den armen Pilger auch aus dieser Insel und aus dem Gebiet der Republik Bern verwieß. Die Rache des Herzogs von Choiseul, der auch die Schweizer gegen Rousseau aufhetzte, schien ihn überall zu verfolgen, und mit ihm standen, wenigstens nach Rousseaus Einbildung, die d'Alembert, die Diderot, die Grimm und alle seine Feinde im Bunde. Er verließ im Oktober 1765 die Petersinsel, entschlossen auf Milord Marschalls Einladung nach Berlin zu reisen, indes er Theresen den Winter hindurch auf der Insel bei seinen Sachen zurücklassen wollte. Als er in Straßburg ankam, wurde sein Vorsatz durch Briefe von Paris wankend gemacht. Hume war nach Paris gereist und lud von da Rousseau in freundschaftlichen Ausdrücken ein, mit ihm nach England zu reisen. Rousseau folgte dieser Einladung sogleich nach Paris; ließ Theresen dorthin

---

*) Eine reizende Schilderung dieser Robinsonischen Lebensart auf der Petersinsel hat Rousseau in den Rêveries, Promenade 5, gemacht.

kommen und hielt sich so lange auf, bis Hume mit ihm hinüber nach England ging.

Rousseau verweilte nur eine Zeit lang in London; voll Sehnsucht nach ländlicher Einsamkeit, floh er aus dem Geräusch einer großen Stadt. Ein artiges Landhaus des Herrn Davenport in Derbyshire, einer der schönsten Gegenden, gelegen, nahm ihn auf. Aber er fand, weder hier, noch dort, die Ruhe und Zufriedenheit, nach der er sich sehnte. Die Engländer waren nicht nach seinem Geschmack, und er nicht nach dem Geschmack der Engländer. Hume's kaltes und trocknes Wesen vertrug sich nicht zu der schwärmenden Einbildungskraft eines Rousseau. Rousseaus Argwohn gegen seinen Wohltäter erwachte. Hume hatte seine Therese nicht genug geehrt und vorgezogen und kränkte Rousseau dadurch empfindlich. Er schien jede Gelegenheit aufzusuchen, Theresen über Rousseaus Verbindungen, Bekanntschaften, Geschäfte auszuforschen; er schien sich allerhand listiger Wege zu bedienen und gab dadurch Rousseau Veranlassung zu der Beschuldigung, daß er Verfasser oder Teilnehmer einer auf Rousseau in England erschienenen Spottschrift sei. Dies war Zunder zu jenem hitzigen Streite, der mit so vieler Erbitterung von beiden Seiten geführt wurde, die den Genius der Menschheit und der Freundschaft äußerst beleidigte! Ganz fehlte es Rousseau doch auch in England nicht an Freunden, obgleich die Briten mit seinem Charakter nicht sehr übereinstimmten und gegen seine Sonderbarkeiten weniger duldsam waren. Davenport blieb sein treuer Freund; auch mit einigen Damen, so mit der Herzogin von Portland, kam er in Umgang und Briefwechsel. Im Jahre 1767 verließ er endlich, überdrüßig des Ärgers und Kummers, England, um nach Frankreich zurück zu kehren. Ohne an einem Orte fest zu wurzeln, trieb ihn sein unruhiger Geist aus einer Gegend in die andre. Eine

Zeit lang hielt er sich auf dem Schlosse des Prinzen von Conti zu Trie auf. Hier erinnerte er sich seiner alten Tante Gonceru in Nion, die ihn erzogen hatte, und setzte ihr ein Jahrgeld von hundert Franken aus;*) ein schöner Zug von einem Manne, der, von den Seinigen schon lange getrennt, unter dem Druck eigner Leiden noch der Wohltätigkeit gegen seine entfernten armen Freunde ein Opfer bringt! Eingedenk dieses alten Pflegemütterchens schrieb er noch mehrere Jahre nachher an eine Freundin: „Das Andenken meiner Tante und ihr Segen haben der Freude wieder ein Herz geöffnet, dem man seit langer Zeit keine Gefühle der Art mehr hat schmecken lassen! Durch sie erhalte ich noch etwas Kostbares auf der Erde, und so lange ich sie behalte, werde ich fortfahren, was man auch beginne, das Leben zu lieben.“ **)

Als er sich im Sommer des Jahres 1768 in Lyon befand, kam ihm der Gedanke, sich von seinem Freunde du Peyrou, den er zum Aufbewahrer seiner Papiere gemacht hatte, einige Handschriften wieder kommen zu lassen, um sich durch Fortsetzung oder Vollendung derselben in den künftigen Wintertagen zu zerstreuen. Die meiste Vorliebe hatte er unter seinen erst angefangenen Arbeiten für den Roman: Emile et Sophie, ou les Solitaires, der als Fortsetzung des Emil anzusehen war. „Ich habe, sagt er, für dieses Unternehmen eine Neigung, die ich nicht bekämpfe, weil ich darin ein heilsames Mittel finde, meine verlornen Augenblicke auszufüllen, ohne daß mir diese Beschäftigung das Andenken an meine Leiden zurückführt“.***) Jener Roman ist auf uns gekommen, aber freilich nur als ein Bruchstück, das noch weit von der Vollen-

*) L. à M. d'Ivernois Januar 1768 und L. à Mad. Gonceru 9. Februar 1770. T. 7 p. 330.

**) Im Jahre 1773. Lettres sur la Botanique Ep. 7 p. 490. Genf.

***) L. à M. du Peyrou 6. Juli 1768.

dung war,*) und eben deswegen nicht mit Sicherheit beurteilt werden kann. So wie es jetzt ist, würde der Charakter Sophiens ein schlechtes Seitenstück zu dem liebenswürdigen Emil sein: es würde den gerechten Verdacht erregen, als habe Rousseau an einem Beispiele zeigen wollen, wie schwach und hinfällig die Tugend auch des besten Mädchens sei! In der Tat kann man nicht in Abrede stellen, daß Rousseau, ob er gleich die Weiber anbetete und von ihnen viel Gutes genossen hatte, doch sehr strenge und bei vielen richtigen Anmerkungen über sie auch sehr unbillige Urteile fällte. Man darf nur das fünfte Buch des Emil, den Brief an d'Alembert, und die Heloise gelesen haben, um sich davon zu überzeugen. Für ihn sind die Weiber sehr zarte und schwache Geschöpfe, denen die Natur List und Verstellungskunst statt der Stärke gegeben, und sie dadurch zu Koketterie berechtigt hat. Ihre Bestimmung schränkt sich auf ihr Hauswesen, ihren Gatten, ihre Kinder ein: sie sind nicht für die Gesellschaft, und die alten Griechen, welche sie davon ausschlossen, haben sie auf ihre wahre Bestimmung zurückgeführt. Ihre Tugend vermag wenig Widerstand zu leisten und man findet fast nirgends ein tugendhaftes und liebenswürdiges Weib. Sie haben im Ganzen kein Genie und keine hohen Leidenschaften. Sie können die Leidenschaft der Liebe weder beschreiben, noch empfinden. Dies sind einige von den Zügen, aus welchen er das Bild des Weibes zusammensetzt; gleichsam das Resultat seiner Erfahrungen und Beobachtungen über das weibliche Geschlecht. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er nicht die Ingredienzen dazu aus der Natur sämtlich sollte entlehnt haben; aber daß er von einzelnen Beispielen zu voreilig auf das Allgemeine schließt

*) Rousseau soll noch in seinen letzten Tagen geäußert haben, er sei nicht abgeneigt, dieses Stück zu vollenden. Campe Br. üb. Paris S. 312.

und überhaupt dem Charakter mancher liebenswürdigen Frau, mit der er verbunden war, viel zu nahe tritt, ist eine für mich eben so ausgemachte Sache. Männerstolz und Gefühl gekränkter Eigenliebe machten ihn parteiisch gegen das andre Geschlecht, und es würde sich sehr wohl begreifen lassen, wie er, vorzüglich im letztern Teile seines Lebens, aus Verstimmung eine vortrefflich erzogne Sophie, dem besten Gatten untreu und die Beute eines Verführers konnte werden lassen! Indeß läßt sich über die so sonderbar von Rousseau angelegte Geschichte der Sophie eine sehr wahrscheinliche Auflösung geben, die wir zu Rousseaus Ehre nicht verschweigen dürfen. Die Genfer Herausgeber erzählen nämlich, Rousseaus Absicht sei dahin gegangen, am Ende zu zeigen, daß Sophie bloß betrogen worden, daß sie, nachdem man sie berauscht, sich einem Verführer überlassen habe, in welchem sie ihren Gatten zu umarmen glaubte!

Therese war, wenn ich nicht irre, noch in Trie oder in Lyon zurückgeblieben, als er von Grenoble aus*) an sie schrieb, er sei im Begriff, nach Chambery zu reisen, hauptsächlich in der Absicht, um das Grab der zärtlichen Mutter, die sie gekannt habe, zu besuchen und um sein Unglück, sie überleben zu müssen, an ihrer Grabstätte zu beweinen!

Obgleich Rousseau selbst gesteht, er habe keine eigentliche Liebe für Theresen empfunden — indem er für sie nichts weiter, als die allgemeine Neigung zum Geschlecht fühlte — so war ihm doch Therese durch ihre oft gerühmten guten Eigenschaften, durch ihre Treue und Anhänglichkeit im Glück und Unglück so wert geworden, daß er sich, nachdem er fünfundzwanzig Jahre mit ihr gelebt hatte, auf einmal, ohne eine Bitte von ihrer Seite, entschloß, sie zu heiraten. Sein Aufenthalt war damals zu Bourgoin, einem Städtchen in der Dauphiné.

*) 25. Juli 1768.

Eines Tages (im August 1768) schlug er, nach einer Anekdote, Theresen und einigen Freunden einen Spaziergang vor. Als sie in ein Gehölz kamen, eröffnete er ihnen die Absicht seines Hierleins, schwur Theresen im Angesicht des Himmels, daß er ihr Gatte sein wolle und rief seine Freunde zu Zeugen dabei an.*) Rousseaus Hang zum Sonderbaren verleugnete sich auch hier nicht, so rührend und schön auch dieses Gelübde im Tempel der Natur sein mochte! Hören wir, wie er sich über die Gründe zu seinem Entschlusse ausdrückt. „Da ich sehe, schreibt er an Laliaud,**) daß Therese um jeden Preis meinem Schicksal folgen will, so habe ich wenigstens gemacht, daß sie ihm mit Ehren folgen könne. Ich habe geglaubt, keine Gefahr zu laufen, wenn ich eine Verbindung von fünfundzwanzig Jahren unauflösbar machte, welche durch wechselseitige Achtung, ohne die keine Freundschaft von Dauer ist, beständig vermehrt worden ist. Die zärtliche und reine Bruderliebe, in welcher wir seit dreizehn Jahren leben, hat ihre Natur durch das Band der Ehe nicht verändert: sie ist und wird bis in den Tod meine Frau durch die Stärke unserer Verbindung, und meine Schwester durch die Reinheit derselben sein. Diese anständige und heilige Verbindung ist in aller Einfalt vollzogen worden, aber auch mit aller Wahrheit der Natur, in Gegenwart zweier Männer von Verdienst und Ehre, welche Offiziere der Artillerie sind, wovon der eine, der Sohn eines meiner alten Freunde aus der guten Zeit, d. h. ehe ich einen Namen in der Welt erhielt, und der andre, Maire dieser Stadt und naher Verwandter des ersteren ist. (Der Maire war M. de Champagneux; der andre war vermutlich dessen Cousin, M. de Rozière, Artillerieoffizier, welche beide in einem

*) Campe Briefe üb. Paris S. 287.

**) Bourgoin 31. August 1768. T. 7 p. 199 du Peyr.

andern Brief S. 206 zusammen vorkommen.) Während dieser so kurzen und so einfachen Handlung sah ich diese beiden würdigen Männer in Tränen zerfliessen; und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr dieser Beweis von Herzensgüte mich an beide gefesselt hat!“ Eben diese Gesinnungen äußert er gegen seinen Freund Moultou:*) „Sie wissen, daß meine Haushälterin, meine Freundin, meine Schwester und mein Alles, endlich meine Gattin geworden ist. Weil sie meinem Schicksal hat folgen und jedes Elend meines Lebens mit mir hat teilen wollen, so habe ich wenigstens sorgen müssen, daß dies mit Ehren geschehe. 25 Jahre der Vereinigung unsrer Herzen haben endlich die Vereinigung unsrer Personen hervorgebracht. Achtung und Vertrauen haben dieses Band gebildet. Wenn es unter denselben Auspicien öfter geknüpft würde, so würde es weniger Unglückliche geben. Madame Renou**) wird nicht die Zierde eines Zirkels sein, und die schönen Damen werden über sie lachen, ohne daß sie dies bekümmre: aber sie wird bis ans Ende meiner Tage der süßeste, vielleicht einzige Trost eines Menschen sein, der Trost sehr nötig hat.***)

Ich weiß nicht, ob Therese vielleicht mehr Ansprüche machte, nachdem sie durch ein feierliches Versprechen von Rousseau für seine Gemahlin erklärt war, oder ob ihr seine Launen und Schwächen wirklich gerechte Ursache zum Mißvergnügen und zur Klage gaben, kurz, der Friede dieser Ehe wurde durch manche Mißhelligkeiten gestört, und Therese drohte

*) Bourgoin 10. Oktober 1768. T. 7 p. 245.

***) Rousseau hatte auf dem Schlosse zu Trie den Namen Renou angenommen, um desto verborgner zu bleiben. Als ihm du Peyrou vorstellte, er hätte bei seiner Verheiratung seinen wahren Namen annehmen müssen, erhielt er von Rousseau die Antwort (26. September 1768): Die Namen heiraten sich nicht, sondern die Personen!

***) Vgl. L. à St. Germain 26. Februar 1770. T. 7 p. 349.

oft, ihren Mann zu verlassen. Er war damals in Bourgoin, im August des Jahres 1769, und hielt es für nötig, um dem häuslichen Sturm zu entgehen, eine kleine Reise zu machen. Aus der Entfernung schrieb er sogleich an seine Therese, um ihr über ihr Betragen Vorstellungen zu machen und ihre Leidenschaften zu beruhigen. Er klagt über eine Veränderung in ihren Gesinnungen: zwar sei sie in Hinsicht der Grundsätze der Gradheit und Ehre noch dieselbe, aber die ehemals wechselseitigen Gefühle der Zärtlichkeit und Anhänglichkeit seien nur noch auf seiner Seite. Sie gefalle sich nicht mehr bei ihm, sie gehe lieber mit andern um, nur nicht mit ihm; alle, die sie umgeben, seien Vertraute ihrer Geheimnisse; nur er, ihr einziger wahrer Freund, sei von diesem Vertrauen ausgeschlossen. Es zerreiße sein Inneres, sie bei ihm nicht glücklich zu wissen; er habe alles, was in seinem Vermögen gewesen, getan, um sie glüklich zu machen; er habe ihr mehr geleistet als versprochen. Er wünsche indeß nichts mehr, als seine Tage in der vollkommensten Vereinigung mit ihr zuzubringen. „Nichts gefällt, fährt er fort, von der Seite dessen, den man nicht liebt. Deswegen ist alle meine Mühe bei Ihnen vergeblich. Über das Herz läßt sich nicht gebieten und dieses Übel ist unheilbar. — Indeß, so sehr ich Ihr Glück wünsche, um welchen Preis es auch sei, so würde ich doch nie daran gedacht haben, mich von Ihnen zu trennen, hätten Sie nicht selbst diesen Vorschlag zuerst getan. Freilich geschah es nur in der Hitze der Leidenschaft; indeß kamen Sie zu oft auf diesen Gedanken zurück, als daß er nicht auf Sie hätte Eindruck machen sollen.“ „Ich habe, sagt er in einem traulichern Tone, nur einen, aber einen sehr süßen Trost, mein Herz in das deinige zu ergießen: wenn ich von meinem Kummer mit dir sprach, fühlte ich Erleichterung. Nur auf dich setzte ich noch mein Vertrauen. Wenn du mir fehlen wirst, wenn ich allein zu leben gezwungen

bin, werde ich ein toter Mensch sein, der Niemandem mehr vertraut. Aber dennoch würde ich hundertmal grausamer sterben, wenn wir fortführen, miteinander in Mißverständnissen zu leben und wenn sich das Vertrauen der Freundschaft unter uns auslöschte. Hundertmal besser, sich nicht mehr sehen, sich aber doch noch lieben und sich zuweilen zu bedauern.“. Er gibt ihr hierauf zu bedenken, ob es unter diesen Umständen, um ihr die Unannehmlichkeiten seiner Launen und ihm die ihrer Kälte zu ersparen, nicht gut getan sei, sich in irgend eine Pension zu begeben. „Es soll dir da an Nichts fehlen, ich werde mehr für dich als für mich sorgen und, sobald unsere Herzen einsehen werden, wie sehr wir für einander geschaffen sind und wir das Bedürfnis fühlen, uns wieder zu vereinigen, werden wir dann in Frieden beieinander leben und uns wechselseitig bis zum Grabe glücklich machen. Diese Trennung auf eine Zeitlang kann uns eine Lehre sein. Ich verlange sie nicht, ich befehle sie nicht, ich fürchte nur, sie möchte notwendig sein. Ich überlasse dir alles, ich verspreche, mich ganz nach deinem Willen zu richten, insofern er vernünftig und billig sein wird. Nur in den Entschluß, den du in deinem Zorn ergriffest, werde ich nie einstimmen: mich zu verlassen, ohne daß ich mich darein mischen, oder nur wissen sollte, wohin du gingest, weil dies für uns beide schimpflich und entehrend und gegen alle unsere Verbindung sein würde.“*) Indeß war diese kleine Trennung von keiner Dauer. Rousseau kehrte nach einer Reise von einigen Wochen zu seiner Therese zurück, und die vergangenen Auftritte wurden vergessen.

Im Jahre 1770 begab sich Rousseau nach Paris zurück, um sich durch sein altes Handwerk des Notenabschreibens einen Unterhalt zu verdienen. Die ansehnlichen Leibrenten,

*) L. à Mad. Rousseau 12. August 1769. C. 7 p. 310—20.

die er bisher genossen hatte, wies er zurück, weil seine Feinde es für schimpflich und entehrend ansahen, daß er von der Gnade anderer Leute und von ihren Wohltaten lebte. Er ließ seine Verbindungen mit der Welt immer mehr absterben, um sich ganz in sein Häuschen zurückzuziehen und blos für sich noch die Reste seines Lebens zu sammeln. In müßigen Stunden wanderte er, seinen Träumen überlassen, in der ganzen Gegend umher; ja er fiel sogar wieder auf das Studium der Kräuterkunde, dem er schon manches unschuldige Vergnügen verdankt hatte. Auch noch einige Schriften vollendete er. Aber auch bei dieser stillen Lebensart konnte er nicht allen Neckereien entgehen: besonders beklagt er sich über die Beschimpfungen und Ausfälle, die seine Frau unaufhörlich zu ertragen habe.*) Der Engländer Boothby erzählt,**) die Teuerung der Lebensmittel, und der Anfang der Hinfälligkeit Rousseaus gegen das Ende seiner Tage habe seine Gattin befürchten lassen, er möchte dem Mangel gesunder und nahrhafter Speisen unterliegen. Sie habe also, einverstanden mit einer vertrauten Person, beschlossen, ihren Mann durch einen frommen Betrug über den Preis zu täuschen, den man ihr für den kleinen Mundvorrat habe bezahlen lassen. Sie erhielt auf diese Art bessere Eßwaren um denselben Preis, aber Rousseau kam hinter das Geheimnis und fand in diesen ihm heimlich aufgedrungenen Wohltaten eine Bestätigung seines Unglücks.***)

*) Dialog. 2 p. 134.

**) Not. zu Dialog. 1 p. 132.

***) Wie stimmt mit dieser gut gemeinten Handlung Theresens jene Sage überein, sie habe Rousseau in Montmorency glauben gemacht, das Pfund Rindfleisch koste nur 2 Sous; man lasse ihn aber 10 Sous dafür bezahlen? (Campe S. 285). Hoffentlich gehört dieses unter die vielen Märchen, die auf Kosten von Theresens Ehrlichkeit ohne hinlängliche Beglaubigung ausgestreut worden sind. Rousseaus eigenes Zeugnis von ihr, wenn es auch nicht immer ganz unparteiisch sein sollte, scheint jene ungünstigen Urteile des

Seine letzte Schrift in Paris waren Träume eines einsamen Spaziergängers, zu welchen er den Stoff wirklich auf seinen Wanderungen sammelte oder noch richtiger, bei Gelegenheit seiner Wanderungen aus sich selbst entwickelte. Der Geist dieser Schrift ist schon oben gewürdigt worden: aber diese Merkwürdigkeit verdient noch hier aufgezeichnet zu werden, daß Rousseau in dem letzten Aufsatz, der nur wenige Monate vor seinem Tode geschrieben und bloßes Bruchstück geblieben ist, das Andenken an seine unvergeßliche Warens zum letztenmal gefeiert und darin gleichsam der Nachwelt ein Denkmal seiner dankbaren Gesinnungen hinterlassen hat. „Heute, schreibt er, am Palmsonntage (1778), sind gerade fünfzig Jahre, seit meiner ersten Bekanntschaft mit Frau von Warens verflossen. Sie war damals achtundzwanzig Jahre; denn sie ging mit der Jahreszahl. Ich war noch nicht völlig siebenzehn Jahre alt, und mein erwachendes Temperament gab einem von Natur lebhaften Herzen neue Wärme. War es nichts außerordentliches, daß sie Wohlwollen für einen lebhaften, aber sanften und bescheidenen Jüngling, der eine ganz angenehme Bildung hatte, fühlte, so war es noch weniger zu verwundern, daß eine reizende Frau, voll Geist und Grazie, mir mit der Dankbarkeit noch zärtlichere Gefühle einflößte, die ich nicht von jener unterschied. Meine besten Anlagen hatten sich noch nicht entwickelt und meine Seele hatte noch keine bestimmte Gestalt angenommen: diese Bekanntschaft führte den Zeitpunkt allmählich herbei. Sie hatte mich entfernt. Alles rief mich zu ihr zurück. Die Rückkehr bestimmte mein Schicksal, und noch lange, ehe ich sie besaß, lebte ich nur in ihr und für sie. Ach, hätte ich je ihrem Herzen genügt, wie sie dem meinigen genügte! Welche fried-

Publikums über Theresens Charakter zu widerlegen, der auch neulich einen warmen Schutzredner im Verfasser des Buches: Mann und Weib gefunden hat.

lichen und reizenden Tage würden uns bei einander verflossen sein! Wir genossen solche, aber wie kurz, wie flüchtig waren sie, und welches Schicksal folgte darauf! Es vergeht kein Tag meines Lebens, an dem ich mich nicht mit Vergnügen und mit Zärtlichkeit an jene einzige und kurze Zeit meines Lebens erinnere, in der ich ganz mein Dasein fühlte und von der ich mit Wahrheit sagen kann: Ich habe gelebt. Ich kann beinahe, wie jener Präfektus, der beim Vespasian in Ungnade fiel und seine letzten Tage ruhig auf dem Land zubrachte, sagen: Ich habe siebenzig Jahre auf der Erde zugebracht und sieben davon habe ich gelebt! — In dieser kleinen Anzahl von Jahren war ich, geliebt von einer sanften und gefälligen Frau, was ich sein wollte und, unterstützt von ihren Lehren und ihrem Beispiel, wußte ich durch die Anwendung meiner Muße meiner Seele die ihr angemessene Gestalt zu geben, die sie nachher immer behalten hat. In meinem Herzen entstand der Geschmack an der Einsamkeit und der stillen Betrachtung mit den zärtlichen Empfindungen, die ihm zur Nahrung dienten. Ich überredete mein Mütterchen, auf das Land zu ziehen. Ein einsames Haus, am Abhang eines Tales, war unser Zufluchtsort. Ich genoß da, während eines Zeitraumes von vier oder fünf Jahren die vollkommenste Glückseligkeit eines Jahrhunderts, gegen welche sich alle Unannehmlichkeiten meines gegenwärtigen Zustandes verlieren. Ich bedurfte einer Freundin nach meinem Herzen, ich besaß sie. Ich sehnte mich nach dem Landleben und ich erreichte meinen Wunsch. Ich konnte die Abhängigkeit nicht ertragen und ich war vollkommen frei. Meine ganze Zeit war mit zärtlichem Diensterweisen oder mit ländlichen Geschäften ausgefüllt. Ich verlangte nichts, als die Fortdauer eines so süßen Zustandes; mein einziger Kummer war die Furcht, es werde nicht lange dauern, und diese Furcht war nicht ohne Grund. Von der Zeit an suchte ich mich über

diese Unruhe zu zerstreuen und Hilfsquellen dagegen aufzufinden. Ich dachte, ein Vorrat von Talenten sei das sicherste Hilfsmittel gegen das Elend; und ich entschloß mich, meine Muße anzuwenden, um mich in Stand zu setzen, womöglich dereinst der Besten unter den Frauen die Unterstützung zu vergelten, die ich von ihr erhalten hatte“. . . . Hier endigt sich das Bruchstück jenes Aufsatzes, der Rousseaus zärtlichen Gesinnungen, die durch die Dauer eines halben Jahrhunderts hinlänglich bewährt waren, gegen die verewigte Warens das Siegel aufdrückte!

Immer empfindlicher gegen jeden äußeren Reiz und argwöhnischer bei jedem Schatten von Beleidigung, vom Alter belastet und in dürftigen Umständen, wünschte er noch einmal Paris zu verlassen und in irgend einem Winkel eine Stätte zu finden, wo er ruhig sein Haupt hinlegen und die Annäherung seiner letzten Stunde erwarten könnte. Noch einmal fiel es ihm ein, nach England zurückzukehren, als ihm der Marquis von Girardin einen friedlichen Wohnplatz zu Ermenonville, wenige Meilen von Paris anbot. Er nahm die freundschaftliche Einladung an und zog mit seiner Therese am 20. Mai 1778 in seine kleine Hütte, unweit vom Schlosse des Gutsbesitzers, ein. Er schien ganz an diesem Orte aufzuleben; er lebte in der Stille mit seiner Frau und einer Magd, brachte einen großen Teil seiner Zeit mit botanischen Spaziergängen zu, auf welchen er einen Sohn des Marquis, den er lieb gewann, zum Begleiter hatte, und fühlte sich gerührt über die Freundschaft des Gutsherrn. Alles schien ihm einen heiteren Abend seines Lebens zu verkündigen, als eine unvorhergesehene Katastrophe seinem Leben plötzlich am 2. Juli 1778 ein Ende machte und, einen seiner Flecken ungeachtet liebenswürdigen und im Leben geliebten Mann, seiner Therese und seinen Freunden entriß!

Erste Beilage.

Ueber die Aussetzung der Rousseauschen Kinder.



Die Bekanntmachung der Folge der Rousseauschen „Bekenntnisse“ hat der Schätzung seines Namens unter anderem dadurch großen Abbruch getan, daß man durch sie erfuhr, wie Rousseau seine fünf Kinder nacheinander den Armen ihrer Mutter entrissen und dem Findelhaus überliefert habe. Man hatte bisher die Umstände davon entweder nicht so genau gewußt oder die arme Mutter wurde, um nur Rousseaus Unschuld zu retten, mit der grausamen Beschuldigung belastet, sie habe ihn zu jenem, eines Vaters unwürdigen Betragen verleitet und gezwungen. Um dem Urteil des Lesers nicht vorzugreifen, will ich die Geschichte dieses Verfahrens aus den Tatsachen zusammensetzen und die an mehreren Stellen seiner Werke zerstreuten Urteile darüber so viel als möglich nach der Zeitfolge stellen, damit Rousseaus Beweggründe zu seiner Handlungsweise nicht mit seinen späteren Gesinnungen verwechselt werden.

Therese sah im Jahre 1747 ihrem ersten Kindbett entgegen. Rousseau konnte bei seiner äußerst eingeschränkten Lage keine Kinder anders, als mit Aufopferung seiner notwendigsten Bequemlichkeiten ernähren, und das Findelhaus schien ihm daher ein bequemes Mittel, um dieser Last überhoben zu sein. Er geht in den Bekenntnissen bei Aufsuchung der Quelle seines leichtsinnigen Entschlusses einige Jahre zurück, wo er in Gesellschaft mehrerer Wollüstlinge eine zeitlang speiste, die ihn

mit ihren leichtfertigen Grundsätzen ansteckten, nach welchen diejenigen am meisten gelobt wurden, welche die reichsten Beiträge zum Findelhause lieferten. Eingedenk jener Maxime der Üppigkeit sagte er sich: weil dies Landessitte ist, so kann man ihr folgen, wenn man in dem Lande lebt.*) Sein Gewissen ließ ihn dabei ganz ruhig: nur die gewissenhaftere und zärtlichere Mutter, der man Rousseaus Verbrechen hat aufbürden wollen, widersetzte sich diesem grausamen Verlangen, und ihre Mutter, welche überdies die Lasten des Kinderwartens fürchtete, mußte erst Rousseau zu Hilfe kommen, um mit ihm gemeinschaftlich das arme Weib zu überstimmen. Das Kind wurde von der Hebamme mit einem Kennzeichen ausgesetzt, wo durch die Mutter vielleicht überredet werden sollte, zu glauben, er wolle es bei günstigeren Umständen in der Folge wieder zurück nehmen. Bei der folgenden Niederkunft mußte sich Therese dasselbe Auskunftsmittel mit Seufzen gefallen lassen; das Kind wurde sogar ohne alle Kennzeichen, ausgesetzt.**)

Jm Jahre 1750 wurde das dritte Kind ins Findelhaus geschickt: nur mit dem Unterschied, daß, während Rousseau diesen Schritt schon zweimal aus Leichtsinn getan hatte, er ihn diesmal mit Überlegung tat. Die Preisabhandlung über den Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die Sitten hatte auf einmal den Geist des Leichtsinns in ihm zur heroischen Tugend umgestimmt, die von den Einflüssen sinnlicher Neigungen befreit, nur nach den großen Grundsätzen der Sittlichkeit und Pflicht zu handeln sich vornimmt. Dieser Seelenzustand erschwerte

*) Gerade so philosophierte Montaigne, einer von Rousseaus Lieblingsschriftstellern: Die Gesetze des Gewissens entstehen von der Gewohnheit: jeder ehrt die Meinungen und Sitten, die um ihn herum gebilligt und eingeführt sind. — Was der Gewöhnung und Lehre unserer Erzieher, was der Sitte unseres Landes gemäß ist, das ist sittlich gut; was ihr zuwider läuft, das ist sittlich böse.

**) Konfess. 3, 208 f.

seinen Entschluß, aber das Resultat seines Nachdenkens führte zuletzt an eben das Ziel, zu welchem er, bloß von seinen Trieben geleitet, gekommen war. Er sah sich als einen armen Mann an, der seine Kinder nicht ernähren könne, seine Therese und deren Mutter für Weiber, die unfähig wären, Kindern eine vernünftige und gute Bildung zu geben, und er glaubte also, seine Vater- und Bürgerpflichten erforderten es, daß er seine Kinder der Sorgfalt und Erziehung des Staates anvertraute, der sie zu Handwerkern oder zu Bauern, auf jeden Fall aber zu brauchbaren Menschen machen würde. Wenn Rousseau sich hier selbst durch einen Trugschluß hinterging, so darf man ihn doch wenigstens vom bösen Willen freisprechen, indem er, das dritte und nach diesem leider noch zwei Kinder der Erziehung auf Kosten des Staats überliefernd, seinen vertrauten Freunden nicht einmal ein Geheimnis daraus machte und sich wohl gar dieses weltbürgerlichen Betragens rühmte. Platos Republik war eines seiner Lieblingsbücher, sein Ideal einer weisen Erziehung, dem er viele seiner Ideen verdankte und aus welchem er sich auch mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, daß alle Kinder dem Staate angehören und von ihm erzogen werden müssen. Kein Wunder, wenn er sich als einen würdigen Bürger dieser idealen Republik ansah, indem er sich des Eigentums seiner Kinder begab.*) „Aber, höre ich mir von allen Seiten einwenden, wie konnte ein redlicher Vater seine Kinder einer Anstalt anvertrauen, bei welcher die Sterblichkeit so unermeßlich groß, folglich die Gefahr für Gesundheit und Leben so augenscheinlich ist?“ Allein, gesetzt, die Sterblichkeitsberechnungen wären schon damals öffentlich bekannt gewesen, so begriff doch der Unparteiische, daß dieses ungeheure Mißverhältnis zwischen Lebenden und Sterbenden nicht lediglich in der Anstalt selbst, sondern mehr darin seinen Grund

*) Confess. 3, 244.

hatte, daß eine große Anzahl äußerst schwächlicher Kinder oder gar solcher, die von ihren Eltern kein andres Erbteil als ein freudenloses Dasein und ein in ihrem Innern wütendes Gift erhalten haben, dieser Anstalt überliefert werden. Nimmt man die glaubwürdigen Schilderungen mehrerer Reisenden von dem Pariser Findelhause hinzu, so wird man es wenigstens übertrieben finden, wenn diese Anstalt von einem neuern Schriftsteller eine Mördergrube genannt wird. Zwei Reisende, die dieser Anstalt ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, sprechen mit Entzücken davon. Ich will ihre fast übereinstimmenden Urteile hier in eine Erzählung verschmelzen. Das Hôtel des enfans trouvés, sagen sie, ist eine vortreffliche Anstalt. Allenthalben herrscht darin die aufs Höchste getriebene Reinlichkeit mit einer gewissen Pracht verbunden. In dem großen Saal stehen in vier Reihen hundert kleine Betten; in jedem ein Kind; keines über ein Jahr alt; alle sauber gewaschen und gewickelt; bei allen das Bettzeug weiß wie gefallner Schnee; die Luft rein und temperiert, ohne den mindesten üblen Geruch. Die Nonne, Soeur de la charité, ging mit den kleinen und erwachsenen Kindern um, wie die zärtlichste Mutter: alle hatten Zutrauen zu ihr, waren dreist und sprachen ohne Scheu.*) Kannte Rousseau diese lachende Seite des Pariser Findelhauses, so begreife ichs, wie er es für ein Glück halten konnte, seinen Kindern diese Erziehung geben zu lassen. Vielleicht wurde auch schon damals ein Teil dieser Kleinen auf das Land gegeben, um von Bäuerinnen aufgenährt und erzogen zu werden.

Madame Dupin und ihre Schwiegertochter, Frau von

*) Storch, Skizzen, Szenen und Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich S. 89f. Kotzebue, Flucht nach Paris S. 268. Halem in den Blicken auf einen Teil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs 2, 268f. stimmt in die rühmlichen Urteile über diese Anstalt ein und sagt, er verzeihe es Rousseau nach dem, was er gesehen, seine Kinder diesem Institut anvertraut zu haben.

Chenonceaux, erfuhren dieses Geheimnis durch die alte le Vasseur. Die zweite nahm Gelegenheit mit Rousseau darüber zu sprechen, und dieses veranlaßte ihn, ihr seine Gründe schriftlich zu entwickeln, wobei er doch einer seiner Hauptbedenklichkeiten nicht erwähnte, daß seine Kinder durch die Frau le Vasseur und ihren schlechten Anhang würden verführt und verdorben worden sein. Der Hauptinhalt des Briefes ist folgender; „Ich habe meine Kinder ins Findelhaus gebracht. Ich habe zu ihrem Unterhalt die dazu bestimmte Anstalt erwählt. Wenn mein Unglück und meine Leiden mir die Erfüllung dieser so teuren Sorge unmöglich machen, so ist dies ein Schicksal, über welches ich mich zu beklagen, und nicht ein Verbrechen, das ich mir vorzuwerfen habe. Ich habe ihnen einen bessern, wenigstens sicherern Unterhalt verschafft, als ich ihnen selbst hätte geben können. Hierzu kommt noch die Rücksicht für ihre Mutter, deren Ehre geschont werden mußte. — Ich gewinne mein tägliches Brot mit vieler Mühe. Wie könnte ich noch dazu eine Familie ernähren? Sollte ich meine Zuflucht zur Schriftstellerei nehmen: wie würden häusliche Sorgen und das Geräusch der Kinder mir die Geistesruhe gelassen haben, die dazu nötig ist? Ich müßte also, um mir Brot zu erwerben, zu Protektionen, zu Intriguen und andern unerlaubten Mitteln meine Zuflucht nehmen, gegen die ich einen so gerechten Abscheu habe. Besser meine Kinder sind Waisen, als daß sie einen Schurken zum Vater haben. — Behaftet mit einer schmerzlichen und schweren Krankheit darf ich auf kein langes Leben hoffen. Könnte ich sie also auch so lange ich lebe erhalten, so würden sie den Vorteil teuer erkaufen, ein wenig besser als im Findelhaus gehalten worden zu sein. Ihre Mutter, das Opfer meines unzeitigen Eifers, beladen mit ihrer Schande und ihren eigenen Bedürfnissen, fast ebenso kränklich und noch weniger sie zu nähren im Stande, als ich, würde sie ihrem eignen Schicksal

überlassen müssen. Sie würden Schuhputzer oder Banditen werden müssen, welches fast auf Eins hinausläuft. — Warum ich mich nicht verheiratet habe, darum fragt eure ungerechten Gesetze! Ich konnte keine ewige Verbindung eingehen, und nie wird man mir beweisen können, daß eine Pflicht mich dazu verbinde. — **Man muß keine Kinder zeugen, wenn man sie nicht ernähren kann.** Die Natur will es aber, weil die Erde Nahrung für alle hervorbringt: der Stand der Reichen aber ist's, der dem meinigen das Brot meiner Kinder stiehlt. Die Natur will, daß man für ihren Unterhalt sorge; ich habe es getan. Wäre für sie kein Asyl vorhanden, so täte ich meine Pflicht und entschlösse mich, eher den Hungertod zu sterben, als sie nicht zu nähren. — Diese Kinder werden im Findelhause nicht weichlich erzogen; desto besser für sie; sie werden desto stärker; man gibt ihnen nichts Überflüssiges, aber sie haben das Notdürftige. Man macht keine Herren, sondern Bauern und Handwerker aus ihnen. Diese Erziehung ist ganz so, wie ich sie für meine Kinder wünsche: sie werden dadurch glücklicher sein als ihr Vater. Ich bin freilich des Vergnügens sie zu sehen beraubt, und nie habe ich die Freude der väterlichen Umarmungen geschmeckt. Ich befreie sie vom Elend auf meine Kosten. So wollte Plato, daß alle Kinder in seinem Staat erzogen würden; daß ein jeglicher seinem Vater unbekannt bliebe und nur dem Staate angehörte."*)

Im Jahre 1761 machte Rousseau der Marschallin von Luxem-

*) L. a Madame de Chenonceaux, Par. 20. April 1751 C. 5. p. 130 ff. du Peyrou. Das Gedächtnis ist Rousseau untreu geworden, wenn er in den Bekenntnissen 3, 246 sagt, er wisse nicht, ob Frau v. Chenonceaux von der Aussetzung seiner Kinder unterrichtet gewesen; Frau v. Francueil habe davon gewußt und mit ihm darüber gesprochen. Dies habe ihn bewogen, ihr einen Brief im folgenden Jahr, 1751, zu schreiben, den man in seiner Sammlung antreffen werde. Man sieht, daß das von Frau von Chenonceaux zu verstehen ist, was er von Frau von Francueil erzählt.

burg freiwillig das Geständnis, daß er seine Kinder ausgesetzt habe. Sie erbot sich aus Wohlwollen, das älteste seiner Kinder, das einzige, welches durch das beigelegte Kennzeichen zu erkennen war, zu sich zu nehmen und ließ deswegen von ihrem Kammerdiener, der ihr Vertrauen hatte, Erkundigungen einziehen. Allein das Kind fand sich nicht: sei es nun, daß die Register nicht in der besten Ordnung waren, oder daß der Kammerdiener in seinen Nachforschungen zu nachlässig verfahren hatte, um sich etwa die Unannehmlichkeit zu ersparen, einen Nebenbuhler im Vertrauen seiner Gebieterin ins Haus zu bringen. Rousseau war nicht sehr betrübt über den schlechten Erfolg dieser Untersuchung. Die beständige Entfernung des Vaters von seinen Kindern hatte die väterlichen Gefühle für sie noch mehr geschwächt oder gar vernichtet, und er würde ein Kind, das von fremden Händen erzogen war oder bei dem er gar noch zweifeln konnte, ob man ihm nicht ein andres untergeschoben, weniger zärtlich geliebt haben.*)

Obgleich Rousseaus Maßregeln mit seinen Kindern von ihm wohl überdacht und auf Grundsätzen dessen, was recht und vernünftig ist, erbaut schienen, so hatte er doch öfters innere Anfechtungen, in welchen der gesellige Mensch und Vater über den selbstischen Charakter die Oberhand behielt und das Räsonnement seines eignen Kopfes verwarf. In einer solchen Stunde des schreienden Gewissens, welche sein ernstlicheres Nachdenken über die Gegenstände der Erziehung herbeiführte, ruft er im Emil, ganz gegen die Grundsätze des vorhin angeführten Briefes aus: „Wer die Vaterpflichten nicht erfüllen kann, hat nicht das Recht, Vater zu werden. Weder Armut noch Arbeiten noch Rücksichten auf Menschen können ihn der Pflicht überheben, seine Kinder zu ernähren und zu erziehen. Leser, Ihr könnt es mir glauben: Ich sage jedem vorher, der ein

*) Conf. 24, 17

Herz hat, und so heilige Pflichten vernachlässigt: er wird über sein Versehen lange bittere Tränen vergießen und nie Trost dafür finden!*) Überzeugt, daß er unerläßliche Pflichten verabsäumt, und doch zu schwach, um sich die standhafte Befolgung seiner bessern Grundsätze zuzutrauen, wollte er lieber der Gefahr einer Untreue an sich selbst dadurch zuvorkommen, daß er sich zu einer gänzlichen Enthaltsamkeit entschloß, bei der er aber erst nach manchem Straucheln beharrte.**)

Forthin scheint Rousseau größtenteils jenes Verfahren nach diesen richtigen Grundsätzen betrachtet zu haben, ob er es gleich mit mancherlei Scheingründen zu entschuldigen sucht. Jener Ausspruch, daß man für eine so schwere Vernachlässigung seiner Pflichten nie Trost finde, scheint ganz an ihm wahr geworden zu sein. Im Jahre 1769 wünscht er einem Freund Glück zu seinem Sohn: „Wie glücklich sind Sie, sich die Vaterfreuden um sich herum vervielfältigen zu sehen. Ich sage es Ihnen aus dem Grund meines Herzens: wer das Glück hat so teure Pflichten erfüllen zu können, findet in sich die wahrsten Vergnügungen auf der Welt und die süßesten Tröstungen im Unglück. Glücklich, wer seine Kinder unter seinen Augen erziehen kann! Ich beklage einen Hausvater, der genötigt ist, das Glück in der Ferne zu suchen: denn er hat die Quelle des wahren Glücks bei sich.“***) Noch ehrlicher gesteht er sein Vergehen, wenn er es gleich zu beschönigen sucht, indem er sein Unglück in dem Brief an eine Freundin beklagt: „Bedauern Sie diejenigen, die ein eisernes Schicksal der Freude an ihren Kindern beraubt. Beklagen Sie sie, wenn sie nur unglücklich sind; beklagen Sie sie noch mehr, wenn sie straf-

*) Emil, L. 1 p. 39 Genf.
**) Conf. 4, 355.
***) L. à M. L. C. D. L. Monquin 10. Oktober 1769.

bar sind. Was mich betrifft, man wird nie sehen, daß ich die Wahrheit übertrete und meine Maximen meiner Aufführung anpasse; nie wird man mich die heiligen Gesetze der Natur und Pflicht verfälschen sehen, um meine Fehler zu verringern. Ich will sie lieber abbüßen als entschuldigen. Wenn meine Vernunft mir sagt, daß ich in meiner Lage getan habe, was ich habe tun müssen, so glaube ich ihr weniger als meinem Herzen, welches seufzt und jene widerlegt. Verdammen Sie mich daher, Madame, aber hören Sie mich. Sie werden in mir einen Freund der Wahrheit sogar in seinen Fehlern finden, der sich nicht scheut, das Andenken derselben zurück zu rufen, wenn etwas Gutes daraus entspringen kann. Dennoch danke ich dem Himmel, daß er nur mich mit der Bitterkeit meines Lebens getränkt und meine Kinder davor bewahrt hat. Ich will lieber, daß sie in der Dunkelheit leben, ohne mich zu kennen, als sie in meinem Unglück von der verräterischen Freigebigkeit meiner Feinde, die sie verführen würden, ihren Vater zu hassen und vielleicht zu verraten, niedrig genährt zu sehen; und ich will hundertmal lieber der unglückliche Vater sein, der seine Pflicht aus Schwäche vernachlässigte und der seinen Fehler beweint, als der verräterische Freund*) etc. etc. Noch ein Dokument seiner Denkungsart über diese Angelegenheit befindet sich in einem Brief an St. Germain: „Das Beispiel, die Notwendigkeit, die Ehre derjenigen, die mir teuer war, andere mächtige Gründe ließen mich meine Kinder der hierzu bestimmten Einrichtung anvertrauen und hinderten mich, selbst die erste und heiligste Pflicht der Natur zu erfüllen. Ich klage mich deshalb selbst an und, wenn meine Vernunft mir sagt, daß ich in meiner Lage getan, was ich habe tun müssen, so glaube ich ihr hierin weniger als meinem Herzen,

*) L. à Madame B. Monquin 17. Janvier 1770.

welches der Vernunft widerspricht. Mein Fehler war groß, unverzeihlich, aber es war der einzige, und ich habe ihn abgebüßt. Die Vorsehung hat für meine Kinder selbst durch das Vergehen ihres Vaters gesorgt. Was wäre aus ihnen in meinem Unglück geworden? Jetzt werden sie Handwerker oder Bauern sein, werden in der Dunkelheit ihre Tage in Ruhe verleben etc.'*)

Um diese Zeit vollendete Rousseau die letzte Hälfte seiner „Bekenntnisse," in welchen er die Geschichte der Aussetzung seiner Kinder ohne alle Umschweife nebst seinen Gründen erzählt. In der Hauptstelle**) scheint ein Stück seiner Rechtfertigung weggelassen zu sein. Denn, als er einst einer Gesellschaft die Bekenntnisse vorlas und bei jener Stelle auf jedem Gesicht den Ausdruck der Mißbilligung bemerkte, riß er sogleich ein paar Blätter aus seiner Handschrift***), an deren Stelle folgende Worte gesetzt zu sein scheinen: „Wollte ich meine Gründe sagen, so würde ich zu viel sagen. Da diese Gründe mich haben verleiten können, so könnten sie andere vielleicht auch verleiten. Ich will junge Leute, die mich lesen nicht der Gefahr aussetzen, sich von dem nämlichen Irrtum täuschen zu lassen". Indeß führt Rousseau mehrere seiner Gründe an und deutet sogar als die triftigste Ursache, die Rücksicht auf die Frau le Vasseur und ihre Familie an, deren Ausführung doch wohl nicht verführerischer für die Jugend sein konnte, als seine übrigen spitzfindigen Gründe, die er hat stehen lassen. Namentlich äußert er hier noch das menschenfeindliche Urteil, seine Kinder würden, wenn er sie der Frau von Epinay oder der Frau von Luxemburg, die sich ihrer in der Folge annehmen wollten, übergeben hätte, statt zu ehrlichen Leuten gebildet zu werden, angeleitet

*) 26. Februar 1770 C. 7 p. 352 du Peyr.
**) 3, 245.
***) Campe S. 289 f.

worden sein, ihre Eltern zu hassen oder gar zu hintergehen! Indem er auch in den Bekenntnissen seinen sträflichen Irrtum eingesteht und, im Widerspruch der Vernunft mit dem Herzen, dem letzteren beitritt, sucht er doch bei seinem vorigen Benehmen die Güte seiner Absichten und seines Charakters zu rechtfertigen. Er kann selbst nicht begreifen, wie jener hohe Sinn für alles Schöne, Edle und Gute, jenes Herz voll Liebe und Freundschaft, jener Haß gegen das Böse sich mit einem Charakter vereinigen lasse, der die süßesten der Pflichten gegen bessere Überzeugungen mit Füßen trete: aber er vergißt, wie leicht auch liebenswürdige, wohlwollende und zärtliche Gemüter durch entgegengesetzte Antriebe der Sinnlichkeit sich der Stimme ihres edleren Genius zum Trotz im Gedränge der Leidenschaft zum Abfall von ihrer Pflicht verleiten lassen!

Die spätesten Äußerungen Rousseaus über die Aussetzung seiner Kinder finden sich im neunten Spaziergang: es sind aber fast dieselben, die er so oft wiederholt. Man habe seiner Handlung die Wendung gegeben, als sei er ein unnatürlicher Vater und Kinderfeind.*) Dennoch habe ihn vorzüglich die

*) Burke, der, um den Einfluß Rousseaus auf die Revolution in Frankreich zu verkleinern und zu verhöhnen, den Verfasser des Contrat social ganz vergißt, und nur an den Verfasser der Heloise und der Bekenntnisse denkt, die nichts mit dem Staat zu tun haben, schildert Rousseaus Benehmen zu seinen Kindern, und seinen literarischen sowohl als philosophischen Charakter, in: A Lettre to a Member of the National Assembly. 1791 in einem sehr freimütigen, aber freilich einige Antipathie verratenden Tone. Als eine literarische Neuigkeit für uns, teile ich die Resultate daraus mit. Er nennt Rousseau den großen Lehrer und Erfinder der Philosophie der Eitelkeit, der keinem anderen Grundsatz als der Eitelkeit Einfluß auf seinen Verstand und sein Herz gelassen. Diese ungeordnete, exzentrische Eitelkeit, habe ihn bis zum Wahnsinn besessen und ihn sogar angetrieben, ein törichtes Bekenntnis seiner Torheiten und Laster bekannt zu machen. „Dieser moralische Held, sagt er S. 38, erschöpfte seine Rhetorik unaufhörlich in beredten Ausdrücken des allgemeinen Wohlwollens, während sein Herz un-

Furcht zu diesem Schritt bestimmt, daß ihr Schicksal auf jedem anderen Weg tausendmal schlimmer sein würde. Außerstande, sie selbst zu bilden, würde er sie einer Mutter haben überlassen müssen, die sie verzogen, und einer Familie, die Ungeheuer aus ihnen gemacht hätte. Er habe zwar diesen verabscheuungswürdigen Plan erst hinterher recht eingesehen, aber er habe schon vorher gewußt, daß die Erziehung des Findelhauses die am wenigsten gefährliche für sie sein würde und darum habe

---

fähig war, nur einen Funken einer väterlichen Zuneigung zu beherbergen. Indem er eine ungesellige Unabhängigkeit annahm, schlug er die gerechte Belohnung für das Verdienst, und den Tribut aus, den der Reichtum dem Genie darbringt und, welcher den Geber eben so sehr ehrt als den Empfänger, und dann klagt er seine Armut als eine Entschuldigung für sein Verbrechen an. Er zerschmilzt vor Zärtlichkeit bei der entferntesten Veranlassung, und dann wirft der grausame, niedrig denkende und hartherzige Vater, ohne ein natürliches Gefühl, die Früchte seiner ekelhaften Liebe, wie Unrat, von sich, und sendet seine Kinder ins Findelhaus. Die Bären lieben, lecken und bilden ihre Jungen, aber die Bären sind nicht Philosophen. Eitelkeit findet indeß ihre Rechnung darin, den Gang unsrer natürlichen Gefühle umzukehren. Tausende bewundern den sentimentalen Schriftsteller; der zärtliche Vater ist kaum in seiner Gemeine bekannt." „Ich habe mich oft gewundert, sagt der ganz anders als die Franzosen organisirte Brite S. 41, wie es komme, daß Rousseaus Schriften in Frankreich weit mehr als in England bewundert worden sind. Vielleicht mag ein geheimer Reiz der Sprache Teil daran haben. Wir begreifen und fühlen bis zu einem gewissen Grad bei diesem Schriftsteller einen glänzenden, lebendigen, enthusiastischen Stil; aber wir finden ihn zu gleicher Zeit ungebunden, weitschweifig und nicht im besten Geschmack der Zusammensetzung, indem alle Glieder seines Vortrags gleich schön ausgearbeitet sind und, ohne gehörige Auswahl oder Unterordnung der Teile, gleiche Ausdehnung haben. Er ist im Ganzen zu gedehnt, und seine Manier hat wenig Abwechslung. In jedem seiner Werke sind Bemerkungen, welche eine beträchtliche Einsicht in die menschliche Natur verraten. Aber seine Lehren sind im Ganzen unanwendbar auf das wirkliche Leben und die Sitten. Sie haben das Schicksal aller Paradoxien: cum ventum ad verum est, sensus moresque repugnant."

er sie hingeschickt. „Ich würde es, setzt er mit einer Kaltblütigkeit hinzu, als wenn er von der gleichgiltigsten Sache spräche, noch einmal tun, sogar mit viel weniger Bedenklichkeit, wenn die Veranlassung dazu vorhanden wäre. Dies ist eine Stelle, welche einen von Rousseaus letzten Aufsätzen beschimpft, und auf die Denkungsart eines Greises einen starken Schatten wirft. Zu einiger Entschuldigung mag ihm dienen, daß er sich die Gefahren und die Nachstellungen, denen seine Kinder ausgesetzt waren, in dem Augenblick, da er jene Zeile schrieb, unendlich vergrößert dachte und es für ein gutes Werk hielt, wenn er unter denselben Umständen noch einmal jene Auftritte wiederholen sollte. Aber, jenen Rousseau erkennt man hier nicht mehr, dessen weicheres Herz sich schon so oft gegen diese Tat aufgelehnt, der, was auch immer eine irregeleitete Vernunft ihm einwendete, sich oft mit Wehmut sagte, er habe wesentliche Pflichten vernachlässigt! — Er fährt in demselben Aufsatz fort, sich gegen die Anklage, als sei er ein Kinderhasser, zu rechtfertigen indem er sich auf die „neue Heloise“ und den „Emil“ beruft, die nur von einem Kinderfreund haben geschrieben werden können, und einige Beispiele anführt, wie gern er sich mit Kindern beschäftigt und unterhalten, und wie sehr sie sich bei ihm gefallen haben. So wenig jemand in Abrede stellen wird, daß Rousseau Kinder liebte, so ganz verschieden ist doch die Sache, sich mit Kindern zu seinem Vergnügen und zur Ausspannung bisweilen zu unterhalten und den beständigen Lasten und Mühseligkeiten der Erziehung vom ersten Augenblick des Lebens an sich zu unterziehen! Aber rührend ist folgender Vorfall, durch den Rousseau an seine Kinder erinnert wurde. Auf einem Spaziergang, den er einige Jahre vor seinem Ende durch ein Dorf machte, fühlte er, während er zerstreut und träumend vor sich hin ging, auf einmal seine Kniee umfaßt. Ein kleines Kind drückte sie mit

allen Kräften an sich und sah ihn dabei mit einem so traulichen und liebkosenden Blick an, daß sein Innerstes bewegt wurde. So würden mir meine Kinder begegnet sein, sagte er zu sich selbst, nahm das Kind auf seine Arme, küßte es mehreremale mit einer Art von Entzücken und nachdem er mit ihm geplaudert und ihm ein Geldstück gegeben, ging er mit wehmütigen Empfindungen weg. Freilich lag in jener Empfindung eine Art von Egoismus, aber der verzeihlichste und süßeste, daß ein alter Vater von seinen Kindern mit Zärtlichkeit behandelt zu werden wünscht! Solcher Szenen, in welchen die feineren Saiten des Gefühls in Rousseaus Seele bei Erwähnung seiner Kinder angeschlagen wurden und harmonisch wiedertönten, gab es mehrere in seinem Leben. Jemand, der sich mit ihm über die Geschichte seines Lebens unterhalten hatte, fragte zuletzt auch nach seinen Kindern. Rousseau bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und ein Strom von Tränen war seine sehr bedeutende Antwort!

Es gereicht dem Herzen der Freunde, denen Rousseau die Sorge für das Beste seiner Witwe und für seinen guten Namen empfohlen hatte (Bourgoin 12. Januar 1769) zur Ehre, daß sie die Interessen der 24,000 Liv., welche nach Rousseaus Tod zusammengebracht wurden, Theresen ließen und das Kapital dem Findelhaus zum Ersatz für die Erziehung der Rousseauschen Kinder zu schenken beschlossen: „Dürfen wir nicht hoffen, sagt du Peyrou (Disc. prélim. S. VIII), daß dieses Geschenk durch die Dankbarkeit, die es einflößen möchte, den Tadel schwächen und mit der Zeit den Verweisen ein Ende machen wird, die man ohne Unterlaß auf einen unglücklichen Vater hinsichtlich der von ihm der allgemeinen Menschenliebe anvertrauten Kinder gehäuft hat?“

Zweite Beilage.

Ueber Rousseaus Todesart.



Daß bei Männern, die sich durch ihr Leben vorteilhaft ausgezeichnet haben, besondere Nachfrage nach ihren letzten Stunden und ihrem Tode geschieht, beruht zum Teil auf einer falschen Schätzung der Dinge, hat aber doch mit seinen Grund in dem richtigen Maßstab der Vollkommenheit, nach welchem wir nun den für einen vollendeten Menschen halten, der seinem Charakter bis zu seinem letzten Hauch treu bleibt. Rousseaus Tod hat allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Die Umstände desselben sind von seinen Freunden angeführt worden, um zu zeigen, daß er einem weisen und tugendhaften Leben durch seinen Tod das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt habe. Indeß verbreitete sich bald das Gerücht, er habe seinen Tod beschleunigt, eine höchst strafbare Handlung in dem Urteil seiner Feinde, die aber dem im Leben Unglücklichen nach der Schätzung seiner Freunde die Märtyrerkrone aufsetzte. Aus diesem Gesichtspunkt spricht Neckers geistreiche Tochter in ihren Briefen über Rousseaus Werke und Charakter von Rousseaus Selbsttötung als von einer ausgemachten Sache, ohne seinem Charakter dadurch im geringsten nahe treten zu wollen. Der entscheidende Ton, in dem sie jene Tatsache vorträgt, hat ihr Widerspruch zugezogen, aber sie hat auch einen Verteidiger gefunden, der ihre Sache mit Scharfsinn ge-

führt hat.*) Es würde überflüssig sein, jene genauen Erörterungen zu wiederholen: statt dessen verweile ich bloß bei einigen Punkten, bei denen mir eine Nachlese übrig geblieben ist. Ließen Rousseaus Grundsätze die Selbsttötung zu? Werden wir durch Umstände seines Todes auf die Vermutung geführt, daß er sich selbst das Leben genommen? Sind die für diese Meinung angeführten Zeugen glaubhaft? Diese Fragen sind es, deren Beantwortung auf die Entscheidung von Rousseaus Todesart Einfluß haben kann.

Mehrere von Rousseaus Freunden haben behauptet, die Selbsttötung sei gegen alle seine Grundsätze gewesen und er habe, diesen zufolge, das Ende seines Lebens mit Ergebung in sein Geschick abgewartet. Sogar die neue Heloise sollte dieses durch Milord Eduards Brief beweisen, der St. Preux' Gründe für die eigenmächtige Abkürzung des Lebens mit starken und nachdrucksvollen Ausdrücken niederschlägt. Allein, außerdem, daß Milord nicht unbedingt gegen jede Art der Selbsttötung ist, sie vielmehr unter gewissen Umständen ausdrücklich für erlaubt hält, so könnte der überwiegende Scharfsinn von St. Preux Gründen, die einen für seinen Gegenstand sehr eingenommenen Mann verraten, und die hinreißende Beredsamkeit seines Briefes im Gegenteil die Vermutung erzeugen, daß Rousseau in St. Preux' Person seinem eignen System eine Schutzrede gehalten habe.

Aber wir brauchen uns nicht mit bloßen Mutmaßungen zu begnügen, da sich nicht nur verschiedenes von seinen Ideen über Selbsttötung, sondern auch sein zweimaliger Vorsatz, sich das Leben zu nehmen, aus verschiedenen, noch von niemandem bemerklich gemachten Stellen seiner Briefe deutlich ergibt. Diesen Vorsatz faßte er das erste Mal in Montmorency, als er im Jahre 1761 einen neuen fürchterlichen Anfall

*) Campe Briefe über Paris und von Ramdohr Berl. Mon. S. April 1790. S. 334—359.

seines alten körperlichen Übels auszuhalten hatte. „Es ist um mich geschehen, schrieb er an seinen vertrauten Freund Moultou,*) wir werden uns nicht eher als in der Wohnung der Gerechten wiedersehen. Mein Los ist entschieden; und, wenn es Zeit dazu sein wird, so werde ich ohne Gewissensbisse Milord Eduards Ratschläge der Tugend selbst nehmen können.“ Und welches waren diese Ratschläge der Tugend, die Rousseau dem Milord geliehen hatte und jetzt sich wieder zu eigen machte? „Weil die meisten unserer physischen Übel, sagt Eduard,**) nur ohne Aufhören zunehmen, so können die heftigen Körperschmerzen, wenn sie unheilbar sind, einen Menschen berechtigen, über sich zu gebieten: denn, da alle seine Seelenkräfte durch den Schmerz betäubt sind, und das Übel nicht zu heilen ist, so hat er weder den Gebrauch seines Willens noch seiner Vernunft mehr; er hört auf, ein Mensch zu sein, ehe er stirbt, und er tut nichts, indem er sich das Leben raubt, als vollends einen Körper zu verlassen, der ihm hinderlich ist und in welchem seine Seele nicht mehr wohnt.“ So bald er wieder Linderung fühlte, scheint die Liebe zum Leben wieder die Oberhand über jene schwarzen Vorstellungen gewonnen zu haben. Aber zwei Jahre darauf kam der alte Anfall wieder und mit ihm der vorige Entschluß, zu sterben. „Ich gestehe, schreibt er an Moultou,***) daß ich in gewissen Augenblicken sehr eines Trostes bedürfte. Ein Raub der Schmerzen, ohne Erleichterung und ohne Hülfe, bin ich mehr als irgend ein Mensch jemals gewesen in dem Fall der Ausnahme, die Milord Eduard in seiner Antwort an St. Preux macht. Indes fasse ich mich in Geduld.“ Noch nicht ganz mit sich wegen dieses Vorhabens

*) 23. Dezember 1761 5 p. 403 du Peyr.

**) Heloise 3, 22 p. 428 Genf 12.

***) Motiers 1. August 1763 C. 6 p. 176.

einig, erklärte er sich wahrscheinlich in denselben Tagen ausführlicher darüber gegen Herrn Duclos, einem seiner ältesten Freunde:*) „Mein physischer Zustand hat sich so verschlimmert und festgesetzt, daß meine Schmerzen ohne Linderung und ohne Hülfe mich vollkommen in den Fall der Ausnahme setzen, die Milord Eduard bezeichnet, indem er St. Preux antwortet; Usque adeone mori miserum est? Ich weiß noch nicht, welchen Ausweg ich ergreifen werde: wenn ich aber einen ergreife, so wird dieses so spät geschehen, als mir möglich sein wird; und zwar eben so sehr ohne Ungeduld und Verzweiflung, als ohne Furcht und Gewissensbisse. Wenn meine Fehler mich erschrecken, so flößt mir mein Herz wieder Mut ein. Ich würde mit weniger Zuversicht das Leben verlassen, wenn ich einen bessern Menschen kennte als ich bin; aber ich habe sie wohl gesehen, wohl erprüft, und oft auf meine Kosten. Wenn es ein unveränderliches Glück für ein Wesen meiner Gattung gibt, so bin ich meinetwegen nicht bange. Ich kenne nur einen Wechsel, und der beruhigt mich: nichts zu sein oder glücklich zu sein!“

Auffallend ist es, daß sich Rousseau dieser Grundsätze und Entschlüsse ungeachtet mehrere Jahre darauf unbedingt gegen die Selbsttötung erklärt. Er machte im August 1769 mit einigen Gesellschaften eine botanische Reise und schrieb darüber folgendes an seine Frau: „Ich werde eine Reise machen, die weder lang noch sehr gefährlich sein wird: indes die Natur gebietet über uns in dem Augenblick, wo wir's oft am wenigsten denken. Sie kennen zu gut meine wahre Denkungsart, um zu fürchten, daß, bis zu welchem Grad meine Leiden auch steigen mögen, ich glauben sollte, über mein Leben gebieten zu dürfen vor dem Ziel, welches die Natur oder die Menschen

*) T. 6 p. 175. Das Datum dieses nicht übergebenen Briefes fehlte: der Herausgeber hat aber nach Vermutung den 1. August 1763 beigesetzt.

bezeichnen werden. Wenn irgend ein Zufall meine Laufbahn endigen sollte, so können Sie versichert sein, daß, was man auch davon sagen könnte, mein Wille nicht den geringsten Anteil daran wird gehabt haben." *) Rousseau muß doch seine Ursachen gehabt haben, warum er sich im Falle eines eintretenden Todes gegen ein mögliches Gerücht verwahrt, als werde er selbst Hand an sich gelegt haben. War vielleicht etwas von seinen esoterischen Meinungen seiner Therese bekannt geworden, oder hatte sie von einem jener Briefe gehört, daß er sich gedrungen fühlt, sie seinetwegen zu beruhigen? Daß er seine ehemaligen Grundsätze nicht aufgegeben, schließe ich aus späteren Äußerungen. die ich nachher anführen werde: aber vielleicht versteckt er auch nur mit einem frommen und gutgemeinten Betrug seine wahre Meinung hinter scheinbar rechtgläubigen Ausdrücken; vielleicht rechnete er dieses Benehmen unter die unschuldigen Täuschungen, die sich auch der wahrheitliebende und gerechte Mensch nach seinem System über Wahrheit und Lügen**) erlauben darf. Er sagt, er glaube nicht über sein Leben gebieten zu dürfen, bis zu welchem Grad seine Leiden auch steigen mögen. Verstand er vielleicht blos die Seelenleiden darunter, und behielt sich die Freiheit bei körperlichen Schmerzen nach Eduards Grundsätzen vor? Er glaubt nicht über sein Leben gebieten zu dürfen vor dem Ziel, welches die Natur bezeichnet. Allein unerträgliche Schmerzen sind nach St. Preux das Zeichen, welches uns die Natur gibt, den Körper zu verlassen. Er versichert, daß, was man immer von seinem Tod sagen möge, sein Wille keinen Anteil daran werde genommen haben. Aber, sagt Milord, wenn alle Seelenkräfte von Körperschmerz überwältigt sind, so hat man weder den Gebrauch der Vernunft noch des

*) à Madame Rousseau Monquin 12. August 1769 C. 7 p. 317.
**) Rêveries, Promenade 4.

Willens mehr und man tut nichts als einen Körper verlassen, dem die Seele unnütz, und welcher der Seele hinderlich ist.

Auch Schande und Entehrung ist nach Rousseaus Begriffen für den edel denkenden Menschen ein zureichender Grund, zu sterben. Ein preußischer Major, den der König bei der Musterung geschlagen hatte, schoß sich vor des Königs Augen eine Pistole vor den Kopf. Rousseau hält diese Tat für edel. „Aber, setzt er hinzu,*) ein Tugendhafter, ein Gläubiger könnte sich ein Gewissen daraus machen, über sein Leben zu gebieten, ohne sich dennoch entschließen zu können, seine Schande zu überleben, da der Verlust der Ehre bürgerliche Übel nach sich zieht, die hundertmal schlimmer als der Tod sind. Über dieses Kapitel von der Ehre läßt uns die Unvollkommenheit der Gesetze allzeit im Stande der Natur. Die Ehre eines Menschen kann keinen wahren Verteidiger, noch einen wahren Rächer als ihn selbst haben, weit entfernt, daß hier Nachsicht, die in jedem andern Fall die Tugend vorschreibt, erlaubt sei, ist sie vielmehr verboten, und seine Entehrung ungerochen lassen, heißt darin einwilligen.“ Auf denselben Gegenstand kommt er in einem Brief an Jemand, der sich wegen Mangels das Leben nehmen wollte,**) zurück: „Nie hat Mangel hingereicht, einen vernünftigen Menschen allein zu bestimmen, sich das Leben zu nehmen. Das ärgste, was aus Mangel entstehen kann, ist, den Hungertod zu sterben, und man gewinnt nicht viel, wenn man sich umbringt, um dem Tod zu entgehen. Dennoch gibt es Fälle, wo das Elend schrecklich, unerträglich ist, aber es gibt andre, wo es minder hart zu tragen ist. Aber Schande . . ., ich gestehe, der Tod ist dieser vorzuziehen; aber man muß versichert sein, daß die Beschimpfung reell ist. Ein ungerechter

*) Lettre à M. L'A. M. Monquin 14. März 1770.

**) L. à M. Paris 24. November 1770.

und harter Mensch verfolgt euch; er droht, eure Freiheit anzugreifen. Er soll seine Drohung vollenden, werdet ihr dadurch entehrt sein? Entehren Fesseln den Unschuldigen? Starb Sokrates in Schande? — Wenn es einen Fall gibt, wo der Mensch das Recht hat, sich des Lebens zu entledigen, so ist dieses bei unerträglichen und unheilbaren Übeln, aber nicht bei einer harten, doch vorübergehenden Lage, noch bei Leiden, die ein besseres Schicksal morgen endigen kann."

Daß Rousseau der Selbsttötung unter gewissen Umständen das Wort geredet, und sogar, für sich davon Gebrauch zu machen, einigemale beschlossen habe, ist aus dem obigen klar. Ob aber sein letzter Schritt aus dem Leben wirklich eine Folge jener Grundsätze und Entschließungen war oder ob er seinen Tod ganz passiv ankommen sah, möchte aus den ihn begleitenden Umständen schwerlich festzustellen sein. Sie sind alle von der Art, daß sie nichts Ungewöhnliches oder Außerordentliches ankündigen, wie man aus einigen Umständen, die ich in Erwägung ziehen will, einsehen wird. Einige Tage vor seinem Ende saß Rousseau mehrere Stunden hintereinander am Ufer des Wassers, wie es schien, in tiefe Gedanken versunken. Allein, dies darf Niemanden befremden, der weiß, wie sehr Rousseau es liebte, sich an dem Anblick eines Flusses oder See's zu ergötzen, stundenlang mit unverwandten Augen hinein zu sehen und sich durch dieses Schauspiel für Auge und Ohr in sanfte Träume einwiegen zu lassen. So erzählt er z. B. in den „Spaziergängen", er habe sich gern des Abends an das Ufer des Bieler Sees gesetzt, um sich seinen Schwärmereien zu überlassen, bei denen ihn oft die Nacht überraschte, weil er sich nicht ohne Anstrengung davon trennen konnte. Am Tage vor seinem Tod empfand er Kolikschmerzen, eines seiner gewöhnlichen Leiden. Am folgenden Morgen fühlte er nach einem Spaziergang ein plötzliches Übelsein von besondrer Art,

das ihm seinen nahen und gewissen Tod anzukündigen schien. Auch diese Ahnung ist nichts Ungewöhnliches bei einem Menschen von seinem Gefühl und seinen reizbaren Nerven, und die Geschichte weist Beispiele genug von Leuten auf, die nicht nur bei dem ersten Überfall der Krankheit den Todesboten erkannten, sondern auch Tag und Stunde ihres Verscheidens vorher verkündigten Am wenigsten darf dieses Vorgefühl bei einem Manne befremden, der sich dadurch, daß er sein ganzes Leben mit einem siechen Körper zu kämpfen hatte, eine Fertigkeit erworben haben konnte, die Art einer Krankheit und den Grad der Gefahr zu beurteilen. Die Ruhe und Heiterkeit des Geistes, mit welcher er starb, machte seinem Geist und seinem Herzen Ehre, wenn man gleich in den Erzählungen von seinen letzten Reden die fremde Hand des Freundes, der sie nach seiner Art einkleidete, wahrnehmen kann. Rousseaus Gebete waren mehr ein sprachloses Entzücken über die Natur und ihren großen Urheber, höchstens ein Seufzer, ein Laut des Dankes, ein Blick gen Himmel, der aber freilich redend genug war, um von seiner Frau oder seinen Freunden in die Sprache übersetzt zu werden, in welcher er auf uns gekommen ist. Dieser Seelenfriede indeß, mit welchem Rousseau einschlief, beweist keineswegs, daß er eines natürlichen Todes gestorben. Bei seiner Überzeugung, daß er das Recht habe, seine körperlichen Leiden abzukürzen, konnte er ohne Gewissensangst sich den Tod geben. Als er in seiner Jugend bei Frau von Warens einmal in einem sehr elenden Zustand war, fand er Nachts in einer einsamen Unterhaltung seiner Wohltäterin Trost und Erleichterung. Er schlief mit Frieden im Herzen und mit Ergebung in den Willen der Vorsehung ein. „Wollte Gott, ruft er in den „Bekenntnissen“ mit Beziehung auf jene Nacht aus, daß, nach so vielen Gründen, das Leben zu hassen, und nach so vielen Stürmen der Tod, der es endigen wird, mir ebensowenig

schrecklich sein möge, als er es mir in jenem Augenblick gewesen wäre!" Dieser Wunsch seines Herzens ist erhört worden!

Wenn aus den Umständen seines Todes kein sicherer Schluß für oder wider die herrschende Meinung abgeleitet werden kann, so wollen wir nur noch die Frage von dem Wert der Zeugen berühren, die für die Meinung, daß er sich selbst getötet habe, angeführt werden. Frau von Staël beruft sich zuerst auf einen Sekretär ihres Vaters aus Genf, der zwanzig Jahre mit Rousseau Umgang gehabt und von ihm kurze Zeit vor seinem Tod einen Brief erhalten habe, welcher den Vorsatz, sich das Leben zu nehmen, anzukündigen schien. Dieser Genfer ist gewiß kein andrer als Hr. Coindet, Commis des Handelshauses Thelusson und Necker, der mit Rousseau schon in der Einsiedelei Bekanntschaft machte, ihn hernach in Montmorency häufig besuchte, die Zeichnungen zu der Heloise anfertigte und sich überhaupt von Rousseau zu allerhand Aufträgen brauchen ließ. Er wird in den „Bekenntnissen" öfters erwähnt, aber immer als ein zudringlicher, schlauer, sich einschmeichelnder, dienstfertiger und doch hinterlistiger Mensch, der es mit Rousseau nicht aufrichtig zu meinen schien.*) Diese Urteile müssen, solange wir Herrn Coindet nicht näher kennen lernen oder Rousseaus Brief an ihn erhalten, ein Vorurteil gegen sein Zeugnis geben, zumal, da wir ihn auch als einen Verleumder aus den Briefen der Frau von Staël kennen, die auf sein Wort erzählt, Therese habe nicht eher geruht, bis sie Rousseau bewogen, seine Kinder ins Findelhaus zu schicken!

Wichtiger ist das Zeugnis des Herrn Moultou in Genf, der der Frau von Staël dasselbe versicherte und durch Vorzeigung eines Rousseauschen Briefes, worin er seinen Freund zum Vertrauten seiner letzten Gedanken gemacht hatte, das Gerücht von Rousseaus freiwilligem Tod bestätigte. Moultou ist

*) Confess. 4, 99. 155. 169. Genf.



ein Zeuge, gegen den ich nichts einzuwenden weiß. Er hat Rousseau im Leben viele Freundschaft bezeigt und, wenn auch dieser bisweilen in der Laune des Mißmuts und Argwohns, einen Funken von Mißtrauen gegen seinen Freund gefaßt hat, so gibt er ihm doch selbst in den „Bekenntnissen“ das Zeugnis, daß er ihn als den Verteidiger seines Andenkens und als seinen Rächer betrachte, und sein vertrauter Briefwechsel mit Moultou sowohl, als die Übergabe der „Bekenntnisse“ in dessen Hände, beweisen, wie hoch er ihn geschätzt hat. Moultou hat sich dagegen solange er lebte als einen enthusiastischen Verehrer und Verteidiger Rousseaus bewiesen, der unfähig gewesen wäre, etwas Unwahres zum Nachteil seines verewigten Freundes auszustreuen. Jene zwei Briefe, in welchen Rousseau schon mehrere Jahre vorher Herrn Moultou sein geheimes Vorhaben, zu sterben, entdeckte, vermehren die Wahrscheinlichkeit, daß sich Rousseau diesem Freund wieder mitgeteilt haben werde, als er jenen alten Vorsatz erneuerte. Solange freilich, als jene Briefe Rousseaus, auf die man sich beruft, nicht zur Bestätigung der Wahrheit jener Zeugen ans Licht gezogen werden, kann man nicht über die Wahrscheinlichkeit hinausgehen; aber es hieß Frau von Staël eines garzugroßen Leichtsinns beschuldigen, wollte man voraussetzen, sie habe jene Briefe, die sie für sich anführt, falsch gelesen und die mündlichen Aussagen zweier Männer falsch gehört. Befremdlich muß allerdings auch das Stillschweigen eines du Peyrou und Moultou über die Umstände seines Todes sein, die durch die öffentliche Behauptung, daß Rousseau sich das Leben genommen zum Widerspruch berufen und verpflichtet waren, wenn sie sich vom Gegenteil überzeugt hielten.

Allein angenommen, Rousseau habe sein Lebensziel beschleunigt; warum sollte er gerade damals, wo er sich in einer wie es scheint ziemlich günstigen Lage befand, diesen Streich ausgeführt haben? Alle Übel, die Rousseaus Geist trafen, be-

schäftigten mehr seine Einbildungskraft, als daß sie sein Herz verwundeten: allenfalls streiften sie dasselbe. Schwerlich trieben ihn wirkliche Seelenleiden bis zur Selbsttötung. Überdies war er in Ermenonville von allem, was ihn an die Vergangenheit mahnen konnte, isoliert: er genoß die Liebe und das Wohlwollen des Herrn und der Frau von Girardin; liebte deren Kinder und ward von ihnen geliebt; er wurde von den Landleuten der Gegend wert gehalten und besaß noch einige Freunde! Immerhin möchte es also eine Sonderbarkeit mehr sein, daß Rousseau, nachdem er so viele Trübsale glücklich überstanden, einen ruhigeren Zustand gleichsam zur Ausführung seines letzten Unternehmens ausersah, um sich bei einem so wichtigen Schritt nicht zu übereilen oder von der Leidenschaft hinreißen zu lassen. Aber, wenn er seinen Grundsätzen nicht abtrünnig wurde, so erlaubte ihm nur das Übermaß des Körperschmerzes, ein Leben zu endigen, welches ein beständiges Kranksein war; Seelenleiden lassen dem Geist immer noch in gewissem Maße seine Freiheit und Tätigkeit, aber der vom Schmerz des Körpers in schrecklichen Banden gehaltene Geist schmachtet unter seiner schimpflichen Sklaverei, fühlt sich zum freien Aufstreben seiner Kraft und zu allem Guten untüchtig und sieht alle seine Gedanken und Entschließungen vom Gefühl der Leiden verschlungen. — Überhaupt lehrt die Erfahrung, daß Leiden des Körpers und der Seele, anstatt zur Vervollkommnung des Menschen beizutragen, so oft den ganzen Menschen zu einem moralischen Krüppel machen, seine Kraft zu denken und zu handeln, lähmen, einen verschrobenen Verstand hervorbringen und durch überspannte Reizbarkeit sein ganzes Empfindungssystem verstimmen. Wer dieses leugnet, dürfte nur Rousseaus Geschichte studieren, um sich zu überzeugen, daß Widerwärtigkeiten nicht immer eine Schule der Tugend und Vollkommenheit sind. Rousseau hatte so viele Jahre gelitten, mußte so vielfältig die Erfahrung

von den widrigen Einflüssen des körperlichen Übelbefindens auf die Stimmung seines Geistes gemacht haben; jetzt lebte er seit einigen Wochen moralisch glücklicher; vielleicht war auch sein physischer Zustand erträglich: aber vom Unbestand des Glücks überzeugt, sah seine Phantasie in der Gegenwart vielleicht nur Vorboten neuer größerer Leiden, welche zu ertragen er durch einen Augenblick des Glücks gestärkt werden sollte. Es war wenig oder nichts mehr, was ihn auf dieser Erde zurückhalten konnte: er fühlte sich allein und tot für die Welt: seine Therese war nach seinem Tod mit dem, was er nachlassen würde, versorgt und, wenn er gleich nicht von ihrer Untreue überzeugt wurde, wie man gesagt hat, um eine Veranlassung, warum er sich getötet, aufzufinden, so war seine Vereinigung mit ihr doch wohl nicht so zärtlich und fest, daß er nicht dieses Band hätte lösen dürfen. Er glaubte, keine Pflichten zu verletzen, wenn er den Faden des Lebens abriß, und er starb bei einem neuen Anfall seines körperlichen Übels.*)

*) Girtanner läßt in dem Werk über die französische Revolution 2, 125 Rousseau am Schlage sterben und versichert, in Paris nach der a ersorgfältigsten Untersuchung erfahren zu haben, daß das Vorgeben der Frau von Staël über Rousseaus Todesart unbegründet sei und daß sie, um ihrem Vater zu gefallen, welcher als ein eifriger Orthodoxer alle Philosophen hasse und mit Rousseau in beständiger Feindschaft gelebt habe, ihre Briefe über Rousseau herausgegeben. Ich weiß nicht, wieviel Girtanners eigene Orthodoxie Anteil an dieser Behauptung und Insinuation haben mag. Es gehört aber, was den Zweck jener Briefe betrifft, ein ganz eigener Scharfsinn dazu, um in einer solchen Lobschrift einer so warmen Verehrerin Rousseaus Spuren einer Absicht zu finden, die der Girtannerschen Hypothese ähnlich sähe. Das Resultat jener Untersuchungen über Rousseaus Todesart kann uns nicht befriedigen, wenn nicht der Beweis selbst strenge geführt, solche Zeugen gegen deren Wahrheitsliebe, auch auf Kosten der Freundschaft nichts einzuwenden ist, beigebracht und die Gründe für die Wahrscheinlichkeit der entgegengesetzten Meinung umgestoßen werden.

Ueber
den Geist und die Geschichte
der
Rousseau'schen Bekenntnisse.



Gebt mir den Künstler mit allen
seinen Fehlern, und vertilgt
mir seine Eigenheit nicht.

Sturz.



Rousseau hat der Nachwelt ein Bekenntnis, nicht sowohl seiner Handlungen als seines Charakters, hinterlassen, dessen Freimütigkeit und Kühnheit Bewunderung verdient und hervorgebracht hat. Zwar ist sein Werk weder das erste noch das einzige in seiner Art, aber es kann dennoch für einzig angesehen werden, da keiner, weder seiner Vorgänger noch seiner Nachfolger, die Aufrichtigkeit seiner Berichte so weit als er getrieben hat. Augustinus, von seinem reuigen und zerknirschten Gewissen getrieben, stellte zuerst die Torheiten seiner Kinderjahre, die Laster und Wollüste seiner Jugend und die Geschichte seiner Bekehrung, in einer Beichte an Gott, der Welt zum Beispiel und zur Warnung auf. Petrarka schrieb seine drei Gespräche von der Verachtung der Welt oder vom Kampf der Leidenschaften in ihm nieder, nicht, wie er versichert, um des Ruhmes willen, oder für andere, sondern um die süße Empfindung, die sich ihm während dieses idealischen Gesprächs aufdrang, durch Wiederlesen desselben zurückzurufen. Er entdeckt aufrichtig die Fehler seiner Natur, die Heftigkeit seiner

Leidenschaften; selbst seine Verirrungen verschweigt er nicht, ob er gleich die Gegenstände verschleiert, welche auszumalen der Anstand verbietet. Freier als er, und mit einem weniger zarten und engen Gewissen, aber nicht ohne Anmaßung und Eitelkeit, schildert sich Montaigne in seinen Versuchen von allen möglichen Seiten. Wenn die Unbefangenheit und Freimütigkeit, womit er seine Verirrungen und die Ausschweifungen seiner Sinnlichkeit erzählt, unsre Sitten beleidigt, so versöhnt uns die Ehrlichkeit seiner Geständnisse und die Feinheit seines Beobachtungsgeistes mit ihm. Es ist wahr, was Rousseau*) von ihm urteilt, daß er schrieb, um von andern gelesen zu werden, und daß er sich nur diejenigen Fehler zuzuschreiben scheint, die man leicht verzeiht, oder welche gar auf liebenswürdige Eigenschaften schließen lassen.**) Wer kennt nicht die jüngeren Bekenntnisse und Tagebücher unsrer Haller, Lavater, Moritze und anderer, deren Eigenheiten zu entwickeln hier nicht der Ort ist! Wer nur die genannten Bekenntnisse unter einander vergleicht, wird den ganz verschiedenen Charakter derselben bemerken und Herders Versuch, sie unter bestimmte Klassen zu bringen, billigen.***) Ich begnüge mich zu meinem Zweck mit einer allgemeinen Einteilung der Bekenntnisse in historische, welche nur die Handlungen der Menschen schildern, und in psychologische, welche die Quelle jener aufsuchen und mehr den innern Menschen, mit seinen Neigungen und Gesinnungen, zum Gegenstand haben. RousseausBekenntnisse behaupten unstreitig die erste Stelle unter den psychologischen, oder, wenn man Herders Ausdruck vorzieht, menschlich philosophischen Konfessionen.

---

*) Rêver, 1. p. 219 f.

**) Konfess. 4, 129. Genf.

***) Herders Briefe, e. Anhang zu Müllers Bekenntnissen merkwürdiger Männer, B. 1.

Er selbst versichert, etwas unternommen zu haben, davon man kein Beispiel gehört und das keine Nachahmer finden werde. Er wolle einen Menschen ganz in der Wahrheit der Natur zeigen, und dieser werde Er sein! In der Tat hat keiner von allen den angeführten Männern sich so nackt dem Auge gezeigt. Sie haben im allgemeinen ihre Torheiten, ihre Mängel und Fehltritte eingestanden, sie haben auch wohl einzelne Beispiele davon erzählt; aber man kann dreist behaupten, daß keiner in dem Grade ein Verräter an den Geheimnissen seines Geistes und Herzens geworden ist, als Er. Wenn er gerade um dieser zu weit getriebenen Ehrlichkeit willen sich Tadel zugezogen hat oder durch eine zu anschauliche Darstellung sinnlicher Szenen den Sinn des Schönen zuweilen beleidigt, so muß man so billig sein, dagegen die Selbstverleugnung in Anschlag zu bringen, welche die ins einzelne gehende Erzählung von Menschlichkeiten und Fehlern kosten mußte! Es setzt weit mehr Überwindung seiner Selbstliebe voraus, eine einzelne Geschichte einer Verirrung mit allen Umständen zu erzählen, als das allgemeine Bekenntnis, man sei diesem oder jenem Laster ergeben, abzulegen. Noch mehr: der Mensch hat einen sonderbaren Maßstab, sich und andere zu beurteilen; er errötet selbst oder tadelt andere, mehr wegen des Lächerlichen und Abgeschmackten, als wegen des Strafbaren. Man will lieber für einen klugen Wüstling, als für einen schwachköpfigen Heiligen gehalten sein. Auch Rousseau versichert, daß ihm das Geständnis von lächerlichen und kindischen Sprüngen seiner Einbildungskraft die meiste Überwindung gekostet: daß, nachdem er diesen peinlichsten Schritt mit aller Aufrichtigkeit getan, ihn in dem Lauf seiner Bekenntnisse nichts mehr aufhalten könne!

Man kommt aber in etwas von Rousseaus Bewunderung zurück, wenn man die Umstände in Erwägung zieht, unter welchen er seine Bekenntnisse schrieb. Nicht eigner Drang und

Antrieb seines Herzens erzeugten in ihm den Vorsatz, sein eigner Biograph zu werden; weder das Bedürfnis, sich selbst Rechenschaft von seinem Lebenswandel abzulegen, noch der Wunsch, durch sein Beispiel zu nützen, zu belehren, zu warnen, führten ihm die Feder. Die erste Veranlassung zu seinem Werk gab eine bloße Buchhändlerspekulation des Herrn Rey in Holland, der zu wiederholten Malen in seinen Freund drang, die Geschichte seines Lebens zu schreiben.*) Die Menge von schriftstellerischen Arbeiten, die neue Heloise, der Emil, der Brief an d'Alembert usw. hatten ihn bisher zu sehr beschäftigt, als daß er für dieses Unternehmen hätte Muße finden sollen. Erst im Jahre 1758, als er in einem kleinen Landhaus von Mont-Louis bei Montmorency blos sich und seiner Muße zu leben beschloß, hoffte er, die Ausführung von Reys Vorschlag würde die lange Weile aus seiner Einsamkeit verbannen, ohne ihn zu verführen, noch bei seinem Leben etwas davon drucken zu lassen. Was seiner Lebensgeschichte bis dahin an Wichtigkeit der Tatsachen abging, glaubte er durch eine unerhörte Freimütigkeit und beispiellose Wahrheit ersetzen zu können, mit welcher er einen Menschen schildern wollte, ganz wie er in seinem Innern wäre. Die Bedenklichkeit, daß sich der Schriftsteller, insonderheit der Geschichtsschreiber, bei einem dürftigen Stoff leicht zur Verschönerung und Ausschmückung der Tatsachen auf Kosten der Wahrheit verführen lasse, dürfte auch bei Rousseau einigermaßen zutreffen. Es ist kaum zu verkennen, daß er, ohne der historischen Treue im ganzen oder in wichtigen Dingen Abbruch zu tun, mit der verschönernden Hand des Künstlers das Gemeine seines Stoffes hie und da durch künstliche Verbindung und Anordnung der Partien zu heben und durch die in das Einzelne gehenden Schilderungen

---

*) 4, 129.

des Romanes seines Lebens, wie er wohl genannt werden mag, dem Ganzen einen höhern Grad von ästhetischer Vollkommenheit zu geben gestrebt hat.

Rousseau hatte schon damals, als ihm der Gedanke kam, sein Leben zu schreiben, und noch weit mehr in der Folge, triftige Gründe, frei und offen über sich zu sprechen, die abermals weniger in seinem Charakter, als in seiner sonderbaren Lage gegründet waren. Offen und treuherzig gegen seine Freunde bis zur Unvorsichtigkeit, hatte er, zumal in seinen glücklicheren Jahren, ihnen häufig sein Herz ausgeschüttet, und sie schienen seine Beichte zu mißbrauchen. Jetzt, da der Name, welchen er erworben, aller Aufmerksamkeit auf ihn richtete und er seine Handlungen weder dem spähenden Blick seiner Neider, noch der aus edleren Absichten entspringenden Beobachtung seiner Verehrer zu entziehen vermochte; jetzt war es die klügste Partie, die Rousseau nehmen konnte, jedermann, gleich jenem Römer, in sein Haus sehen zu lassen. Dies tat er, indem er seine Bekenntnisse schrieb, überzeugt, daß die nackte Darstellung aller seiner Gesinnungen und Handlungen nebst den damit in Verbindung stehenden Umständen und Triebfedern, anstatt ihm bei den unparteiisch richtenden Nachkommen zu schaden, vielmehr den ausgestreuten hämischen Urteilen seiner Feinde begegnen, und seinem Charakter, wo nicht überall zur Rechtfertigung doch zur Entschuldigung dienen könnte! „Ich wußte, sagt Rousseau,*) daß man mich im Publikum mit Zügen malte, die den meinigen so wenig glichen und mich oft so verunstalteten, daß, ungeachtet des Bösen, wovon ich nichts verschweigen wollte, ich doch dabei gewinnen mußte, wenn ich mich so zeigte, wie ich wirklich war.“

Rousseau hatte nicht die Absicht, seine Bekenntnisse bei

*) 4, 130.

Lebzeiten erscheinen zu lassen. Um sich ganz zu zeigen, wie er war, mußte er zugleich viele andere Personen, deren Geschichte mit der seinigen innigst verwebt war, so darstellen, wie sie waren. Wenn dies die Gerechtigkeit, die er sich selbst schuldig war, zu erfordern schien, so verlangte die Billigkeit gegen andere, daß diese Geschichte erst nach seinem und dem Tode der darin verwickelten Personen ans Licht träte. Dies machte ihn, wie er sagt, dreister, seine Bekenntnisse zu schreiben, über die er nie vor einem Menschen erröten zu müssen glaubte.*) Im Angesicht der Nachwelt fühlt man sich über alle die kleinlichen Rücksichten und Bedenklichkeiten erhaben, welche, den Zeitgenossen gegenüber, so oft Zurückhaltung seiner wahren Gesinnungen und Verschlossenheit gebieten. Gerechtes Vertrauen in seine Talente und Verdienste ließen Rousseau die Unsterblichkeit seines Namens voraussehen. Daß er diesen guten Namen bei einem großen Teil seiner Zeitgenossen verwirkt hatte, darüber wollte er sich zufrieden geben, wenn die Nachkommen ihm nur die Gerechtigkeit widerfahren ließen, auf welche er durch eine ehrliche Darlegung seiner Tugenden und seiner Fehler Anspruch machen durfte.

Rousseau wurde von wenigen verstanden, von vielen verkannt und falsch gedeutet. Ihm waren daher seine Bekenntnisse zugleich Herzenserleichterungen, wodurch er sich für den Spott der Menge schadlos zu halten suchte, indem er sich darin sagte, er sei nicht der, für den man ihn halte: er gebe sich mancher Fehler und Laster schuldig, aber er habe ein Herz voll Liebe und Eifer für das Gute. Wenn Rousseau sich nicht selbst täuschte, wie er sich mehrmals über die Triebfedern ehemaliger Handlungen getäuscht zu haben scheint, so war es nicht blos Bedürfnis der Unschuld, ihr Leid zu klagen, welches seine

*) 4, 130. 3, 376.

Bekenntnisse forderte, sondern das Bewußtsein einer schweren Verschuldung schien dieses Opfer zu verlangen. Das Unrecht, welches er in seiner Jugend der armen Marion zugefügt hatte, lag, soviel sich auch dort zu seiner Entschuldigung vereinigte, schwer auf seinem Herzen und schien sich mit den Jahren in seiner Einbildungskraft immer zu vergrößern. Ohne es zu wagen, sich einem einzelnen Freunde mündlich darüber zu entdecken, legte er sein Geheimnis in seinen Selbstgeständnissen nieder, gleich als könne ihn nur ein öffentliches, reuevolles Bekenntnis von seiner Missetat entbinden.*)

Es ist schon gesagt worden, daß Rousseau in Montmorency zu der Ausführung seiner Unternehmung Anstalt machte. Er sammelte die Briefe und Schriften, die dabei sein Gedächtnis leiten und unterstützen sollten, indem er es sehr bereute, schon so viele Papiere zerrissen, verbrannt und zerstreut zu haben.**) Seine Bekanntschaft mit dem Marschall und der Marschallin von Luxembourg führte ihn aber bald in den Strudel des geselligen Lebens zurück, und die Bekenntnisse blieben liegen. Bei einer gefährlichen Krankheit im Jahre 1761 machte ihn der Gedanke, daß er vielleicht aus der Welt gehen werde, ohne etwas zur Ehrenrettung seines Gedächtnisses getan zu haben, traurig und veranlaßte ihn, vier Briefe an Herrn von Malesherbes zu schreiben, welche dem Mangel seiner Lebensgeschichte gewissermaßen abhelfen sollten, und als ein kurzer Entwurf der Bekenntnisse anzusehen sind.***)

Ein Gewitter, welches sich im Jahre 1762 von Paris her, auf des Herzogs v. Choiseul Anstiften, über Rousseaus Haupt zusammenzog, nötigte ihn zur Flucht. Er fand in Motiers

*) 1, 166 f.
**) 4, 129.
***) 4, 263. Jene vier Briefe stehen in Rousseaus Werken.

Travers im Neuchateller Gebiet einen Zufluchtsort, in welchem er, abgeschnitten von der übrigen Welt, bei glücklicher Muße sich mit der Geschichte seines Lebens zu beschäftigen von neuem beschloß. Nachdem er die Papiere, welche er bei seiner schleunigen Flucht hatte zurücklassen müssen, wieder erhalten, schickte er sich an, die Briefe nach der Zeitfolge zu ordnen und abzuschreiben. Er sagt, daß diese Briefe eine ununterbrochene Folge von fast zehn Jahren begriffen haben*), ob er gleich ein andermal**) versichert, er habe nur über einen Zeitraum von sechs bis sieben Jahren sichre Nachweise in einer Sammlung von Briefen, die sich mit dem Jahre 1760 endige, und die ganze Zeit seines Aufenthalts in der Einsiedelei und seines Zwists mit seinen sogenannten Freunden enthalte. Allein er spricht in der letzteren Stelle selbst noch von einer kleinen Anzahl neuerer Originalbriefe, und man weiß, daß du Peyrou eine Anzahl von Briefen für Rousseau aufbewahrte, welche bis zu Rousseaus Flucht nach England im Jahre 1765 gingen. Diese, mit jener Sammlung zusammengenommen, mochten ungefähr einen Zeitraum von zehn Jahren umfassen. In dieser Sammlung fand Rousseau bei näherer Untersuchung eine Lücke von fast sechs Monaten, nämlich von Oktober 1756 bis zum März 1757, welche Briefe wahrscheinlich beim Einpacken in Luxemburg verloren gegangen waren. Es war eine von Rousseaus Ungerechtigkeiten, daß er durch langes Klügeln über das Schicksal seiner Briefe, den leicht gegründeten Verdacht faßte, d' Alembert habe sie mit Erlaubnis der Marschallin v. Luxemburg entwendet, ungeachtet er selbst gesteht, der Inhalt derselben sei so unbedeutend gewesen, daß Niemandem an ihrem Besitz habe viel gelegen sein können.

---

*) 4, 328. du Peyrou.

**) Buch. 7. Anfang.

Auch in Motiers blieb es blos bei der Sammlung und Anordnung der Materialien zu den Bekenntnissen. Ganz beschäftigt damit, sprach er gegen Jedermann davon. Auch schrieb er damals an seinen Freund Duclos*): „Ich habe viel zu sagen, und ich werde alles in meinen Bekenntnissen sagen: ich werde keinen einzigen meiner Fehler, sogar keinen meiner schlechten Gedanken, auslassen. Ich werde mich so malen, wie ich war, so, wie ich bin.“ Es fiel ihm nicht ein, was ihm bei seinen Verhältnissen mit manchen Personen, die nicht erwarten konnten, im vorteilhaftesten Lichte darin zu erscheinen, wohl hätte einfallen können, daß jemand Interesse oder Neigung oder Macht haben könnte, ihm dabei ein Hindernis in den Weg zu legen. „Hätte ich dies aber auch geglaubt, sagt er, so würde ich dennoch nicht vorsichtiger gewesen sein, aus gänzlicher Unfähigkeit, irgend etwas von dem, was ich empfinde und denke, verborgen zu halten.“ Dem Bekanntwerden seines Vorhabens schreibt er mit das Wetter zu, das man gegen ihn erregte, um ihn aus der Schweiz zu vertreiben und in die Hände derer zu liefern, die ihn an der Ausführung hindern konnten**).

Erst in England gelang es Rousseau, einen Teil seines Werks auszuarbeiten. Er wohnte damals in Wootton, von wo aus er an seinen würdigen Freund, Milord Marschall, den 20. Juli 1766, schrieb: „Meine Beschäftigung für die Regenzeit ist, mein Leben zu schreiben: nicht mein äußeres Leben, wie andre Biographen, sondern mein wahrhaftes Leben, das Leben meines Geistes, die Geschichte meiner geheimen Gedanken. Ich werde, was noch kein Mensch vor mir getan hat, und wahrscheinlich keiner nach mir tun wird. Ich werde das Gute und das

*) 13 Jan. 65. C. 6. p. 300. du Peyrou.
**) 4. 438.

Böse, kurz, Alles sagen; ich bin mir bewußt, daß ich eine Seele habe, die sich zeigen darf.“ Nachdem Rousseau einen Teil seiner Bekenntnisse, vermutlich nur die ersten drei bis vier Bücher, beendigt hatte, übersandte er die Handschrift, obgleich unvollendet, an du Peyrou nach Neuchatel*), wahrscheinlich, um sie in sichere Hände eines Mannes niederzulegen, der sie nach seinem Tode zu seiner Zeit herausgeben sollte. Seine widrigen Schicksale in England, die er, so wie überall die Verfolgungen seiner Feinde, von dem Vorsatz, sein Leben zu schreiben, ableitete**), erzeugten in ihm den Entschluß, seinen Plan ganz aufzugeben, um sich Ruhe zu verschaffen. Er äußert dieses in einem, vermutlich nicht abgeschickten, Brief ohne Datum und Adresse, welcher kurz vor seiner Abreise aus England, im April oder Mai 1767, wahrscheinlich an den General Conway, gerichtet ist: Er habe Memoiren von sich der Nachwelt übergeben wollen, er habe sie angefangen, in andere Hände niedergelegt und nun aufgegeben. Die fortgesetzten Verfolgungen hätten ihm die Unmöglichkeit, seinen Vorsatz auszuführen, gezeigt, und ihm die Lust dazu geraubt. Sein einziger Wunsch, dem er alles aufopfern wolle, sei der, seine Tage ruhig zu enden. Man solle ihn aus England ziehen lassen; er mache sich dagegen verbindlich, von dem Plane, sein Leben zu schreiben, auf immer abzustehen, und nie, weder mündlich noch schriftlich, ein Wort der Klage über das, was ihm in England begegnet, hören zu lassen***). Das Abenteuerliche und Lächerliche dieses Einfalls mag Rousseau noch zeitig genug ein-

*) du Peyrou discours prélimin. zu der Forts. der Bekenntnisse S. XVI. Anm.

**) Wirklich fürchteten Rousseaus Gegner, Diderot, Hume u. a. das Erscheinen der Bekenntnisse, und warnten das Publikum im voraus davor.

***) C, 7 p. 114. du Peyrou.

geleuchtet haben. So blieb der Brief liegen, und die erste Hälfte der Bekenntnisse oder die ersten sechs Bücher wurden auf dem Schloß von Trie im Jahre 1767 bis 1768 vollendet. Dort besuchte ihn auch zu dieser Zeit du Peyrou und brachte ihm die Handschrift der Bekenntnisse wieder, die ihm Rousseau anvertraut hatte, als er seine Bekenntnisse für abgeschlossen ansah.

Rousseau war in den fünfziger Jahren, als er den ersten Teil der Bekenntnisse, welche sein Knaben- und Jugendalter umfassen, ohne alle Hülfsmittel und Nachweisungen, blos auf sein schwaches Gedächtnis gestützt*), niederschrieb. Allein die frühern Eindrücke seiner jüngern Jahre waren nicht erloschen, und Rousseaus Einbildungskraft frischte die blassen Züge derselben wieder auf. Die Zeit ausgenommen, wo Rousseau in Genf bei einem Graveur in der Lehre stand, war die Epoche seiner Kindheit und Jugend unter solchen Umständen verflossen, die seinen Ideen und Wünschen entsprachen. Kein Wunder also, wenn sein Gedanke mit Wollust bei jenen Auftritten verweilte, und in ihrem Nachgenuß Entschädigung für die Leiden seiner späteren Tage fand. Hätte Rousseau sich begnügt, nur die

*) Rousseaus schwachem Gedächtnis prägten sich nur solche Dinge tief ein, welche mit angenehmen oder sehr auffallenden Ideen vergesellschaftet waren. Er suchte in Charmettes sein Gedächtnis durch Auswendiglernen zu üben; wohl zwanzigmal lernte er Virgils Eclogen, und vergaß sie wieder; ebenso ging es ihm in der Folge in Paris, wo er täglich Virgils oder des I. B. Rousseau Gedichte seinem Gedächtnis, mit schlechtem Erfolg, einzuprägen suchte. Eine Nebenidee, daß die gefangnen Athener nach Nicias Niederlage bei Syracus ihren Unterhalt durch Hersagung der Homerischen Gesänge gewonnen, vermehrte seinen Eifer und brachte ihn durch hartnäckiges Anstreben gegen die Hindernisse, die sein untreues Gedächtnis ihm verursachte, dahin, daß er endlich alle Dichter im Kopf behielt. Seine Werke zeigen überall, daß ihm die schönsten Stellen der französischen und italienischen Dichter immer gegenwärtig waren.



Hauptbegebenheiten jener Jahre zu erzählen, und die Lücken in seinem Gedächtnis unausgefüllt zu lassen, so wäre seine Jugendgeschichte ein bloßes Bruchstück, aber in seiner Unvollständigkeit vielleicht mehr wert, als nach der Ergänzung. Ein Torso des Herkules ist für den Kenner schätzbarer als die kunstvollste Ergänzung, die uns zwar einen ganzen, auch einen schönen Herkules liefert, aber nicht den, von dem wir das Bruchstück hatten. Nach welchen Grundsätzen er bei diesem Werk verfuhr, wollen wir aus seinen eigenen Geständnissen sehen: „Ich habe nichts Böses verschwiegen, sagt er, nichts Gutes zugesetzt und, wenn es mir begegnet ist, einen unschädlichen Schmuck beizufügen, so habe ich es nur getan, um eine Lücke auszufüllen, die durch mein schlechtes Gedächtnis veranlaßt worden. Ich habe vielleicht Dinge als wahr angenommen, von denen ich wußte, sie konnten es sein; nie aber solche, von denen ich wußte, sie waren falsch*).“ „Ich schreibe ganz aus dem Gedächtnis, ohne Schriften, ohne Materialien, welche mein Gedächtnis leiten könnten. Einige Begebenheiten meines Lebens sind mir so gegenwärtig, als wenn sie sich jetzt zugetragen hätten; aber es gibt Lücken und Leeren, die ich nur durch Hülfe so verworrner Erzählungen auszufüllen vermag, als das Andenken selbst ist, welches mir davon übrig geblieben. Ich habe daher bisweilen geirrt, und ich werde noch in Kleinigkeiten irren können, bis auf die Zeit, wo ich sichere Nachweise vor mir haben werde: aber in wichtigen Sachen bin ich gewiß, immer treu und genau gewesen zu sein; und, daß ich dieses auch in der Folge sein werde, darauf kann man rechnen**).“ „Ich schrieb meine Bekenntnisse aus dem Gedächtnis; dieses verließ mich oft oder bot mir

*) Konfess. 1, 4. Genf. 12.
**) 1, 253.

nur unvollständige Erinnerungen dar, und ich füllte die Lücken durch Umstände aus, die ich zur Ergänzung dieser Erinnerungen erdichtete, die aber diesen nie widersprachen. Ich verbreitete mich gern über die glücklichen Augenblicke meines Lebens, und ich verschönerte sie oft mit Verzierungen, die mir die zärtlichste Sehnsucht darreichte. Ich erzählte die Dinge, welche ich vergessen hatte, so, wie ich glaubte, daß sie hätten sein müssen, wie sie vielleicht gewesen waren; nie aber erzählte ich das Gegenteil dessen, woran ich mich erinnerte*)." Überdies kam es Rousseau nicht so sehr auf einzelne Begebenheiten und Tatsachen, als überhaupt auf die Geschichte seines Geistes an. Er verschmäht daher selbst scheinbare Kleinigkeiten nicht, wenn aus ihnen Züge seines Charakters hervorgehen, und er sucht vorzüglich die ersten Ursachen zu entwickeln, warum er so und nicht anders war. Rousseaus Bekenntnisse enthalten wenig Räsonnement: er erzählt, was er getan, gedacht, erfunden hat, und er überläßt es dem Leser, sich daraus den Charakter zusammen zu setzen, zu dessen Beurteilung er den Stoff geliefert hat**).

Ein charakteristischer Zug Rousseaus war eine gewisse Feierlichkeit und Würde, womit er die Dinge zu behandeln pflegte. Eben diesen Nachdruck legt er in die Erzählung der vorzüglichsten Ereignisse seines Lebens, und mit demselben eröffnet er auch die Geschichte desselben: „Ich bin nicht gemacht wie einer von denen, die ich gesehn habe; ich wage es zu sagen, ich bin nicht

*) Les Rêveries, Promenade 4 p. 291 f. Genf.

**) Konfess. 1, 341. Rousseaus Wunsch, daß Jemand die Entwicklung seines Charakters nach Anleitung der Bekenntnisse unternehmen möchte, ist durch zwei Aufsätze im Juli und August 1790 der Berliner Monatschrift auf eine Art erfüllt worden, die nichts zu wünschen übrig läßt. Rousseaus Landsleute haben sich diese Ehre von einem unparteiischen Deutschen entreißen lassen!

gemacht wie einer der Sterblichen. Bin ich nicht besser, so bin ich wenigstens anders. Ob die Natur gut oder übel gehandelt hat, daß sie die Form zerschlug, in die sie mich gegossen hatte, darüber wird man erst dann urteilen können, wenn man mich gelesen hat.“ Die Erwartung wird durch die Ankündigung eines so außerordentlichen Menschen, dergleichen nur einmal in der Natur war und nie wieder kommen wird, aufs höchste gespannt. Nur, wer mit kühlem Nachdenken und mit parteilosem Untersuchungsgeist Rousseaus Charakter studiert, dürfte vielleicht finden, daß Rousseau etwas zu viel von sich sagte, daß es ihm verwandte Charaktere gibt und, daß ihn mehr der sonderbare Gang seiner Schicksale, welche freilich zum Teil Folge seines Charakters sind, als die Eigenschaften dieses Charakters selbst zum außerordentlichen und in seiner Art einzigen Mann machten. Nie schöpft Rousseau, wie der wahrhaft große Mann, unmittelbar aus sich, sondern äußere Veranlassungen weckten erst in ihm Gefühle, Ideen und Entschlüsse. Beispiele von scheinbarem Mangel an Zusammenhang finden sich in Rousseaus Leben; aber solche Widersprüche gibt es in dem Lebenslauf eines jeden Menschen, dessen Charakter es an innerm Bestand und festem Zusammenhang fehlt. Nicht sowohl das ganz Sonderbare und Unerhörte ist es, was uns Rousseaus Bekenntnisse so anziehend und wichtig macht, als die treue Darstellung eines Menschen, in dem wir die Wahrheit der Natur und die Eigenheiten unsres Wesens wieder finden, bei dem wir so oft, überrascht von den tiefen Einblicken in das menschliche Herz, ausrufen: das ist der Mensch!

Rousseau fährt in einem immer feierlicheren Tone fort, er will, wenn die Posaune des Gerichts erschallt, vor dem Richter der Welt mit seinem Bekenntnis treten: „Ich habe mein Innerstes, will er ihm sagen, so enthüllt, wie du es selbst gesehen hast. Ewiges Wesen, versammle die zahllose Menge

meiner Mitmenschen um mich, daß sie meine Unwürdigkeit beseufzen und über mein Elend erröten. Daß ein jeglicher von ihnen sein Herz am Fuße deines Thrones mit gleicher Aufrichtigkeit enthülle, und ein einziger dir, wenn er es wagt, sage: Ich war ein besserer Mensch als der!“ Der letzte Ausdruck mit dieser feierlichen Beteuerung und vor dem Angesicht des Weltrichters, ist als ein Beweis von Rousseaus geistlichem Stolz, nicht ohne großen Schein des Rechts, vielleicht auch nicht ganz ohne Grund der Wahrheit, vielfältig gerügt worden. Es war dies in der Tat Rousseaus Lieblingsgedanke, auf den er mehr als einmal in seinen Schriften zurückkommt, indem er sich bald unbedingt zum besten aller Menschen macht,*) bald, etwas bescheidener, zum besten derer, die er jemals gekannt hat. Wir führen einige Stellen an, in welchen er dieses Glaubensbekenntnis von sich ablegt. Im ersten Brief an Herrn von Malesherbes, den er bei einer gefährlichen Krankheit schrieb, heißt es: „Ich kenne meine großen Fehler, und ich empfinde lebhaft alle meine Laster. Bei allem dem werde ich voll Hoffnung auf den Höchsten sterben und mit der innigsten Überzeugung, daß von allen Menschen, die ich je gekannt habe, keiner besser war als ich!“ In seinen Bekenntnissen gibt er sich noch einmal dieses vorteilhafte Zeugnis: „Ich, der ich mich immer für den besten der Menschen gehalten habe und, alles zusammengenommen, noch dafür halte, fühle, daß im Innern jedes Menschen, möge es auch noch so rein sein, irgend ein verhaßtes Laster sich verstecke.“**) „Nie war, ruft er in einem Briefe***) aus, ein

*) Beinahe wie Darius, der sich ein Denkmal errichtete, worauf er von sich selbst sagte: Ἀνηρ ἀριστος τε και καλλιστος παντων ἀνθρωπων. Herodot 4, 91.

**) 4, 129.

***) an Mme. B. 16. März 1770.

zärtlicheres, gerechteres und besseres Herz; Bosheit und Haß haben sich ihm nie genähert“.

Ohne Rousseaus zu günstiges Urteil von seinem Charakter zu billigen oder zu rechtfertigen, läßt es sich doch aus seiner Ansicht der Dinge begreifen, wie er zu dieser übertriebenen Selbstschätzung kam. Die Grundlage von Rousseaus Charakter war eine gewisse Gutmütigkeit und Sanftmut, die, wenn er sich nicht im Augenblick der empörten Leidenschaft vergaß, gern allen wohl und keinem leid tun wollte. Diese Züge schimmern bei allen seinen Handlungen durch, und sie sind es, auf welche sich die meisten Menschen dieser Art viel einzubilden pflegen, gesetzt, daß auch oft dies natürliche Wohlwollen nichts anderes als Temperament, oder wohl gar gutmütige Schwäche ist. Rousseau war sich dieser Gutmütigkeit bewußt und, da er gerade diese Eigenschaft so sehr unter seinen Zeitgenossen, am meisten in der französischen großen Welt, vermißte, da er überdies von den Talenten seines Geistes große Begriffe hatte, da ihn endlich die Behandlung seiner vermeinten Feinde mit Verachtung gegen die Menschen überhaupt, so wenig er sich dies auch gestand, erfüllte, so mußte die Frucht dieser Denkungsart diese sein, daß er sich besser als die anderen Menschen dünkte! Rousseaus Einbildungskraft, welche alles, was sich ihm näherte, idealisierte, hatte aber gewiß auch großen Anteil an dieser Meinung. Jedem, aus irgend einer oft zufälligen Veranlassung von ihm lieb gewonnenen Gegenstand, lieh seine Phantasie die Reize und Vorzüge, die er in dem Ideal des Schönen, Wahren und Guten, das er mit sich herumtrug, antraf. Auf eben diese Weise setzte er aus den einzelnen in seinem Leben vorkommenden, unverkennbaren Zügen eines zärtlichen, freundschaftlichen und wohlwollenden Herzens, durch Hülfe der Phantasie, sein veredeltes Bild zusammen und legte sich selbst das liebenswürdigste Herz bei, das je in eines Menschen Brust geschlagen hat!

Mit diesen überspannten Begriffen von seinem Seelenadel schien Rousseau nicht fähig, das Unternehmen, welches er ankündigte, ohne Vorliebe für sich auszuführen. Allein, jene Meinung von sich hat keinen so großen Einfluß auf sein Werk gehabt. Überzeugt, daß der beste Mensch noch immer ein Mensch mit Fehlern und Schwachheiten sein könne; unbekümmert, ob die Leser mit ihrem Begriff von dem besten der Menschen tausend Fehler werden vereinigen können, schildert er sich ihnen im ganzen so, wie er ist, und nur hie und da scheint ihm seine Einbildungskraft edlere Beweggründe, feinere Gefühle und sittlichere Grundsätze untergeschoben zu haben, als ihm immer oder unter gewissen Umständen eigen sein mochten.

Nach einem Zwischenraum von zwei Jahren nahm Rousseau die in Wootton angefangenen und in Trie fortgesetzten Bekenntnisse wieder auf und führte sie in einem zweiten Band, der das siebente bis zwölfte Buch enthält, bis zu seiner Abreise nach England fort. Hier häufen sich die Tatsachen; das Stück wird verwickelter; die Auftritte werden immer ernsthafter und tragischer. Die Aufmerksamkeit wird nicht mehr durch jene gaukelnden Bilder seiner früheren, in jugendlicher Schwärmerei verlebten Jahre angezogen; aber an ihre Stelle tritt das gleich interessante Schauspiel eines Mannes, der im Kampf mit sich und dem Schicksal bald siegt, bald unterliegt; der bald im Geräusch der großen Welt außer sich gerissen wird, bald in einer glücklichen Einsamkeit den Ansprüchen auf bürgerliche Wirksamkeit und bürgerliches Glück entsagt; der sich bald im Streit gegen seine Feinde aufreibt, bald in den Armen der Liebe und Freundschaft ruht; der aber stets weniger in der Wirklichkeit als in seiner Einbildung lebt und sein Dasein genießt!

Da sein Briefvorrat sich nur über einen Teil dieses Zeitraums erstreckte, und er das übrige ganz aus seinem Gedächtniß schöpfen mußte, so stellt er selbst nicht in Abrede, daß auch in

diesem Teil seiner Bekenntnisse Begebenheiten ausgelassen oder unrecht geordnet sein können, nicht aber, daß er sich über die Gefühle getäuscht habe, welche seinen Handlungen zugrunde liegen. Er habe versprochen, den inneren Zustand seiner Seele in allen Lagen des Lebens aufzudecken; um dies zu tun, habe er keiner anderen Tagebücher nötig. Die Geschichte seiner Jugendjahre hatte ihm den reinsten und vielfachsten Genuß gewährt. Im Fortgang dieser Geschichte wurden jene heiteren Auftritte durch Widerwärtigkeiten von mancherlei Art verdrängt. Die sorgenfreie Ruhe und Muße, ohne welche nicht leicht ein vollendetes Werk zustande kommt, fehlten ihm. Voll von dem Argwohn, daß er überall von Kundschaftern umringt sei, glaubte er sich genötigt, seine Arbeit insgeheim und in hastiger Eile zu vollenden.*) Obgleich wichtiger an innerem Gehalt, ist daher dieser Teil vielleicht ein weniger vollendetes Werk der schönen Kunst, als der erstere. Der Apoll, der den Verfasser hier begeistert, ist sein Unwille über die Bosheiten der Menschen. Sein Argwohn gegen sie verrät sich überall**): seine Sprache wird schneidender und bitterer: seine Urteile grenzen zuweilen an Lieblosigkeit. Man fühlt sich so oft gedrungen, auf ihn anzuwenden, was er selbst einmal so wahr gesagt hat: der gerechteste Mensch, wenn er verwundet ist, sieht selten die Dinge, wie sie sind!***)

*) 3, 4.

**) Omnes, quibus res sunt minus secundae, magis sunt, nescio quomodo, suspiciosi: ad contumeliam omnia accipiunt magis: propter suam impotentiam se semper credunt negligi. Terenz.

***) Lettres de la montagne, p. 13. Man darf bei Lesung der Bekenntnisse das merkwürdige Urteil nicht aus den Augen lassen, welches Rousseau selbst in einer Anmerkung zur neuen Heloise 2, 14 über sich ausspricht: Ich sage mir, daß ich, ohne eben eine große Rolle in der Welt gespielt zu haben, gleichwohl nicht mehr fähig bin, mit Unparteilichkeit von ihr zu urteilen!

Obgleich mit dem Jahre 1760 die Briefsammlung aufhört, die ihm im neunten und zehnten Buch zum Wegweiser diente, so prägten sich doch die folgenden Begebenheiten seinem Gedächtnis zu tief ein, als daß es ihn nicht, auch ohne viele andere Hilfsmittel, mit Sicherheit hätte leiten können.*) Nur machten es ihm die Unruhen und Stürme seiner folgenden Tage unmöglich, die Begebenheiten derselben in seinem Kopfe gehörig zu ordnen und ohne alle Verwirrung wiederzuerzählen.**) Das Ziel, bei dem die Geschichte seines Lebens stehen bleibt, ist die Katastrophe seiner Flucht aus der Schweiz. Er bedurfte eines Ruhepunktes, nachdem er bis an diesen Abschnitt gekommen war, der vor und hinter sich traurige Auftritte hatte. Seine ferneren Schicksale auf seiner Flucht und in England verspricht er in einem dritten Teil zu erzählen, wenn er je noch Kraft genug dazu haben werde.***) Auch lag es in seinem Plan, das Werk dereinst noch umzuarbeiten, oder wenigstens mit Zusätzen zu versehen, deren es, wie er glaubte, sehr bedürftig war.†) Er entsagte beiden Plänen in der Folge, weil ihm sein Gedächtnis und seine Einbildungskraft den Dienst verweigerten, seine erlittenen Unfälle zurückzurufen und das Gewebe derselben auszuwirren. Die Zeiten bis dahin, wo er aus der Schweiz floh, sind ihm sogar im Vergleich mit den folgenden die glücklicheren, und er sagt ausdrücklich, er sei damals, als er seine Bekenntnisse begonnen, schon über das reife Alter hinaus, aber mit dem Unglück noch unbekannt gewesen. Er habe diesen Plan bis zu den Zeiten des Unglücks seines Lebens ausgeführt: seitdem habe er sich gezwungen gesehen, darauf Verzicht zu leisten. Gewöhnt an seine

*) B. 10 zu Ende.

**) 4, 438.

***) 4, 540.

†) B. 7. Mitte.

süßen Träumereien finde er weder Mut noch Kraft in sich, den Gedanken an so viele Abscheulichkeiten zu ertragen; ja, er würde sich mit aller Anstrengung nicht einmal das Gewebe von Schändlichkeiten haben enthüllen können. Sein Gedächtnis verweigere es, sich mit so widerlichen Erinnerungen zu beflecken; er könne sich nur das Andenken der Zeiten zurückrufen, die er mit Vergnügen sich erneuern würde gesehen haben. Diejenigen, in denen er die Beute boshafter Menschen wurde, wären für ihn auf immer mit ihren Grausamkeiten vertilgt gewesen, hätten nicht die Übel, die man fortfuhr ihm anzutun, bisweilen wider seinen Willen den Gedanken an jene geweckt, die sie ihn schon hatten leiden lassen.*)

Es ist schon gesagt worden, daß die Fortsetzung von Rousseaus Bekenntnissen Spuren der unglücklichen Lage, in welcher sich der Schriftsteller befand, an sich trage: demungeachtet gibt es gewiß nur eine kleine Anzahl Köpfe, die unter solchen Umständen ein so vorzügliches, durch einfache Kunst und schöne Einfalt der Sprache schon von seiten der Komposition gefälliges Werk hervorbringen konnten. Allein dies war Rousseaus Weise. Das Unglück lähmte seine Geisteskräfte nicht unmittelbar, mitten unter körperlichen und geistigen Leiden schrieb er die vortrefflichsten Werke und, wenn auch an mehreren seiner Schriften sich Unvollkommenheiten, die Abzeichen seines jedesmaligen physischen und moralischen Zustandes bemerken lassen, so kam doch, selbst unter den ungünstigsten Gestirnen, selten oder nie ein Produkt aus seinem Kopf, das seiner unwürdig gewesen wäre. Es erforderte erst jene lange Reihe von Widerwärtigkeiten, ehe er die Feder sinken ließ, welche seine Bekenntnisse aufzeichnete, und dennoch hörte dieser, vom Alter und Schicksal niedergebeugte und durch Schrift-

*) Dialog. 2 in Mémoires T. 4. p. 34.

stellerei unglücklich gewordene Mann nicht eher als mit seinem Tode auf — Schriftsteller zu sein!

Mit eben der Unvorsichtigkeit, mit welcher Rousseau von seinen Bekenntnissen vor der Vollendung derselben allenthalben gesprochen hatte, las er sie jetzt jedermann vor und vertraute sogar vielen seiner Bekannten die Handschrift derselben an. Rousseau hatte so oft versichert, seine Bekenntnisse seien nicht bestimmt, vor seinem Tode, noch bei Lebzeiten derer zu erscheinen, die auf eine unangenehme Weise dabei interessiert waren; er hatte ausdrücklich gesagt: wäre ich Herr über mein Schicksal und über das Schicksal dieser Schrift, so würde sie nicht eher als nach meinem und dem Tode der darin verwickelten Personen das Tageslicht erblicken.*) War er nun nicht mit sich selbst im Widerspruch, daß er dennoch bei Lebzeiten dieser Personen, weder aus dem Dasein dieser Schrift ein Geheimnis machte, noch in der Mitteilung derselben zurückhaltend war. Wenn mehrere, statt dies Geheimnis bei sich zu bewahren, laut davon sprachen,**) wenn sie einen Teil darauszogen, um ihn in übeln Ruf zu bringen, wenn sie seine Fehler und Mängel in Verbrechen, die Schwachheiten seiner Jugend in schwarze Taten seines reifen Alters verwandelten,***) so war dies ein Schicksal, welches Rousseau sich selbst zugezogen, und das als gerechte Vergeltung für eine begangene Untreue angesehen werden konnte! So vertraute er seine Bekenntnisse Herrn

---

*) 3, 376.

**) Wirklich sprach man damals schon in Schriften von Rousseaus Bekenntnissen, als einem sehr merkwürdigen Werk, von dem man große Erwartungen erregte. Einzelne Stücke daraus, wie der Eingang zum ersten Teil, waren schon gedruckt: von andern, wie von der Geschichte des entwendeten Bandes, wurde der Inhalt ebenfalls früher erzählt, als die Bekenntnisse im Druck erschienen.

***) Dial. 2 Mém. C. 4. p. 125.

Duclos, dem Verfasser der Confessions du Comte de ...., an, glaubt aber, ein Opfer von dessen Untreue und Falschheit geworden zu sein.*) Vermutlich ist dieses eine Person mit jenem ungenannten Freund von zweideutigem Charakter, der, nach Rousseaus Ausdruck in der Nachschrift zu seinen Dialogen,**) das heiligste Pfand der Freundschaft nur zu einem Werkzeug der Verräterei und des Betrugs gebraucht hatte!

Rousseau äußert in den angeführten Stellen mit vielem Nachdruck, daß die Lektüre seiner Bekenntnisse, die er an viele Unwürdige verschwendet und für die so wenige empfänglich gewesen, das Publikum in seine geheimsten Schwächen und Fehler eingeweiht habe. Man kann folgende Anekdote nicht ohne Widerwillen lesen, die er dem Ende der Bekenntnisse anhangsweise beigefügt hat. Als Rousseau einst einer angesehenen Gesellschaft, unter welcher sich ein Prinz befand, sein Werk vorgelesen hatte, schloß er mit folgender seltsamen Apostrophe: „Ich habe die Wahrheit gesagt; weiß Jemand Dinge, die dem widersprechen, so sagt er, wenn er auch tausend Beweise anführte, nur Lügen; weigert er sich, sie zu ergründen und sich durch mich, so lange ich noch lebe, aufklären zu lassen, so liebt er weder Gerechtigkeit noch Wahrheit. Wer, auch ohne meine Schriften gelesen zu haben, meine Denkungsart, meinen Charakter, meine Sitten, Neigungen, Vergnügen, Gewohnheiten, untersuchen wird und mich dann noch für einen unredlichen Mann halten kann, der ist selbst ein Mensch, wert erdrosselt zu werden!" Die ganze Gesellschaft schwieg, vermutlich stumm vor Erstaunen über diese richterliche Sentenz, welche soeben Rousseau ausgesprochen hatte: nur die Frau Gräfin v. Egmont schauderte sichtbar. Rousseau, der diese Äußerung für ein Zeichen von

*) Konfess. B. 7. Anf.

**) Hist. du précedent écrit p. 275.

Rührung erklärt, hat schwerlich recht in dem Herzen einer Frau von zartem Gefühl gelesen, bei welcher ein Anathema, wie dieses, kaum eine andere Wirkung als einen unwillkürlichen Schauder hervorbringen konnte! Ein andermal las Rousseau dem Herrn Marquis de Pezay, Dorat,*) Barbier-de-Neuville, Dussaulx und Mierre, seine Bekenntnisse binnen fünfzehn Stunden vom Anfang bis zum Ende, die Zeit des Essens abgerechnet, ununterbrochen vor. Als er an die Erzählung von der Wegschickung seiner Kinder ins Findelhaus kam, herrschte in der Gesellschaft tiefe Stille, und auf allen Gesichtern lag der Ausdruck von Mißbilligung. Rousseau verstand dies und riß sogleich zwei Blätter aus der Handschrift, welche seine Rechtfertigung über diesen Punkt enthalten hatten.**)

Rousseau, stets mit seinem Mißgeschick beschäftigt und über den Zusammhang der geheimnisvollen Verschwörung gegen ihn zweifelhaft, fürchtete noch immer für das Schicksal seiner Bekenntnisse nach seinem Tode. Um wenigstens durch die eine oder andere Schrift sein Schutzredner zu werden, unternahm er daher in den Jahren 1772—76 ein ähnliches Werk, dem er den Titel gab: Rousseau, juge de Jean-Jacques. Er unterhält sich darin in mehreren Unterredungen mit einem Franzosen über den Jean Jacques als über eine fremde Person und belehrt jenen, der den ehrlichen Rousseau, wie ers empfangen hatte, als ein moralisches Ungeheuer schildert, allmählich des besseren. Bei so manchen schönen Stellen ist diese Schrift doch im ganzen nichts weiter als Chaos von überspannten, in der größten Unordnung hingeworfenen Ideen, die in einem höchst leidenschaftlichen Zustand, ohne ruhige Prüfung und kühle Überlegung, entstanden sind. Keine Schrift

*) Dorat hat selbst jene Vorlesung in einem enthusiastischen Brief geschildert. Rousseau Oeuvres, T. 30. p. 261. Genf.

**) Campe Briefe über Paris, S. 289 f. nach Mercier.

zeugt so sehr von Rousseaus Verstimmung als diese und bei keiner offenbart es sich so deutlich, daß der Schriftsteller Herr seiner Leidenschaften sein muß, wenn er nicht mißfallen will. Vergebens sah sich Rousseau nach einer treuen Seele um, in deren sichern Händen er dieses Werk hätte hinterlassen können. Da sein Glaube an die Menschen von ihm gewichen war, wollte er es der Vorsehung selbst anvertrauen und auf dem Altar der Kirche Unserer lieben Frauen zu Paris niederlegen. Allein, eine ungewöhnliche Erscheinung im Tempel machte ihn stutzig; es war ihm im ersten Augenblick, als stimmte der Himmel selbst in den Plan seiner Feinde ein. Er kehrte um und gab seinen Plan auf. Bald darauf entschloß er sich, eine Abschrift seines Werkes dem Abbé Condillac, einem seiner ältesten Freunde, anzuvertrauen, mit der Bitte, es einem jüngeren, aber sicheren Manne zu überliefern, der es nach dem Tode von Rousseaus Verfolgern, ohne jemanden zu beleidigen, herausgeben könnte. Condillac, dieser Idee treu, vermerkte in einem Umschlag der Handschrift Rousseaus ausdrücklichen Willen, daß dieses Werk nicht vor dem Ablauf dieses Jahrhunderts gedruckt und bekannt gemacht werden sollte. Man hat bisher in der Meinung gestanden, Condillac sei der Aufbewahrer der Bekenntnisse gewesen und von Rousseau verpflichtet worden, sie erst nach Ablauf dieses Jahrhunderts herauszugeben. Daß jene Verpflichtung sich aber nicht auf die Bekenntnisse, sondern auf die Dialoge bezog, beweist Rousseaus eigene Erzählung in der Nachschrift zu den Dialogen.*) Da Rousseaus Vertrauen auf Condillacs Treue und guten Willen nicht von Dauer war, so übergab er bald darauf seinem ehemaligen Nachbarn in Wootton, Brooke Boothby, der ihn in Paris besuchte, den ersten Dialog mit dem Versprechen, ihm die

*) Vgl. du Peyrou Discours prélim. p. XVII.

folgenden nachzuschicken.*) Doch auch dieses gereute Rousseau bald, und, anstatt dem Engländer die Fortsetzung zu schicken, legte er die ganze Handschrift der Dialoge bei seinem Freund Moultou nieder. Ich weiß nicht, ob Rousseau dem jungen Engländer dasselbe Versprechen, wie dem Abbé Condillac, abgenommen hat; genug, jener ließ sich, ungeachtet ihm Rousseaus Freunde deswegen Vorstellungen machten, nicht abhalten, den ersten Dialog mit einem Vorbericht und einigen Anmerkungen, London 1780 herauszugeben, worauf er das Original im Britischen Museum niederlegte. Nur dieser Schritt konnte Moultou vermögen, die Handschrift der Dialoge zu der Genfer Ausgabe von Rousseaus Werken herzugeben.**)

Die letzte Schrift, welche Rousseau hinterlassen hat, bestand aus Träumen eines einsamen Spaziergängers, die in den Jahren 1777 und 78 aufgesetzt sind. Das ungestüme Feuer der Leidenschaft und die an unglücklichen Kombinationen unerschöpfliche Einbildungskraft hatten allmählich viel von ihrer Stärke verloren. Er fing an, es lebhafter als je zu fühlen, daß er das Glück nicht außer sich hätte suchen müssen, das er blos in sich finden konnte. Gleich frei von Furcht und von Hoffnung, voll Unterwerfung und Ergebung in sein Schicksal, fand er in sich den Seelenfrieden wieder, der ihn

*) Merkwüdig ist eine Anm. Rousseaus zum ersten Dialog, p. III: „Einen Engländer zum Aufbewahrer meiner Schrift wählen, heißt, wie mich dünkt, auf eine sehr unzweideutige Art das Böse gut machen, das ich von den Engländern habe denken und sagen können.“ Rousseau, setzt Boothby hinzu, sei so sehr von seinen Vorurteilen gegen England zurückgekommen, daß er ihm kurz vor seinem Ende den Auftrag gegeben, für sich ein Asyl in England zu suchen, wo er seine Tage ruhig endigen könne! Möglich ist es allerdings, daß Rousseau diesen Einfall hatte, da ihn, kaum aus England zurückgekommen, schon gelüstete, nach diesem Eiland sich wieder zu begeben.

**) du Peyrou, disc. prél. p. III.

bisher geflohen hatte. Er überließ sich auf seinen einsamen Wanderungen den Eingebungen seiner schwermütig-süßen Empfindungen und dem Spiele seiner Phantasien, die, gleich den Tönen eines gedämpften Instrumentes, sanfter und gemäßigter als seine ehemaligen waren. Er beschäftigte sich jetzt weniger mit anderen als mit sich und mit der Revision seines Lebens. „Ich werde, schreibt er,*) den Rest meiner Tage blos dazu verwenden, mich mit mir selbst zu beschäftigen. In dieser Zeit nehme ich wieder die strengen und aufrichtigen Untersuchungen auf, die ich meine Bekenntnisse genannt habe." Er wollte diese Blätter nämlich als einen Anhang zu den Bekenntnissen angesehen wissen, ungeachtet er glaubt, zu sehr von allem Irdischen geläutert zu sein, um noch Bekenntnisse im eigentlichen Verstande ablegen zu dürfen.**) Ein sanfterer, gefälligerer Geist, wie aus Rousseaus früheren Zeiten atmet aus jedem Blatte dieser Aufsätze, die, nach seiner Versicherung, nur für ihn geschrieben sind, um ihm das Vergnügen mehrmals zu erneuern, welches die Frucht seiner einsamen Betrachtungen war.

Rousseau hat Unrecht gehabt, zu fürchten, man werde seine Bekenntnisse unterdrücken und vertilgen. Der Erfolg hat gelehrt, daß sie nur allzu früh ans Licht getreten sind. Es gibt zwei Abschriften derselben von Rousseaus eigner Hand. Er macht sich in seinem Werke verbindlich, alle seine Handschriften bei seinem Freund du Peyrou niederzulegen und diesen die Geschichte seines Lebens beizufügen***): allein du Peyrou hat die letztere nicht von ihm enthalten. Moultou in Genf war der einzige rechtmäßige Besitzer dieses Werkes nach Rousseaus Tode. Seine Handschrift war in

*) Rêver, 1 p. 215.
**) p. 217.
***) 4, 488.

kleinem Format und in zwei Bände abgeteilt, wovon jeder sechs Bücher enthielt. Die zweite Handschrift, welche kuvertiert und eingesiegelt in Rousseaus Schreibpult nach seinem Tode gefunden wurde, geriet in die Hände des Marquis v. Girardin, welcher diese Entdeckung verheimlicht hat. Es ist umsomehr zu bedauern, daß man die ferneren Schicksale dieser Handschrift nicht weiß, da die zwölf Bücher der Bekenntnisse, welche einen Band in groß Oktav ausmachten, mit Anmerkungen begleitet waren, die sich in der Moultou'schen Handschrift nicht fanden.*) Es war dies die erste Handschrift der Bekenntnisse, welche Rousseau, wie oben erwähnt worden, von England aus seinem Freund, du Peyrou, überschickte, von diesem aber in der Folge zurückerhielt, vermutlich, um die übrigen Bücher der Bekenntnisse einzutragen. Die Vergleichung dieser ersten Ausgabe mit der Abschrift, aus welcher die meisten Anmerkungen weggelassen worden, würde, wenn die editio princeps noch einmal aus ihrer Dunkelheit gezogen werden sollte, Stoff zu interessanten Betrachtungen geben. Wahrscheinlich schrieb Rousseau in der ersten Hitze manches nieder, was ihn nachher gereute; wahrscheinlich gab er in den Anmerkungen manche Erläuterungen und Winke, deren zu große Kühnheit oder Unwahrheit ihn in der Folge bewog, sie auszustreichen. Wenige Monate vor seinem Tode vertraute Rousseau, wie du Peyrou bemerkt, einem Freunde, der sein ganzes Vertrauen besaß und verdiente, diese Handschrift zum Durchlesen an.

Du Peyrou, Moultou und Girardin vereinigten sich nach ihres Freundes Tode zu der gemeinschaftlichen Besorgung der Genfer Ausgabe seiner Werke und zu der Versorgung seiner Witwe, die ihnen dringend von Rousseau anempfohlen war. Um die Einkünfte derselben zu vermehren, trug Moultou kein

*) du Peyrou Disc. prél. p. XVI. Note.

Bedenken, mit Zustimmung seiner Freunde, die erste Hälfte der Bekenntnisse für die Genfer Ausgabe zu überlassen. Sie schienen darin Rousseaus Willen nicht entgegen zu handeln, da noch nichts von Rousseaus Feinden in denselben vorkam, Frau v. Warens aber, die so liebenswürdige und von dem Leser mehr geschätzte als getadelte Frau, schon lange tot war, und keine nahen Verwandten hinterlassen hatte.*)

Allgemeines Erstaunen verursachte es, als im Jahre 1789 zu Genf bei den Buchhändlern Barde und Manget die Fortsetzung der Bekenntnisse nebst einer Sammlung noch ungedruckter Briefe erschien. Mag es sein, daß Rousseaus eigne Freigebigkeit mit diesem Werk, bei seinem Leben, die Bekanntmachung desselben entschuldigt, so kann doch dieses Unternehmen, welches gegen Rousseaus Willen und gegen manche noch lebende Personen sündigt, durch nichts gerechtfertigt werden. Man hatte anfangs den Marquis v. Girardin in Verdacht, diese Ausgabe veranstaltet zu haben, weil man ihn im Besitz der Rousseau'schen Bekenntnisse wußte. Allgemeiner war der Argwohn gegen den ehrwürdigen du Peyrou, den die anerkannte Rechtschaffenheit dieses Mannes nicht verdient hatte. Er erklärte gleich bei der Ankündigung der Folge der Bekenntnisse in einem Blatt: Eclaircissemens relatifs à la publication des Confessions de Rousseau, sein Erstaunen über diesen Schritt; daß er aber nicht den geringsten Anteil daran habe, bewies er in zwei Erklärungen, die er im Mercure de France gab. Aus du Peyrous Untersuchungen ergibt sich das Resultat,**) daß der junge Moultou, weniger gewissenhaft, als der, den Rousseau zum Aufbewahrer seiner Bekenntnisse gemacht hatte, nach seines Vaters Tode, die Handschrift den Buchhändlern um einen hohen Preis über-

*) du Peyrou disc. prél. p. IX.
**) Disc. prél. p. II. u. an anderen Stellen.

lassen hat; ob der Ertrag davon, nach Rousseaus Absicht, der Witwe zuteil geworden, ist mir unbekannt. Der Genfer Abdruck stimmte mit der Abschrift der Bekenntnisse überein, welche du Peyrou von dem Moultou'schen Exemplar, mit Erlaubnis des Besitzers, für sich genommen hatte, und die angehängten Briefe waren dieselben, welche du Peyrou in einer Abschrift dem Herrn Moultou für die Genfer Ausgabe mitgeteilt hatte, die aber damals nur zum Teil waren abgedruckt worden.

Du Peyrou hat nun selbst eine Ausgabe der Fortsetzung der Bekenntnisse als zu der Neuchateller Ausgabe der Rousseauschen Werke gehörig veranstaltet, mit dem besonderen Titel: Seconde Partie des Confessions de J. J. Rousseau. — Ed. enrichie d'un nouveau recueil de ses Lettres. 790. T. 3—7, gr. 8⁰. Die Fortsetzung der Bekenntnisse selbst besteht eigentlich aus zwei Bänden, welche, unter du Peyrous Augen, mit der größten Sorgfalt und Treue nach der Abschrift des Moultou'schen Originals abgedruckt wurden. Alle Stellen, in welchen sich die Genfer Herausgeber aus Nachlässigkeit oder aus Absicht Änderungen und Auslassungen hatten zu schulden kommen lassen, sind hier berichtigt und wieder hergestellt. Die Namen der meisten Personen sind, wie in der Genfer Ausgabe, nur mit den Anfangsbuchstaben angedeutet: doch finden sich hier noch mehrere ausgeschrieben.*) Rousseau bezieht sich öfters auf Briefe, die als Beilagen den Bekenntnissen folgen sollten. Ungeachtet sich der gewissenhafte du Peyrou den Abdruck derer nicht erlaubt hat, welche nicht selbst in Rousseaus Werk eingeflochten waren, so hat er doch Rousseaus Verweisungen darauf, nicht, wie die Genfer an den

*) Diese Schonung ist lobenswürdig; allein, sie hat wenig geholfen. Man konnte die Namen teils erraten, teils ist der Schlüssel zu denselben besonders herausgekommen.

meisten Stellen tun, weggeschnitten. Er hatte dabei die gute Absicht, daß, wenn sich je ein Zweifel gegen die Echtheit einer Erzählung erheben sollte, man zu jenen Briefen zurück gehen könnte, die er mit allen Papieren Rousseaus an einem öffentlichen Ort niederlegen wollte. Eine vorausgeschickte Nachricht des Buchhändlers führt einige Beispiele von Veränderungen, welche die Genfer mit den Bekenntnissen gemacht haben, an, ohne die Stellen vollständig aufzuzählen oder nur die erheblichsten auszuwählen. Schwerlich sind die Genfer bei ihrer Unternehmung nach festen Grundsätzen zu Werke gegangen: wie hätten sie sonst, gegen ihre eigene Erklärung, die meisten mutwilligen Ausfälle und heftigen Angriffe auf noch lebende Personen stehen lassen, und ihre Kastrierung mehrenteils nur auf einzelne harte Worte und Ausdrücke gegen verschiedene Personen, oder auf einiges, was die Delikatesse beleidigte, einschränken können. Grimms sittlicher Charakter erscheint in den Bekenntnissen in keinem vorteilhaften Licht. Ungeachtet er noch lebt, so haben die Genfer doch die härtesten Stellen über seine Intriguensucht, über seinen Hochmut, über seine Affektation und über seine geheimen Verbindungen abdrucken lassen, und nur eine Stelle,*) deren Auslassung den ganzen Zusammenhang zerstört, unterdrückt, worin erzählt wird, Grimm habe sich geschminkt und die Nägel gebürstet! — Ist es nicht gleich auffallend, wenn eine ausführliche Beschreibung einer schmerzhaften Operation, der sich Rousseau im Beisein des Marschall v. Luxembourg unterzog, von den Genfern, man sieht nicht warum, weggelassen wird?**)

Die drei folgenden Bände der Neuchateller Ausgabe enthalten die letzten, noch ungedruckt gewesenen Aufsätze Rousseaus, welche in du Peyrous Besitz waren, nebst Briefen. Voran

*) 3, 577. Vgl. du Peyrou's Ausg. 4, 7.

**) 4, 290, l. 12. du Peyr. 4, 247, 16. Ich führe hier noch einige

steht die Déclaration des J. J. Rousseau, relative à M. le Pasteur Vernes, accompagnée de notes responsives, fournies par ce dernier. Die Veranlassung zu dieser Streitschrift gab ein fliegendes Blatt eines Ungenannten gegen Rousseau, für dessen Verfasser er den Herrn Vernes, Prediger zu Genf, hielt. Dieser traurige Irrtum stürzte den argwöhnischen Rousseau von einer Ungerechtigkeit in die andere, wovon jedes Blatt seiner Gegenschrift Beweise liefert. Rousseau hatte du Peyrou zum Aufbewahrer und Herausgeber dieser Schrift bestimmt.*) Er konnte also die Bekanntmachung derselben nur aufschieben, nicht aber die Schrift unterdrücken, ohne Rousseaus Mißtrauen, welches er auch in diesen redlichen und um sein Andenken höchst verdienten Freund setzte, in den Augen der Welt zu rechtfertigen. Um Vernes willen brauchte er dieses Libell nicht zurückzuhalten, da die Unschuld desselben anerkannt und auch hier der Beweis geführt worden, daß Voltaire der Verfasser jener Blätter war. Du Peyrou hat einen neuen Beweis von seiner unparteiischen Denkungsart dadurch abgelegt, daß er, vor dem Druck, den Aufsatz Herrn Vernes auf Verlangen mitteilte und dessen Anmerkungen darüber, die, obgleich bitter und hart, doch an einem so ungerecht behandelten Manne zu entschuldigen sind, dem Aufsatze beifügte.

wichtigere und unwichtigere Veränderungen, die sich die Genfer erlaubt haben, der Seitenzahl nach, an, für diejenigen, welche die Sache interessiert. Genf, 3, 53 l. 4, wozu ein Zusatz in Peyrou 3, 38 l. 6 steht. — G. 3, 178, 3. P. 3, 134, 7. — G. 3, 258. 17. P. 3, 196, 10. — G. 3, 259, 5. P. 3, 196, 18. — G. 3, 357, 1. P. 3, 273. 12. — G. 3, 367, 3. P. 3, 281, 10. — G. 3, 487, 7. P. 3, 374, 10. — G. 3, 488, 1. P. 3, 375, 1. — G. 3, 574, 5. P. 4, 4, 10. — G. 4, 10, 12. P. 4, 25. — G. 4, 99. P. 4, 97. — G. 4, 115, 9. P. 4, 109, 19. — G. 4, 156, 7. P. 4, 142, 4. — G. 4, 169. P. 4, 152. — G. 4, 258 f. P. 4, 222 Not. — G. 4, 291, 15. P. 4, 248 f.

*) Confess. 4, 391 du Peyrou.

Rousseaus Streitigkeit mit Vernes ist zu nahe mit dem Inhalt der Bekenntnisse verwandt und ein so wichtiger Beitrag zu der Geschichte der Ungerechtigkeiten, zu welchen Vorurteil und Leidenschaft verleiten können, daß ich es für zweckmäßig halte, ihr einige Blätter zu widmen. Sie ehrt Rousseaus Andenken nicht; vielmehr stellt sie die Verblendung eines Mannes dar, der sich vielleicht in seinem ganzen Leben an Niemanden schwerer versündigte als an Vernes. Aber das strenge Totengericht darf auch diese, wahrlich sehr lehrreiche Geschichte ans Licht ziehen. Sie diene dem zum Spiegel, der seine Leidenschaften über sich herrschen läßt!

In den letzten Tagen des Jahres 1764, kurze Zeit, nachdem die Briefe vom Berge ans Licht getreten waren, erhielt Rousseau von Genf ein gegen jene Briefe gerichtetes und als im Namen der Genfer Bürger geschriebenes Blatt, unter dem Titel: Sentimens des citoyens. Mancher Vorwurf desselben traf ihn; die Sucht aber, ihn lächerlich zu machen und als einen Wüstling darzustellen, war ungerecht und lieblos. Rousseau, seiner Unschuld sich bewußt, glaubte sich dadurch am besten zu rechtfertigen, daß er das Exemplar sogleich in Paris mit einigen Anmerkungen und mit einem Sendschreiben an seinen Verleger nachdrucken ließ, worin er Vernes als Verfasser nannte.*) Fest hiervon überzeugt, schrieb er vielleicht noch an demselbigen Tag, da er jenes Blatt erhalten

*) In der Genfer Ausgabe der Rousseau'schen Werke finde ich dieses, vielleicht nach einer späteren Revision, von Rousseau noch ein wenig problematisch ausgedrückt: „Der Verfasser ist Herr Vernes, wenn ich mich anders nicht betrüge: man muß es nur abwarten, um Aufklärung darüber zu erhalten: denn, ist er Verfasser, so wird er nicht ermangeln, die Schrift, wie es sich für einen ehrlichen Mann und guten Christen gebührt, anzuerkennen: ist er es nicht, so wird er sie ableugnen, und das Publikum wird wissen, woran es ist.“

hatte, darüber an seinen Freund Ivernois: „Ich habe in der Schrift: S. d. c. sogleich den Pastoralstil des Herrn Vernes, Verteidigers des Glaubens, der Wahrheit, der Tugend und der christlichen Liebe erkannt. Die Bürger hätten kein würdigeres Werkzeug wählen können, um dem Publikum ihre Gedanken mitzuteilen.“ *) Es war ganz in der Ordnung, daß der stets Komplotte fürchtende Rousseau den Verfasser jener Schrift für das Sprachrohr einer ganzen Gesellschaft hielt, ja, daß er bald darauf sogar Frau v. Epinay, die ihm in der Einsiedelei Jahre lang mit Freundschaft zuvor gekommen war, von der er aber glaubte, sie stehe jetzt im Bunde mit seinen Feinden, in die Schuld des Verfassers dieser Schrift verwickelte. Denn dies äußert er ausdrücklich in einem Briefe an Duclos: „Es ist zu Genf eine abscheuliche Schmähschrift erschienen, zu welcher die Dame v. Epinay Memoiren nach ihrer Art geliefert hat.“**)

Vernes beschwerte sich über jene Andichtung in einem weit gemäßigteren Tone, als man von einem so sehr gereizten Manne erwarten konnte: er versicherte, nicht den geringsten Anteil an jener Schandschrift gehabt, vielmehr überall seinen Abscheu dagegen bezeigt zu haben. Rousseau antwortete sehr kalt, er habe auf Vernes Erklärung nach Paris geschrieben, um den dortigen Nachdruck der Sentimens unterdrücken zu lassen, und er erbiete sich auf jede andere Art zur Bekanntmachung der Ableugnung des Herrn Vernes beizutragen. Nach Rousseaus Erzählung in den Bekenntnissen bestimmte ihn hierzu das Ansehen mehrerer redlicher Freunde, welche zweifelten, daß Vernes der Verfasser jener Schrift sei und Rousseau darüber tadelten, daß er ihn zu leichtfertig als den Urheber

*) 31. Dez. 1784 C. 6 p. 286.
**) 13. Jan. 1765 p. 300.

genannt habe. Wirklich schienen in dieser Zeit einige Zweifel in Rousseaus Seele aufzusteigen, über die er sich aber selbst verblendete. Merkwürdig ist in dieser Rücksicht, sein Brief an Moultou,*) worin er sagt: „Vernes hat mir einen anständigen Brief geschrieben; ich habe ihm höflich geantwortet. Begnügt er sich damit, die Schrift in anständigen Ausdrücken abzuleugnen, so werde ich nichts darauf versetzen; denn ich bin der Klagen müde. Läßt er sich aber einfallen, böse zu tun, so wollen wir sehen. Es wird schwer sein, juristisch zu beweisen, daß er Verfasser des Stückes ist: indeß glaube ich mich imstande, die Sache so wahrscheinlich zu machen, daß das Publikum nicht mehr daran zweifeln wird als ich.“ Wenn er demungeachtet seinen Freund ersucht, alle möglichen Untersuchungen anzustellen, und die Resultate derselben ihm mitzuteilen, um sich, wenn er aufs äußerste getrieben werden sollte, ihrer zu bedienen, so scheint mir dies die Sprache einer inneren Unruhe zu sein, welcher die Möglichkeit, sich selbst getäuscht zu haben, ahndet. Wenigstens ist diese Unruhe im folgenden sichtbar. „In diesem Augenblick, fügt er seinem Brief hinzu, erregt mir das, was man mir von Vernes schreibt, Zweifel, ob das Werk nicht vielleicht von einem andern sei, der seine Maßregeln könnte genommen haben, um zu machen, daß es Herrn Vernes zugeeignet würde. Was gäbe ich darum, die Wahrheit zu wissen! In diesem Zustande der Ungewißheit schrieb er den folgenden Tag an Le Nieps*): er habe sich gegen Vernes verbindlich gemacht, so viel als möglich beizutragen, um die Ableugnung des Herrn Vernes zu verbreiten, in der Ungewißheit, ob sich nicht ein böserer Mensch als Vernes unter seinem Mantel verberge.

*) 7. Febr. 1765 p. 329.
**) 8. Febr. 1765 p. 337.

Nichtsdestoweniger nennt er einige Tage darauf Vernes bestimmt als Verfasser*): „Vernes Schrift fand in Motiers bei den Frauen eben so vielen Beifall, als sie Unwillen in Genf und Paris erregt hat, und drei Jahre einer untadelhaften Aufführung unter den Augen derselben konnten die arme Mademoiselle le Vasseur**) nicht gegen die Wirkung eines Libells schützen, welches aus einem Land gekommen ist, wo weder ich noch sie gelebt hat."

Vernes, um so weniger mit Rousseaus schriftlicher Erklärung zufrieden, da die Rousseau'sche Ausgabe der Sentimens bereits vergriffen und dadurch die Sage, daß Vernes Verfasser sei, allgemein verbreitet war, forderte eine mehr in die Augen fallende Genugtuung. Sei es nun, daß Rousseau neue Gründe zum Verdacht gegen Vernes gesammelt hatte, oder sich einbildete, wie er in den Bekenntnissen äußert, Vernes wolle ihn ausholen, in welchem Grade er unterrichtet sei, und ob er sich getraue, den Beweis gegen Vernes zu führen: genug, er antwortete ihm trocken und kurz, er habe keine Erklärungen weiter von ihm zu erwarten; die Ursache werde Vernes am besten wissen. Ihr Briefwechsel habe nunmehr ein Ende. Aufgebracht über das schnöde Verfahren eines Beleidigers, der hier den Beleidigten zu machen schien.***) drang Vernes nochmals auf eine deutliche und bestimmte Erklärung über Rousseaus Äußerungen, worauf dieser nichts erwiderte, als, daß er ihm, trotz alles Ableugnens, einzig und allein die Schrift zuschreibe. Vernes unterließ nicht, Rousseau auf die Widersprüche in seinem jetzigen Betragen

*) An du Peyrou 14. Febr. C. 33 p. 150, Genf.

**) Die in den Sentimens ein verworfenes Geschöpf genannt wird.

***) Est hominum numerus qui, ita putant, sibi fieri iniuriam, vltro si, quam fecere ipsi, expostulant et vltro accusant. Terenz.

mit seinem ersten Brief aufmerksam zu machen; besonders hielt er ihm die Seichtigkeit des Grundes vor, daß er ihn blos des Stiles wegen für den Verfasser jener Blätter gehalten habe. Da Rousseau diesen Brief keiner Antwort würdigte, weil er, nach seinem Ausdruck in den Bekenntnissen, keinen Briefwechsel mit Vernes habe anfangen wollen, so ließ Vernes seine in dieser Angelegenheit an Rousseau geschriebenen Briefe nebst dessen Antworten zu seiner Rechtfertigung drucken. Noch wurde nichts unterlassen, um Rousseau von seinem Irrtum zurück zu bringen; sogar Rousseaus Freund, v. Ivernois, mußte in Vernes Namen ihm darüber Vorstellungen machen welche Rousseau zu einigen höflichen Erklärungen brachten, ohne in der Hauptsache seiner Überzeugung Abbruch zu tun. Er antwortete Herrn v. Ivernois*): „Lassen Sie Herrn Vernes seine Untersuchungen anstellen; er beweise seine Unschuld, und er wird mit mir zufrieden sein. Aber bis dahin entsage ich aller Verbindung mit ihm. Sie werden sehen, was ich getan habe;**) Sie werden über meine Gründe urteilen und über diejenigen, welche die meinigen umstoßen können. Unterdeß habe ich nichts bekannt gemacht, und werde nichts bekannt machen, ohne eine neue Veranlassung zum Reden. Es reut mich, ihm geschadet zu haben, und ich will es nicht ferner tun, wenn ich nicht dazu gezwungen werde. Ich würde alles darum geben, um ihn unschuldig zu glauben, damit er mein Herz erkennte und sähe, wie ich mein Unrecht vergüte. Aber, ehe ich ihn für unschuldig erkläre, muß ich es glauben; und ich glaube das Gegenteil so entschieden, daß ich nicht einmal begreife, wie er mich eines andern überzeugen

*) 20. Juli p. 364.

**) Dies bezieht sich vielleicht schon auf den Aufsatz, den Rousseau gegen Vernes schrieb.

will. Doch, er beweise, und ich bin zu seinen Füßen. Aber bei Gott, wenn er strafbar ist, so raten sie ihm, zu schweigen!" —

Da Rousseau dennoch fühlte, daß er, wenn Vernes unschuldig wäre, kein Recht hätte, von ihm zu verlangen, daß er ihm etwas bewiese; so setzte er selbst die Gründe seines Urteils über Vernes in einem eigenen Aufsatz auseinander, den er dem Ausspruch des Genfer Magistrats unterwerfen wollte. Wir wollen sehen, mit welchen Waffen Rousseau eine verzweifelte Sache verteidigt. Er läßt keinen Umstand vorbei, der ihm Verdacht erwecken konnte. Im Jahre 1752 machte Rousseau mit Vernes in Genf Bekanntschaft und setzte dieselbe seitdem durch Briefe fort.*) Entfernung und einige kleine Vorfälle machten Rousseau allmählich gleichgültig gegen Vernes, und er antwortete nicht mehr auf dessen Briefe. Rousseau glaubte sich in seiner guten Meinung von Vernes betrogen zu haben. „Ich versprach mir, sagt er,**) ehemals weit mehr von dem jungen Prediger Vernes, als ich in der Folge Ursache gehabt habe." Rousseau hielt sein Stillschweigen für die erste Quelle des Hasses, den Vernes auf ihn geworfen habe. Demungeachtet, als Rousseau aus dem Berner und Genfer Gebiet verwiesen wurde, bot ihm Vernes ein Asyl bei sich an, und meldete ihm zugleich, er werde gegen ihn schreiben. Über beides äußert sich Rousseau in einem Brief an Moultou***) in sehr freundschaftlichen Ausdrücken; unter andern sagt er: „Vernes Plan, mich zu widerlegen, ist vortrefflich und kann mir sogar sehr nützlich und ehrenvoll sein.

*) Er versicherte Herrn Vernes damals oft in sehr warmen Ausdrücken seiner Freundschaft. Wie stimmt damit Rousseaus Bekenntnis in einer Anmerkung zu den Sentimens überein, daß Vernes weder je sein Freund gewesen, noch es jetzt sei?

**) Confess. 3, 273 l. 12 du Peyrou.

***) 10. August 62 C. 6. p. 41.

Es ist gut, daß man sieht, er bestreitet und liebt mich; es ist gut, daß man wisse, daß meine Freunde mir nicht durch Parteigeist ergeben sind, sondern durch eine aufrichtige Liebe zur Wahrheit, die uns alle vereinigt." Dies war edel und des Weisen von Genf würdig gedacht. Allein, es dauerte nicht lange, so fingen ihm Vernes Absichten an, verdächtig zu werden,*) und er konnte seinen Unwillen nicht verbergen, als Vernes Briefe über Rousseaus Christianismus erschienen waren.**) In dem Aufsatze gegen Vernes läßt sich Rousseau weitläufig darüber aus. Allerhand Äußerungen Vernes mochten freilich einen gereizten und empfindlichen Schriftsteller verraten, indeß nahm Rousseau alles viel zu hoch auf und deutelte so lange daran, bis Vernes Worte einen recht gehässigen Sinn bekamen. Ohne Vernes Schrift zu beantworten, erlaubte sich Rousseau nur ein paar Anspielungen darauf in einer Anmerkung zu den Briefen vom Berge, ein weniger ehrliches Verfahren, als wenn er seine Unzufriedenheit mit Vernes unverhohlen an den Tag gelegt hätte. Rousseau versichert, alles habe anfangs über die Briefe vom Berge geschwiegen, den einzigen Vernes ausgenommen, der ein lautes Geschrei dagegen erhoben haben solle: ein Umstand, der sehr natürlich wäre, von Vernes aber abgeleugnet wird. Als hierauf die Sentimens erschienen, habe er seinen Mann sogleich an den vorgetragenen Sachen erkannt, die Vernes allein mit lauter Stimme debitiert habe. Er habe zwar in Genf Feinde seiner Meinungen, aber keine persönlichen weiter als Vernes, also müsse dieser Verfasser sein. Auch habe Vernes in Privatbriefen eben solche Dinge, wie sie in dem Libell stehen, gesagt, welches von Vernes ebenfalls verneint wird. Ich brauche kaum auf den Widerspruch aufmerksam zu machen,

*) Br. 8. Oct. 62 p. 63.
**) 1. Aug. 63 p. 174.

daß Rousseau Herrn Vernes an dem Sachinhalt erkannt haben will, da es doch vorher lediglich der Pastoralstil war, den er zum Beweis dieses Urteils anführte.

Ein neuer Grund, Herrn Vernes für den Verfasser zu halten, wird daher genommen, daß jene Schrift fast ganz von der Religion und deren Dienern zu Genf handelt zu einer Zeit, wo man in Genf blos mit Staatsangelegenheiten beschäftigt war. Noch mehr: der Verfasser jener Blätter hatte gesagt, Rousseau habe in den Briefen vom Berge eine Verräterei an dem Vertrauen eines Freundes begangen, indem er einen seiner Briefe habe abdrucken lassen, um drei Prediger miteinander zu entzweien. Diese Stelle bezieht sich auf eine Anmerkung,*) in welcher Rousseau einen Brief von Vernes; obwohl nicht namentlich, hat abdrucken lassen, worin behauptet wird, die Wunder seien nicht zum Beweis der Wahrheit des Christentums für alle Zeiten und Länder, sondern nur für die Augenzeugen, d. h. für die Juden, bestimmt gewesen. In der Tat war es nicht edel, daß Rousseau eine freimütige Privatäußerung, deren Bekanntwerden dem Verfasser Verantwortung zuziehen konnte, öffentlich bekannt machte.

Während seines Briefwechsels mit Vernes über die Sentimens erschien ein anderes ähnliches Blatt: Sentimens des jurisconsults, in welchem Rousseau sogleich den Verfasser der ersten Sentimens wieder erkannte, der durch die letztere Schrift die Absicht gehabt habe, den Verfasser der ersten zu verstecken. Sie wurde Rousseau unter eben dem Siegel, wie die vorige, zugeschickt: Rousseaus Stil wurde darin vorzüglich getadelt, wie Vernes mündlich sollte getan haben, welches er aber mit mehreren Tadlern Rousseaus gemein hatte. Man sprach davon, daß Voltaire die erste Schrift verfaßt habe;

*) Lettr. de la mont. p. 111.

in der letzteren fand sich auch Voltaires Rechtschreibung und ihm eigene Redensarten. Dennoch hielt Rousseau dies blos für Maske und maß dem Gerücht, das wider den Weisen von Ferney zeugte, keinen Glauben bei.

Wenn Rousseau schon vorher in einem Briefe sagt und in diesem Aufsatz wiederholt,*) er gestehe, daß alle diese Gründe, obgleich zu seiner subjektiven Überzeugung hinlänglich, nicht hinreichten, um Herrn Vernes gerichtlich zu überführen, so begreife ich nicht, wie er auf den Einfall kam, den Rat in Genf zum Schiedsrichter in dieser Sache zu machen und Herrn Vernes, wenn dieser für unschuldig erklärt würde, die demütigste Abbitte zu versprechen. Rousseau war in Gefahr, verurteilt zu werden, hätte ihn du Peyrous guter Rat nicht dahin gebracht, von seinem Vorhaben abzustehen, und seine Schrift zurück zu halten.

Man hat gesehen, daß Rousseau sich darauf verstand, seine Hypothese bis zu dem möglichsten Grade von Wahrscheinlichkeit zu treiben. Die Trüglichkeit solcher kritischer Vermutungen würde dieses Beispiel allein beweisen, wenn uns auch keine anderen Beispiele von dergleichen verunglückten Versuchen, selbst aus der neuesten Zeitgeschichte, vorschwebten. Vernes sollte und mußte der Schuldige sein, weil Rousseau ja keinen andern persönlichen Feind in Genf hatte, gleich, als wenn er einen Voltaire und Tronchin vergessen hätte, die er schon längst feindseliger Gesinnungen gegen sich bezichtigte. Gegen Voltaire sprach, außer der öffentlichen Sage, so viel und noch weit mehr als gegen Vernes. Voltaire war Rousseaus Feind, so wie dieser jenem wiederum erklärt hatte, daß er ihn nicht liebe; er war von Rousseau unlängst in den Briefen vom Berge viel heftiger angegriffen und beleidigt

*) p. 92.

worden, als Vernes; und es war nicht sehr wahrscheinlich, daß ein Voltaire dieses vergessen oder ungerügt lassen sollte. Fast sollte man glauben, Rousseau habe es nicht wissen wollen, daß der Philosoph von Ferney der Verfasser sei, da er so sorgfältig allen Umständen auswich, die ihn darauf hätten führen müssen. Wie, wenn er eine leise Ahnung von Voltaires Anteil an jener Schrift gehabt hätte, ohne daß er es wagte, ihn gerade anzugreifen und seine Rache noch mehr zu reizen? So wußte er, daß ein Jesuit an der Schrift des Königs in Polen gegen Rousseau Anteil hatte, ohne sich an jenen zu halten: so war Voltaire Mitverfasser von dem Aufsatz über Genf in der Encyklopädie, und doch tat Rousseau in seiner Gegenschrift nicht, als wisse er darum!

Rousseau hatte seinen Aufsatz du Peyrou anvertraut; er schreibt noch im Jahre 1770, in seinen Bekenntnissen, er hoffe, wenn dieser verständige und rührende Aufsatz je das Tageslicht erblicken sollte, man werde Jean Jacques Seele, die seine Zeitgenossen so wenig gekannt hätten, ganz darin aufgedeckt sehen. Aufgedeckt liegt allerdings in jenem Aufsatz der sonderbare Charakter eines Mannes, der den Eingebungen seines argwöhnischen Gemüts und seiner Laune folgte, der durch Widerspruch nur mehr gereizt und hartnäckiger wurde, der, was er einmal behauptete, nicht leicht widerrief, der in der Hitze der Leidenschaft selbst die Forderungen der Gerechtigkeit überhörte und, bei alledem nach den Vorschriften der Rechtschaffenheit und Weisheit gehandelt zu haben wähnte. Wenn Rousseau auch nur ein einzigesmal in seinem Leben eine Ungerechtigkeit wie diese beging, so dient uns doch sein Betragen zur Rechtfertigung, wenn wir seine Urteile über die Menschen, hauptsächlich über seine Feinde, nicht ohne Bedenken zu unseren eigenen machen. Sollte Rousseau wirklich, wie

die Genfer Herausgeber von Rousseaus Werken*) sagen, nach einiger Zeit erfahren haben, daß Voltaire der wahre Verfasser der Sentimens sei, so würde es sich schwerlich mit den Grundsätzen der Moral vereinigen lassen, daß er weder die Herrn Vernes betreffende Stelle in den Bekenntnissen umänderte, noch seine gegen Vernes gerichtete Schrift gänzlich unterdrückte.

Genug von jener Streitigkeit, die mich zu einer langen Abschweifung verführte. Die Anzeige der anderen Stücke, welche du Peyrous Ausgabe der Bekenntnisse angehängt sind, kann füglich desto kürzer werden. Die zweite in dieser Sammlung abgedruckte Schrift: Vision de Pierre de la Montagne, dit le Voyant ist eine witzige Abfertigung des Herrn Boy de la Tour, in welcher über die Wunder gespottet wird, die in Motiers den Vorwand zu Rousseaus Verfolgungen hergaben. Du Peyrou hatte dieses Blatt schon einmal in Genf drucken lassen; unter Rousseaus Werke war es aber noch nicht aufgenommen.**) Hierauf folgt eine Sammlung von bisher ungedruckten Briefen, die weit größer, als die der Genfer Ausgabe der Bekenntnisse beigefügte ist. Viele Stellen, die in der Genfer als gleichgültig weggeschnitten waren, hat du Peyrou hergestellt, weil er jene Verstümmelung als eine Art von Untreue ansah, und sich nicht anmaßte, bestimmen zu wollen, was ganz gleichgültig sei oder nicht. Wenigen von diesen Briefen wird alles Interesse mangeln: die meisten dienen mehr oder weniger zur Aufklärung von Rousseaus Lebensgeschichte, und bieten interessante Charakterzüge in ihren kleinsten Details dar. Rousseaus Briefe an du Peyrou, wovon verschiedene in der Genfer Ausgabe mit abgedruckt worden, hat der

*) Anmerkung zu den Sent. des citoyens. T. 27 p. 167.

**) Confess. 4, 387 du Peyrou.

Herausgeber weggelassen, um sie zusammen mit einigen Erläuterungen, die er von Rousseau selbst erhalten, herauszugeben.

Am Ende des siebenten Bandes steht ein merkwürdiges Mémoire, geschrieben im Februar 1777 und seitdem verschiedenen Personen mitgeteilt, nebst einem Bruchstück, das sich unter Rousseaus Papieren gefunden und einen Bezug auf die Behandlung, die er von seinen Feinden erfahren mußte, hat. In jenem bittet Rousseau sehr demütig diejenigen, welche über sein Schicksal gebieten, sich auch seiner Person und der Person seiner Gattin anzunehmen und ihnen ein Asyl anzuweisen, wo sie auf eigne Kosten, ruhig und vergessen ihre Tage beschließen könnten. Dieser Bitte Erfüllung wurde ihm erst wenige Wochen vor seinem Ende in Ermenonville zuteil.

Rousseau schrieb seine Bekenntnisse nicht für sich, sondern für uns, seine Nachkommen, denen sein Beispiel, bisweilen zum Muster der Nachahmung, noch häufiger aber zur warnenden Lehre dienen kann. Wenn er selbst seine Gedanken, Worte und Werke offenbarte, ohne des Lesers Urteil vorzu greifen, dem er die Schilderung seines Charakters nach den gegebenen Tatsachen, überläßt, so erfüllt ein Jeder der durch Zergliederung der Bekenntnisse zur genaueren Kenntniß ihres Urhebers beizutragen sucht, Rousseaus eigenen Wunsch und darf auf Beistimmung der Unparteiischen und vernünftig Philosophierenden rechnen. Der Nimbus der Größe und Heiligkeit verschwindet, wenn man Rousseau in der Nähe betrachtet: aber auch, entkleidet von fremdem Schmuck, bleibt er einer der besten Köpfe seines Zeitalters und, trotz der Fehler, die man ihm zu verzeihen hat, ein liebenswürdiger Mensch!



Achtzehn bisher unveröffentlichte Briefe Rousseaus an die Gräfin Houdetot.

Die Briefe Rousseaus an die Gräfin Houdetot, die wir hier erstmalig in deutscher Sprache der Öffentlichkeit übergeben, besitzen einen umso größeren Wert, als bis jetzt nur etwa 15 Briefe Rousseaus an die Gräfin bekannt waren, die teils in seinem Briefwechsel, teils in Revuen veröffentlicht sind. Bekanntlich behauptete die Gräfin, alle jene Briefe Rousseaus, die er ihr auf der Höhe seiner Leidenschaft geschrieben, vernichtet zu haben, eine Behauptung, die Rousseau jedoch niemals glauben wollte. Gehören nun auch diese 18 Briefe nicht zu jenen leidenschaftlichen, so sind sie doch fast alle hochbedeutsam und illustrieren vortrefflich das reine Verhältnis, das zwischen beiden herrschte. Sie reichen vom 1. Oktober 1757 bis Ende März 1758.

Rousseau fühlt sich von allen Seiten verraten: Grimm verleumdet ihn, Diderot schließt sich jenem an, Frau von Epinay, schwach von Charakter, ist mit ihnen im Bunde und sucht ihn zu demütigen! Am schwersten trifft es jedoch seine liebende Seele, als er fühlt, daß ihm auch die Gräfin entschlüpfen wird! . . . Aus diesem Milieu heraus sind diese 18 Briefe geschrieben, die eine lange Liebesklage, einen einzigen Verzweiflungsschrei bilden. Einer von ihnen, der elfte, auffallend

schon durch seine außergewöhnliche Länge, kann als eine Art Abhandlung über die Freundschaft betrachtet werden und ist ein document humain allerersten Ranges. Doch der Leser urteile selbst!

Erster Brief.

Eremitage, den 1. Oktober 1757.

Ihr Brief hat mir ein lebhaftes Vergnügen bereitet, und Sie wissen wohl, daß die Zeichen Ihres Gedenkens nicht so selten zu sein brauchten, um mir teuer zu sein. Von meiner Gesundheit habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen, alle Vorstellungen, die sich darauf beziehen, bieten mir nur traurige Ausblicke. Der Winter naht, meine Kräfte nehmen ab, ich soll Sie nicht mehr sehen, und ich habe weder Hoffnung, den Frühling, noch mein Vaterland wiederzusehen! Von Ihnen, gnädige Frau, die Sie dazu veranlagt sind, sich wohl zu befinden, möchte man fast glauben, daß Sie mutwillig Ihre Gesundheit zerstören. Die Sorgen, die Sie sich um diejenige Ihres Freundes machen, die sitzende Lebensweise, die Sie führen, unaufhörlich mit Schreiben oder gar mit Weinen beschäftigt, üben auf Sie bereits eine recht augenfällige Wirkung aus, die sich für mich, der ich Sie selten genug sehe, ganz deutlich dadurch kennzeichnet, daß ich Sie jedesmal magerer finde. Es heißt, Sie seien ziemlich weit von hier auf dem Lande; nun, ich wünsche recht herzlich, daß Sie dort jemand finden, dessen Gesellschaft Ihnen weniger verdrießlich sei und der Ihnen den Geschmack am Spazierengehen, den ich leider das Unglück hatte, Ihnen zu rauben, wiedergeben könnte.

Es freut mich sehr, daß Mme. d'Epinay mit Ihnen von meiner demnächstigen Aussöhnung mit Grimm gesprochen hat. Mir einen Freund wiedergeben heißt manches Unrecht gutmachen; aber das sicherste Mittel für sie, mich alle ihre Kränkungen vergessen zu machen, ist, Ihnen keine solchen mehr zuzufügen und Sie fortan als Schwester und Freundin zu behandeln. Was Ihr Phantasiegemälde von den vier Freunden anbelangt, das Sie entzückt, so würde es mir noch weit mehr gefallen,

wenn ich nicht wüßte, daß für mich jede Zuneigung eine Quelle des Schmerzes ist. Ich fordere ebensoviel wie ich gebe, und da ich niemand finde, der mir dies zurückgibt, so ziehe ich mich stets mit dem Schmerze, kein Herz zu finden, das dem meinigen entspricht, in mich selbst zurück. Derjenige, der mich lieben müßte, wie ich ihn zu lieben weiß, soll noch geboren werden, und ich gehe ja schon dem Ende entgegen.

Diderot ist nicht gekommen; seit drei Wochen habe ich Ihrem Freunde geschrieben, ohne eine Antwort zu bekommen. Noch weiß ich nicht, wie Grimm mich empfangen wird; Sie wissen genau, was ich von Mme. d'Epinay denken muß, und Sie selbst, das weiß ich sehr wohl, suchen mich nur deshalb anderen Freunden zuzuführen, um sich von mir freizumachen. Es ist unnötig, mir so stark zu betonen, daß Sie in Eaubonne keinen Aufenthalt nehmen werden; von dem Augenblick an, wo ich mich dort lästig fühlte, habe ich den Weg dorthin vergessen. Ach, muß ich mit diesem empfindsamen Herzen und bei solchem Gemälde meines Geschickes noch krank sein, um beklagenswert zu sein?

Ich werde heute Abend in der Chevrette schlafen, morgen in Clichy bei Frau von Chenonceaux; Montag gedenke ich nach der Chevrette zurückzukehren und bis zum Feste dort zu bleiben. Ich hoffe, Sie weit ruhiger dort zu sehen und Nachrichten von Ihrem Freunde zu hören. Adieu, Madame.

Ich werde Ihnen meinen Brief an Voltaire*) nach der Chevrette mitbringen. Sobald ich meine Abschrift der Briefe Juliens beendet habe, werde ich die Ihrige beginnen, aber ich bitte Sie, dazu ein Papier mitzubringen, wie Sie es lieben; denn ich habe hier keins irgendwelcher Art mehr.

Zweiter Brief.

Eremitage, den 14. Okt. 1757.

Sie wünschen Nachrichten über meine Gesundheit. Ich bin wieder hier in meiner Abgeschiedenheit, dem einzigen Orte, wo ich es aushalten kann. Ich fühle mich da allein, ver-

*) Über das furchtbare Unglück von Lissabon.

gessen von allem, was mir teuer ist. Ich habe aufgehört zu leben und dennoch atme ich noch, das wird Ihnen zur Genüge besagen, wie ich mich befinde.

Sie erwarten die baldige Rückkehr Ihres Freundes, und ich nehme teil an Ihrer Freude. Da er mich keiner Antwort gewürdigt hat, so erwarte ich auch kein Zeichen mehr, daß er sich meiner erinnert und werde ihm auch von mir keins ferner geben; aber das hindert mich nicht, an ihm das herzlichste Interesse zu nehmen, und Sie werden mich wahrhaft verpflichten, wenn Sie mir seine glückliche Ankunft mitteilen wollten.

Die Abschrift meines Briefes an Voltaire ist noch nicht fertig, übrigens wird das Packet reichlich groß für die Versendung mit der Post werden. Wenn ich genau die Zeit weiß, wann Sie nach der Chevrette kommen, so werde ich dafür Sorge tragen, daß Sie es dort vorfinden. Ich selbst fühle mich nicht imstande, dorthin zu kommen; meine Leiden und die Jahreszeit werden mich hier bis zum Frühjahr festhalten, bin ich dann noch am Leben, so werde ich meinen Entschluß fassen. Ich habe in dieser Hinsicht schon geschrieben.

Ihre Gesundheit beunruhigt mich, und ich würde mich noch mehr ängstigen, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß sie sich bald von selbst wieder herstellen wird. Man findet Sie sichtlich abgemagert, Sie essen nicht genügend, Sie kosten nur von allem und schicken Ihren Teller zurück; die gleiche Abneigung folgt Ihnen überallhin, die Speisen wie die Freunde teilen dasselbe Schicksal. Glauben Sie mir, wachen Sie über Ihren Magen und über Ihr Herz, sie sind nicht in gutem Zustande, und das ist Ihre eigene Schuld, denn alle beide sind dazu eingerichtet, gut zu funktionieren. Adieu, Madame.

Dritter Brief.

Eremitage, den 29. Oktober 1757.

Wie lieblich und entzückend war doch dieser ganze Dienstag für mich!*) Eine heitere Ruhe bannte die Aufregung meiner

*) Ein von der Gräfin vorgeschlagenes Rendezvous hatte stattgefunden, beide Freunde waren entzückt, sich wiederzusehen, und dieser Brief drückt die empfundene Freude des enthusiastischen Philosophen aus. A. d. H.

Seele, und im Schoße einer zarten und reinen Freundschaft fand ich dort die Kraft, die Qualen zu ertragen, die mir eine tyrannische Freundschaft bereitet. Wie sind sie doch grausam, diese Freunde! Stets bereit, meiner Freiheit mit einer Leidenschaftlichkeit nachzustellen, wie sie nur meiner Liebe zur Freiheit entspricht, scheinen sie sich die Aufgabe gestellt zu haben, aus dem süßesten Empfinden meines Herzens die ewige Geißel meines Lebens zu machen. Aber, wenn sie meine Armut mißbrauchen, um mich zu erniedrigen und mich unmerklich in die Knechtschaft zu zwingen, so sind sie wahrlich weit vom Ziel. Ich werde ihnen zeigen, daß sie die Freiheit eines Menschen recht schlecht bewertet haben, und daß die meinige überhaupt nicht käuflich ist. Ahmen Sie, meine liebenswürdige Freundin, ich beschwöre Sie, jenen nicht nach! Lassen Sie mich das sein, wozu mich die Natur geschaffen, und nicht das, was ich nach dem Willen all jener Leute sein soll: ein Paradebär, den man am Stricke führt, ein kleiner Parasit, ein verächtlicher Augendiener. Wenn Frau von Epinay ein Geleite braucht, so hat sie Freunde zur Genüge, die ihr hierin dienstbar sein können. Ich bin nicht reich genug, um sie auf meine Kosten zu begleiten, und auf ihre Kosten will ich ihr nicht folgen.

Ich habe in der Hitze meiner gerechten Entrüstung an Grimm geschrieben, und die einzige Vorsichtsmaßregel, die ich in diesem verdächtigen Augenblick getroffen habe, bestand darin, mich an den diskretesten meiner Freunde zu wenden; denn ich gestehe, daß ich, als ich Sie selbst so entschieden die Ansicht Diderots unterstützen sah, in dieser Beihülfe eine Art Komplott erblickt habe, die meine zornige Aufwallung gegen ihn neu belebt hat. Jener Brief ist voll von Dingen, die mein Herz zu verleugnen beginnt, aber er enthält auch treffende Wahrheiten, die meinem Charakter und meiner Lage entsprechen. Ich bin jedoch insofern beruhigt, als sich dieser Brief in den Händen eines Freundes befindet, der, im Besitze dieses Zeichens meines Vertrauens, nur einen anständigen Gebrauch davon machen wird. Sollte mich dieser Brief jedoch unglücklicherweise mit meinen Freunden entzweien, so würde mich das ohne Zweifel lebhaft betrüben, aber ich würde wenigstens den Vorteil davon haben, daß ich sie zehnmal mehr

lieben könnte, da sie sich ferner nicht mehr damit abgeben werden, mich beherrschen zu wollen.

Wie dem auch sei, jetzt ist es an der Zeit, meine teure, werte Freundin, zu zeigen, daß Ihre Zuneigung für Ihre Freunde nicht von Veränderungen abhängt, wie sie bei jenen unvermutet eintreten. Wenn Sie und unser Freund (Saint Lambert) mir bleiben, so kann ich mich über die Ungerechtigkeiten jener trösten, und sie vielleicht zur Vernunft bringen. Ich habe Ihnen meine Freundschaft geschenkt, um die Sie mich gebeten haben, und werde sie niemals zurückziehen. Vielleicht wird man eines Tages, da man meine Abneigung gegen Ihren Stand und Ihr Vermögen kennt, ohne irgend ein Lob sagen: Sie war reich und von Stande, und dennoch liebte er sie bis zum Grabe.

Geben Sie mir, ich bitte Sie dringend, Nachrichten von unserem Freunde, Sie wissen, wie sehr mich dieselben interessieren. Ich hoffe, daß er jetzt in Aachen und vielleicht schon geheilt ist. Unbesorgt! wir werden ihn wiedersehen, ihn gesund und munter umarmen wie im vergangenen Winter; seine Leiden und unsere werden vergessen sein, oder wir werden davon nur sprechen, um uns ferner noch inniger zu lieben. Frau von Epinays Reise ist verschoben, da ihr Sohn erkrankt ist; bitte geben Sie mir Nachrichten von ihr, wie auch von Herrn de La Live.

Ich erhalte soeben Grimms Antwort, sie ist nur provisorisch, ich bin garnicht damit zufrieden. Wenn ich ihn weniger schätzte, möchte ich glauben, daß er mir eine Falle stellt, aber meine verstörte Seele ist nicht mehr imstande, über irgend etwas zu urteilen. Ich schicke Ihnen den Brief, damit Sie ihn selbst beurteilen. Wie dem auch sei, ich habe darauf erwidert, wie es sich gehörte. Adieu, meine teure, gute Freundin. Ach, ohne Sie würde ich keinen Trost mehr auf Erden haben.

Ich bitte Sie inständigst, Grimms Brief zu prüfen und, wenn Sie finden, daß es in der Tat der Brief eines Freundes, eines offenen und wohlgesinnten Mannes ist, mir dieses umgehend mitzuteilen.

Vierter Brief.

Eremitage, den 31. Oktober 1757.

Ob ich ihn bewahren werde! Ob Sie mir beide teuer bleiben werden! Ob ich mich des reinsten und süßesten meiner Tage erinnern werde! Es gibt also zwei Herzen, denen ich teuer bin, und das sind gerade jene, die ich mir auf der ganzen Welt ausgewählt hätte. Diese Zusicherung kann mich über alles trösten und mir am Ende meiner bereits langen Laufbahn die schönsten Tage meines Lebens wiedergeben. Wie! ich werde Sie diesen Winter nicht mehr sehen! Und der Frühling ist noch so fern! Kann ich hoffen, ihn wiederzusehen! und Sie, werde ich Sie noch einmal wiedersehen? . . .

Aber Sie lieben mich, ich bin also nicht mehr zu beklagen.

Als ich Sie hinsichtlich meiner Abreise ganz die Ansicht Diderots teilen sah, habe ich diese Übereinstimmung als eine Art Liga zwischen meinen Freunden angesehen, um mich zur Reise zu zwingen, und ich habe nicht daran gezweifelt, daß Frau von Epinay deren Triebfeder war. Das ließ mich an Grimm einen langen und ärgerlichen Brief schreiben; auch an Frau von Epinay habe ich geschrieben, und habe allen beiden nicht verhehlt, weshalb ich schließlich so bitter geworden bin. Sie haben in meinem letzten Brief die provisorische Antwort Grimms gesehen, ich habe bis jetzt noch keine andere erhalten, und, da ich es auf ihn habe ankommen lassen, was ich tun soll, so weiß ich noch nicht, ob ich abreisen oder bleiben werde. Sie begreifen wohl, daß eine so lange Ungewißheit mich ungeduldig machen muß. Ich werde sicherlich tun, was man beschließen wird, aber ich bin seit zwei Tagen in einer solchen Verfassung, daß ich lieber im Bette, als auf der Reise sein würde.

Sie haben mir weder Nachrichten von S.-L., noch von sich selbst gegeben, alle Welt scheint sich das Wort gegeben zu haben, mich in jeder nur denkbaren, empfindlichen Ratlosigkeit zu lassen. Machen Sie bitte diese Nachlässigkeit wieder gut, denn ich werde in großer Sorge sein, bis ich ihn in Aachen angekommen weiß; und der Zustand, in dem Sie sich bei der Abreise von Eaubonne befanden, läßt mich über seine

folgen nicht ruhig. Sagen Sie mir wenigstens, ob Sie mit der Kur in Passy begonnen haben.

Obgleich krank und traurig, ist mein Leben hier nicht ganz ohne Vergnügen. Ich bin hier vor Zudringlichen sicher, ich lebe moralisch und denke an Sie. Ich fühle hier mehr als je, daß die hehre Tugend und die heilige Freundschaft die höchsten Güter des Menschen sind, nach denen man streben muß, um glücklich zu sein. Sie haben mir beide noch teurer gemacht durch den Wunsch, die Gefühle, mit denen Sie mich ehren, zu verdienen, und ich fühle meinen Eifer sich regen, wenn ich daran denke, daß alles, was ich tue, um mich besser zu machen, ebensoviele Aufmerksamkeiten sind, die ich Ihnen weihe.

Sobald ich mein Schicksal weiß, werde ich Ihre Abschrift anfangen und, da Sie mir noch weiteres Papier schicken wollen, bitte ich Sie, wenn Sie Herrn Grimm sehen, ihm zu sagen, den Einkauf nicht zu machen, mit dem ich ihn beauftragt hatte, da ich wußte, daß das, was Sie mir zugestellt hatten, nicht reichen würde. Ich muß Sie noch davon benachrichtigen, daß Ihr vom Mittwoch datierter Brief mir erst am Sonntag zu Händen gekommen ist. Wenn Sie Ihre Briefe nicht an demselben Tage abschicken, an dem sie geschrieben sind, sollten Sie sie lieber erst von dem Tage datieren, an dem Sie sie absenden. Hoffentlich haben Sie dafür gesorgt, meinen Brief an seine Adresse zu schicken, und in Ihren Briefen etwas von mir hinzuzufügen. Adieu, meine teure, werte Freundin. Helfen Sie mir durch Ihre Freundschaft die Schmerzen ertragen, die Ihre Abwesenheit mir verursacht.

Fünfter Brief.

(Der erste Teil dieses Briefes ist bekannt und dürfte wahrscheinlich von einem unter Rousseaus Papieren gefundenen Konzept herrühren.)

Eremitage, 1. November 1757.

Dies ist nun der vierte Brief, den ich Ihnen ohne Antwort zu erhalten schreibe: ach, wenn Sie mit Ihrem Stillschweigen fortfahren, werde ich Sie nur zugut verstehen. Denken

Sie an den Zustand, in dem ich mich befinde und ziehen Sie doch Ihr Herz zu Rate.

Ich könnte von aller Welt verlassen sein und es ertragen; aber von Ihnen! Von Ihnen, die mich so gut kennt! Großer Gott, bin ich denn ein Verbrecher? Ich, ein Verbrecher! Ich erfahre das allerdings ziemlich spät. Es ist Grimm, mein einstiger Freund, der alle Freunde, deren er mich beraubt, nur mir verdankt, der diese schöne Entdeckung gemacht und veröffentlicht hat. Ach, er ist der anständige Mensch, und ich bin der Undankbare. Er genießt alle Ehren der Tugend, weil er seinen Freund verloren hat und ich, ich sitze in der Schande, weil ich es weder verstanden habe, einer falschen Frau zu schmeicheln, noch mich ihr zu unterwerfen, die ich zu hassen gezwungen war. Ach, wenn ich ein Bösewicht bin, wie gemein ist dann das ganze Menschengeschlecht! Grausame, war es unumgänglich, den Verlockungen der Falschheit Gehör zu geben und denjenigen vor Schmerz sterben zu lassen, der nur lebte, um zu lieben?

Adieu, ich werde Ihnen nicht mehr von mir sprechen: Aber, so wenig ich Sie vergessen kann, so wenig werden auch Sie weder dies Herz vergessen können, das Sie geringschätzen, noch werden Sie jemals ein ähnliches finden.

(Jetzt folgt der unveröffentlichte Teil, welcher mit einigen Varianten das Vorstehende fortsetzt.)

2. November, Tag der Trauer und des Kummers 1757.

Aber, es heißt schweigen und sich verachten lassen. Vorsehung! Vorsehung! Und die Seele sollte nicht unsterblich sein? Ich bin ein Bösewicht, ich! Wie! Diese Entrüstung über meine beschimpfte Ehre, diese stechenden Schmerzen, dieses Schluchzen, das mich erstickt, wären die Synäresis des Verbrechens! Ach, wenn ich ein Bösewicht bin, wie gemein ist dann das ganze Menschengeschlecht! Man zeige mir doch einen besseren Menschen, als ich bin! Man zeige mir doch eine zärtlichere, eine empfindsamere, eine mehr von den Reizen der Freundschaft eingenommene, eine mehr vom Ehrbaren und Schönen berührte Seele! Man zeige Sie mir, und ich werde

schweigen! Sie, die Sie mich gekannt haben, sagen Sie mir: du bist ein Bösewicht, und ich bestrafe mich.

Die Aufregung erstickt mich, ich kann nicht atmen!

Ach, meine Freundin! ach, Saint-Lambert! War es unumgänglich, den Verlockungen der Falschheit Gehör zu geben und denjenigen vor Schmerz sterben zu lassen, der nur lebte, um Euch zu lieben! Grausame, ich werde meine Schande nicht lange ertragen! Ich hoffe, daß die Natur nicht zögern wird, Sie von mir zu befreien und mich zugleich an Ihnen zu rächen, indem sie Sie mein Schicksal und ihre Ungerechtigkeit ein wenig bedauern läßt. Adieu, ich werde Ihnen nicht mehr von mir sprechen, aber, so wenig ich Sie vergessen kann, so wenig werden auch Sie dies der Tugend zugetane Herz vergessen, dies Herz, das Sie geringschätzen und das Sie ähnlich niemals wiederfinden werden.

Ich werde an Saint Lambert schreiben, ich habe es für den Frieden meiner mit Widerwärtigkeiten überlasteten Seele nötig. Ich bitte Sie, mich wissen zu lassen, ob Sie mir gestatten werden, den Brief an Sie zu senden, oder mir zu sagen, ob er in Aachen ist, und wohin dort der Brief zu adressieren ist: eine kurze Notiz, durch Ihren Lakaien geschrieben, genügt hierfür. Es würde mir zugleich sehr angenehm sein, zu erfahren, wie er sich befindet.

Autographisch in der „Isographie berühmter Männer“ von 1830 veröffentlicht.

Eremitage, den 4. November 1757.

Endlich kommt er an, dieser so entsetzlich lange ersehnte Brief. Ich halte ihn, ich öffne ihn mit konvulsivischem Zittern. „Mon cher citoyen.“ Habe ich recht gelesen? Mein Blick trübt sich, ich muß noch einmal lesen: „Cher citoyen.“ Ach, atmen wir auf! Nur langsam lebt man wieder auf; ach, die Heiterkeit kehrt nicht eben so schnell in die Seele zurück, als der Schmerz. Grimms Brief, diese unwürdigen Beschimpfungen, gegen die sich die Tugend niemals wappnete; Ihr langes Stillschweigen, dasjenige Diderots, all dieses fachte meine unverbesserliche Einbildung derartig an, wie Sie es aus

meinem letzten Briefe haben ersehen können: Sie werden darüber noch besser durch denjenigen urteilen können, den ich schrieb, als der Ihrige eintraf und den ich Ihnen durch Fräulein le Vasseur hinschicken wollte. Meine teure Freundin, bewahren Sie auch dies Fragment, ich beschwöre Sie! es zeigt ein Herz, das Ihnen gehört, in einer Situation, die ihm neu war. Jetzt weiß ich es, wie man die Qualen der Hölle darzustellen hat: ein in Schande geratener und von dem, was er liebt, verachteter, ehrenwerter Mensch verkörpert sie.

Es ist vergebens, daß ich Ihren Brief langsam zu lesen versuche. Meine Augen haben Mühe sich darauf zu heften, Herzklopfen stört mich jeden Augenblick, jede neue Zeile läßt mich die vorhergehende vergessen; wohl hat sich der Sturm gelegt, aber das Meer braust und schäumt noch. Ich muß an Sie denken, ich muß an Sie schreiben, und meine Lektüre bis zu dem Augenblick aufschieben, wo mein Geist wieder frei sein wird!

Cher citoyen! Ach, dies Wort erdrückt Ihre ganze Strafpredigt! Jedoch, keine Nachrichten von Diderot; ich habe ihm zwar Beleidigungen geschrieben, aber wir sind daran gewöhnt, uns solche zu sagen und uns trotzdem zu lieben. Er weiß, daß ich den Kummer, den ich ihm verursache, mit meinem Blute zurückkaufen werde; ich weiß, daß er mein Billet gelesen und daß er sich darüber geärgert hat, doch weiß ich nicht, ob ihm nicht Grimm den Brief mitgeteilt hat, wegen dessen er mich als ein Ungeheuer betrachtet, und den er mein schreckliches System nennt. Als ob ein Mensch, der stets den Aufwallungen seiner Leidenschaften überliefert ist, die glücklicherweise keinem Bösewicht angehören, jemals ein System haben könnte.

Ich erinnere mich nicht des vierten Teiles von dem, was in diesem Brief enthalten ist, auch weiß ich nicht, ob er Diderots Entrüstung ebenso erregen wird, wie sie Grimm nach dreitägigem Nachdenken davon empfangen hat; aber ich meine, er sollte mich aus einer sechszehnjährigen Freundschaft besser kennen, als aus dem Zorn eines einzigen Tages. Ich schreibe ihm mit gleicher Post und zwar in einer Weise, die ihn entwaffnen wird.

Aus dem beigefügten Bruchstück können Sie ersehen, ob ich mit meinen aufgereizten Freunden übermäßig stolz verfahre. Doch kommt mir hier ein Gedanke, deswegen ich um Ihren Rat bitte. Wenn Sie ihm in einem kleinen Billet von meiner Unruhe sprächen und, um ihm eine Idee von der Aufregung zu geben, in die mich jene auf Kosten aller meiner Freunde versetzt hat, ihm meinen vorigen Brief zeigten, mit der Bitte, Ihnen denselben umgehend zurückzuschicken, so glaube ich, würde er etwas Mitleid mit einem so gepeinigten Herzen haben und sich viel leichter entwaffnen lassen. Ich weiß nicht, ob dies gut oder schlecht ist; denn ich bin augenblicklich nicht in der Lage, über irgend etwas zu urteilen; aber ich bekenne, daß ich, um vollkommen glücklich zu sein, es gern sähe, wenn mir alles Gute von Ihnen käme. Dies würde für Sie vielleicht auch ein passendes Mittel sein, um seine Bekanntschaft zu machen, und ich werde den Philosophen ebenso gern bei Ihnen sehen, als es mich mit Widerwillen erfüllen würde, dort Herrn Grimm zu wissen.

Adieu, meine liebenswürdige, teure Freundin! Meine Feder wagt doch, dies Wort zu schreiben! mein Mund und mein Herz doch, es noch auszusprechen! O Freude, o Stolz, o, mein Diderot, daß ich dich nicht schon gänzlich beruhigt, o, Saint-Lambert, daß ich dich nicht schon gänzlich geheilt weiß! ich würde der glücklichste der Menschen sein.

Ich werde einige Tage verstreichen lassen, ohne Ihnen zu schreiben. Ich muß aufatmen, mich beruhigen, meine Gedanken wieder in Ordnung bringen. Die Wunde ist noch zu frisch, man muß den alten Verband noch ein wenig darauf lassen. Ich muß auch meine Habseligkeiten nach Montmorency schaffen, inmitten alles möglichen Unrates, in jenes Loch, das ich mir gemietet habe, um dort den Winter zu verbringen. Indessen, bedenken Sie, daß wohl Kommen und Gehen am Schreiben, nicht aber am Lesen hindert.

Wenn ich es mir recht überlege, so halte ich es doch nicht für ratsam, daß Sie an Diderot schreiben, und vor allem nicht, daß Sie ihm meinen Brief schicken; ich sage Ihnen dies, nachdem ich reiflich darüber nachgedacht habe.

Sechster Brief.

Eremitage, den 10. November 1757.

Ich erfahre doch nichts von Ihnen, meine liebenswürdige, teure Freundin, das nicht meine Achtung und Zuneigung für Sie vermehrte, und dies ist sogar bei dem der Fall, was Sie von mir hinsichtlich der Frau von Epinay verlangen. Nun, selbst ein guter Mensch begeht zuweilen eine Ausschreitung, und Sie werden doch sicherlich wegen einiger leerer Rücksichten die Ehre Ihres Freundes nicht kompromittieren wollen! Damit Sie nun den jetzigen Vorfall richtig beurteilen können, gestatten Sie mir, Ihnen die Tatsachen ins Gedächtnis zurückzurufen oder vielmehr, sie Ihnen genau auseinanderzusetzen.

Sie kennen die enge Freundschaft, die mehrere Jahre hindurch zwischen mir und Frau von Epinay geherrscht hat; Sie wissen, welchen Eifer und welche Gunstbezeigungen ihr diese Freundschaft für mich eingegeben, alles, was sie getan hat, um mich ihr näher zu bringen und mein Geschick so angenehm als nur möglich zu gestalten; Sie kennen mein Herz zu gut, als daß ich nötig hätte, Ihnen die Wirkung zu schildern, die alles Entgegenkommen ihres Herzens auf das meinige ausgeübt hat: es genügt, wenn Sie sich die Gespräche in die Erinnerung zurückrufen, die wir beide früher in Epinay in dieser Hinsicht geführt haben.

Unmerklich umspannte sie ihren Freund mit den Banden der Abhängigkeit. Nicht zufrieden mit den Stunden, zu denen mich das Verlangen, sie zu sehen, zu ihr trieb, mußte ich auch stets zu ihr kommen, wenn sie allein war; meine ganze Zeit war mir vorgeschrieben, ohne weder meine Vorliebe für die Zurückgezogenheit zu beachten, noch die Notwendigkeit, für meinen Lebensunterhalt arbeiten zu müssen, noch meine körperlichen Leiden oder gar mein Widerwille, im fremden Hause zu leben. Kaum wagte ich es noch, bisweilen das ihrige zu verlassen, aber das Joch der Freundschaft war mir stets ein angenehmes, und ich trug es ohne Murren. Im vergangenen Sommer haben Sie mich aufgesucht: konnte ich Geringeres tun, als Ihr Entgegenkommen erwiedern? Gab es ein Mittel, Sie zu sehen und nicht zu lieben? Unmerklich habe ich mich

an Sie angeschlossen und, meine Abstecher nach Eaubonne sind mir nicht verziehen worden. Frau von Epinay, die sich daran gewöhnt hatte, vollkommen über mich zu disponieren, konnte es nicht ertragen, daß Sie ihr einen Teil meiner Aufmerksamkeiten raubten. Es ist wahrlich keine Eitelkeitsregung, die mich zu dieser Bemerkung veranlaßt, sondern nur der Wunsch, wenigstens irgendeinen plausiblen Grund für ihr unbegreifliches Benehmen zu finden und es nicht einzig ihrer Bosheit zuzuschreiben. Sie schwor, uns zu veruneinigen, sie rühmte sich dessen, und ihre eignen Worte waren: das soll auf diese oder jene Art enden!

Ungläubig im Punkte der Ehre, der Liebe, des Glaubens, der heiligen Freundschaft, wagte sie es, mit ihren Verleumdungen das zu beflecken, was von den Menschen am meisten respektiert wird, und unwürdigen Argwohn auf zwei Menschen zu werfen, denen sie höchste Achtung schuldete, auf ihre Schwester, auf ihren Freund! Sie ließ es sich angelegen sein, in meinen kleinen Haushalt Verwirrung und Mißstimmung zu tragen, wo doch der Friede das einzige Äquivalent für die Armut ist. Sie wagte es, eine Person, die mir innig verbunden ist, aufzureizen, daß sie mich mit einem Skandal verließe und bei ihr Zuflucht suchte . . . Ich fühle Zorn und Entrüstung in meinem Herzen wiedererwachen bei diesen abscheulichen Erinnerungen. Endigen wir schnell.

Ich wußte alles. Der Zeuge, der es mir hinterbracht hatte, wollte jedoch nicht kompromittiert sein, ich gab mein Wort und mußte es halten, und das ward meine schrecklichste Strafe, daß ich zu heucheln gezwungen wurde und einer treulosen Freundin die Verachtung verbergen mußte, die sie mir eingeflößt hatte; aber läßt sich Verachtung verbergen? Sie hat die meinige nur zu gut bemerkt. In der Furcht, sie habe noch Schlimmeres getan, als ich wußte, zeigte ich ihr meinen Argwohn mit einem Stolz und einer Geringschätzung, die sie reichlich verdient hatte. Ihre Rechtfertigung bestand in Tränen, Freundschaftsumarmungen, Protesten. Ich glaubte sie wenigstens in diesem Falle gerechtfertigt und dachte, man habe mir das Übrige nur aufgebauscht, obschon mir zur selben Zeit ihre sichtliche Kälte nur allzusehr allen Argwohn zurückgeben

mußte. Ich tat, was meine Offenheit heischte, ich schrieb an Ihren Freund, ich denke selbst zu vornehm und habe von ihm eine viel zu gute Meinung, um ein Neubeleben niedriger Verleumdungen zu befürchten. Weder bin ich in meiner Erwartung getäuscht worden, noch er in seiner Wertschätzung, noch Sie in Ihrer Freundschaft; wir drei Herzen sind dazu geschaffen, einander zu lieben und zu ehren, und nicht, um sich gegenseitig zu beargwöhnen oder gar zu fürchten.

Indessen setzte Frau von Epinay ihr Treiben bis zu ihrer Abreise fort. Sie haben mir kein einziges Billet geschrieben, das man nicht beargwöhnt, wir haben keinen Spaziergang in ihrem Park gemacht, den man nicht kritisiert hätte. Das Glück hat gewollt, daß man sich deshalb an den sichersten Zeugen für unser beiderseitiges Benehmen gewender hat und daß meine Ruhe dadurch nicht beeinträchtigt wurde. Unterrichtet von allem, war ich jeden Tag bereit, loszubrechen, und nur mit Mühe habe ich bis zu ihrer Abreise an mich gehalten. Das ist, Madame, die Person, die man mich rücksichtslos zwingen wollte, nach Genf zu begleiten.

Meine Freunde haben sich eine derartige Herrschaft über mich angemaßt, daß ich keinen Schritt mehr tun kann, ohne ihnen davon Rechenschaft abzulegen, und mein Leben wird sich künftighin in Verteidigungsschriften abspielen müssen. Sie haben das indiskrete Billet Diderots gelesen, ich mußte darauf antworten: ich wählte Frau von Epinays besten Freund und, wie ich dachte, meinen vertrautetsten, um ihm diejenigen meiner Gründe auseinanderzusetzen, die ich sagen konnte. Sie dürfen mir glauben, daß dieser Brief infolge meiner geheimen Kenntnis, sowie der Laune, die mir Diderot beigebracht hatte, kein allzuzärtlicher war. Und doch bin ich sicher, daß derselbe in all seiner Schroffheit kein einziges, Frau von Epinay beleidigendes Wort enthält. Man kann daraus nur ersehen, daß ich für sie weder eine allzu lebhafte Freundschaft empfinde, noch mich zu einer großen Dankbarkeit verpflichtet glaube. Was die kindlichen Zornausbrüche anbetrifft, die darin vorherrschen, so beziehen sie sich nur auf das Beschämende meiner Lage und auf meinen Widerwillen gegen die Knechtung; nichts ist auf Frau von Epinay gemünzt.

Man antwortet mir darauf mit einem provisorischen, zweideutigen und unklaren Billet, welches stark an den Stil eines boshaften Menschen erinnert, der heimlich über einen nichtswürdigen Streich nachdenkt: Dann kommt, nach der Abreise, ein zweiter Brief . , . Ach, selbst der verruchtetste Mensch nicht, erhielt jemals einen ähnlichen. Aber, an mich, Madame, ist derselbe gerichtet!!

Um nun zu wissen, ob ich in der Eremitage wohnen bleiben darf oder nicht, ist folgendes zu beachten: vor allem befinde ich mich im Hause einer Frau, die ich weder lieben, noch achten kann, und die mich zu verderben trachtete; hiermit, scheint mir, ist schon alles gesagt. Aber weiter. Der Verfasser jenes Briefes sagte mir vor nur kurzer Zeit: Ich denke, daß, wenn Sie unzufrieden mit Frau von Epinay wären, würden Sie nicht in der Eremitage bleiben. Diese seine Ansicht ist vollkommen die meinige, nun urteilen Sie, ob ich seit Frau von Epinays Abreise größere Ursache habe, mit ihr zufrieden zu sein. Erstens versprach sie mir, mir von Paris zu schreiben, was sie nicht getan hat. Ich habe ihr zudem ein Billet geschrieben, das nichts Beleidigendes enthielt; sie hat auch hierauf nicht geantwortet; ich bat sie um Nachrichten über ihren Sohn, sie hat mir keine gegeben. Sie ist in meinem Vaterlande und giebt mir nicht die geringste Nachricht, weder über ihre Reise, noch über ihre Ankunft. Ich besitze noch ein anderes Anzeichen dafür, daß jener infame Brief, den man mir geschrieben hat, mit ihr verabredet war, und daß der meinige ihr gezeigt worden ist, worin ich sagte, daß, wenn der Gärtner weiter bezahlt werde, ich gern noch den Winter in der Eremitage zubringen würde, um nicht unsern Bruch an die große Glocke zu hängen. Als einzige Antwort bot man mir im Namen der Frau von Epinay die Wiedererstattung des Lohnes des Gärtners an. Wahrlich, wenn ich nach all diesem noch einen Abschied in besserer Form erwarte, so wird man mich ohne Zweifel mit Stockschlägen entlassen.

Eine alte Freundschaft hat, selbst wenn sie erloschen ist, Rechte, die ich stets respektieren werde. Ich habe beschlossen, über Frau von Epinays gehässiges Betragen gegen mich

ewiges Schweigen zu bewahren, meine Beschwerden gegen sie werden bei mir und meinen vertrauten Freunden, bei denen ich in Achtung bleiben will, verschlossen bleiben. Ich weiß recht wohl, daß alle Welt auf mich losfahren wird, aber was besagt das! Es handelt sich nicht darum, was man sagen wird, sondern um das, was ich tun muß. Ich verstehe nicht, wie Sie mir raten können, zu bleiben, während eine innere Stimme, die niemals trügt, mir zuruft, daß jeder Tag, den ich länger in der Eremitage verweile, eine Erniedrigung für mich ist, die man mir vorwerfen wird. Sie wünschen, daß ich an Frau von Epinay schreibe: und was soll ich ihr schreiben? Diktieren Sie mir doch den Brief, ich bitte Sie darum.

Mißbrauchen Sie Ihre Gewalt nicht, um mich zu zwingen, zwischen meiner Ehre und Ihrem Willen zu wählen. Folgendes hat mich dennoch mein Verlangen, Ihnen willfährig zu sein, wenn auch murrend und gegen die Stimme meines Gewissens, bewilligen lassen. Ich habe an Frau von Epinay durch Cahouet (Vertrauter der Frau v. E.) schreiben lassen, um ihre Befehle hinsichtlich der Möbel zu erhalten, die man nicht, den Dieben ausgesetzt, stehen lassen darf, und ich habe versprochen, so lange zu bleiben, bis die Antwort eintrifft. Wenn mit dieser Antwort für mich ein anständiger Brief von Frau von Epinay kommt, der mich auffordert, den Winter hier zuzubringen, so werde ich hierbleiben. Ich will sogar ohne einen Brief von ihr hierbleiben, wenn Sie ihr in ganz bestimmter Weise schreiben wollen, daß Sie dies nur unter Androhung Ihrer Ungnade erreicht haben; daß ich nur ungern hierbleibe und einzig nur aus Willfährigkeit für Sie. Ich werde dann im Frühling, unter dem Vorwande einer Reise, von hier ohne Aufsehen fortgehen. Wählen Sie also zwischen diesen beiden Bedingungen, oder lassen Sie mich gehen, wie ich es schon getan haben sollte.

Übrigens muß ich Sie noch davon in Kenntnis setzen, daß mich nach aller Aufregung und Wut eine solche Schwäche und Niedergeschlagenheit befallen hat, daß sie mir die Kraft zum Denken und Handeln raubt und mich schon bei dem bloßen Gedanken an einen Wohnungswechsel zittern läßt. Glauben Sie mir also, daß ich jetzt keine Ursache habe, meinen

Entschlüssen zu mißtrauen, daß vielmehr, wenn ich noch die Kraft besitze, sie zu halten, dies aus dem Grund geschieht, weil die Ehre das Letzte ist, was bei einem anständigen Menschen erlischt.

Ich habe noch keine Nachrichten von Diderot: bereit, wie er ist, seinen Freunden Vorwürfe zu machen, läßt er sie inmitten ihrer Qualen nach Herzenslust den Leidenskelch leeren. Ich kann den Zustand, in dem er mich hält, nicht länger ertragen, und ich werde am Sonnabend Fräulein le Vasseur zu ihm schicken. Sie wird auch zu Ihnen kommen und Ihre Antwort abholen. Adieu, meine teure Freundin und einzige Trösterin!

Siebenter Brief.

Eremitage, Donnerstag den 17. November 1757.

Ich habe es ja voraus gewußt, daß ich eines Tages lästig fallen würde; aber ich hoffte, offen gestanden, daß es nicht so schnell sein würde. Nun, ich werde in Zukunft diskreter sein. Doch, gestatten Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß die Krise, in der ich mich befinde, schon eine etwas größere Ungeduld als gewöhnlich zuläßt.

Ganz abgesehen von den empfindlichsten Schmerzen, im Begriff im Winter die Wohnung zu wechseln, miete ich eine solche in Montmorency, Sie bestimmen mich, in der Eremitage zu bleiben, ich setze Ihnen meine Gründe auseinander und lege die Ehre Ihres Freundes in Ihre Hände; Sie schreiben mir ein provisorisches Billet und versprechen mir eine gelegentliche lange Antwort; ich warte, krank, wie ich bin und zwischen zwei Wohnungen stehend, sechs Tage, ohne zu wissen, zu welcher ich mich entschließen soll; ich weiß Sie unpäßlich; ich fürchte, daß Sie krank sind. Nach Ablauf der sechs Tage schreibe ich Ihnen, nicht wie Sie vorgeben, durch einen expressen, sondern durch den gewöhnlichen Boten von Montmorency, der dreimal in der Woche nach Paris geht, Kommissionen und Briefe von aller Welt besorgt, und den man deshalb der Post vorzieht, weil einmal das Briefporto nicht teurer ist, und man die Antwort noch am selben Tage erhält.

Wäre ich auch der ruhigste Mensch, so würde ich aller Wahrscheinlichkeit nach doch alles genau ebenso gemacht haben. Jetzt, nachdem ich Ihre Absichten kenne, will ich versuchen, mich bestens danach zu richten. Wenn auch besorgt über Ihre Gesundheit, werde ich mich lieber in Unruhe verzehren; ich werde mehr als sechs Tage Zwischenraum zwischen meine Briefe und Ihre Antworten legen und mich nicht mehr des Boten von Montmorency bedienen, um Sie nicht in Kosten zu stürzen.

Der Brief, den Sie mir Sonntag geschrieben und Montag zur Post sandten, konnte mich am Dienstag nicht beruhigen, weil er mir selbst heute, am Donnerstag, noch nicht zu Händen gekommen ist. Indem Sie ihn frankierten, haben Sie ein vorzügliches Mittel gefunden, ihn verloren gehen zu lassen und, sollte ich ihn glücklich in 8 Tagen erhalten, so werde ich acht qualvolle Tage durchlitten und 5 Sols erspart haben; möge mich der Himmel vor vielen derartigen Ersparnissen behüten!

Die Zeit, die Zeit, Madame, sie ist es, mit der man sparen muß, und jene, die man befriedigt verbringt, ist die wahre Bereicherung des Menschen. So weit ist es mit mir noch nicht gekommen, daß das Briefporto auf meine Lage irgendeinen Einfluß ausübt und, wäre dies selbst der Fall, so würde ich mich durch andere, mir weniger fühlbare Entbehrungen zu entschädigen wissen. Falls Sie fortfahren, Ihre Briefe zu frankieren, werde ich, zweifeln Sie nicht daran, auch die meinigen freimachen; die Hälfte davon wird verloren gehen, die übrigen viel später eintreffen, und das wäre ein schöner Handel!

Es war in der Tat nötig, per rasserenar il mesto ciglio, daß ich über Ihre und unseres Freundes Gesundheit bessere Nachrichten erhielt. Ach, dieser teure, edle Freund! Daß er nicht hier ist, um sich seiner wiedergewonnenen Gesundheit zu erfreuen und sich mit denen, die ihn lieben, allen Neigungen seines Herzens zu überlassen! Das meinige, mit Widerwärtigkeiten überladen, würde sich ihm öffnen, ich würde ihm ohne Zurückhaltung schreiben und wollte gern, um selbst vorsichtiger zu werden, von ihm Lehren der Besonnenheit annehmen. Ich wünschte, Sie zögen aus ihrem jetzigen besseren

Gesundheitszustand den Nutzen, sich wieder völlig herzustellen, indem Sie alles Erforderliche tun und sich vor allem eine gleichmäßige und maßvolle Diät vorschreiben. Auf eins muß ich Sie aufmerksam machen: Sie bleiben zu spät auf, und Ihre Gewohnheit, viel vor dem Schlafengehen zu schreiben, muß Ihnen auf die Dauer das Blut erhitzen. Sie irren sich, wenn Sie glauben, am Morgen den Verlust des nächtlichen Schlafes einholen zu können; man stört in keinem Falle ungestraft die Ordnung der Natur, und schon die Vernunft sagt uns, daß die durch die Sonnenstrahlen bewegte Luft einen weit weniger kräftigenden Schlummer zu verleihen vermag, als die Frische der Nacht. Aber Sie haben eine Gewohnheit zu bekämpfen, und in einem solchen Kampfe bleibt selten die Vernunft Siegerin! Doch sollte Ihr Herz Ihnen wenigstens sagen, daß Sie nicht bloß sich allein über Ihr Leben und Ihre Gesundheit Rechenschaft zu geben haben.

Sie sprechen mir immer von Arbeiten. Verschaffen Sie mir doch vor allem eine ruhige Seele! Wann werde ich, heute aufgeregt, morgen niedergeschlagen, die für die Freiheit des Geistes so nötige Beruhigung finden! Warum habe ich nicht zwanzig Briefporti mehr bezahlt! Ich würde weit zufriedener leben und wäre dadurch viel reicher geworden. In jedem Briefe nehme ich mir vor, mit Ihnen über meine Arbeit und Ihre Kopieen zu sprechen, aber es findet sich so viel anderes, daß ich diesen Gegenstand immer wieder zurückstelle. Hinsichtlich dessen, was ich Ihnen übersandt habe und wofür Sie mir Zahlung anbieten, wollen wir uns jetzt aussprechen. Ich rechne es mir zur Ehre, Ihr Kopist zu sein; ich weiß es sehr wohl, daß ein Jeder von seinem Handwerk leben muß, und für die Kopieen, die Sie bei mir bestellt haben, würden Sie mir nur die Zahlung anbieten, die ich selbst von Ihnen gefordert haben würde. Aber ich bin auch Ihr Freund; wenigstens haben Sie mich mit diesem Titel beehrt, und es will mir scheinen, als ob ich ihn verdiente. Jede Arbeit hat Aufmunterung nötig, und für mich giebt es keine süßere, als Freundschaftsdienste leisten. Wenn ich für Bagatellen, die ich Ihnen gelegentlich sende, Bezahlung annehmen wollte, würde mich schon mein Gewissen daran hindern, weil ich, zu sehr

mit anderen Sachen beschäftigt, auf diese Kopieen nicht die Sorgfalt, wie auf jene verwendete, die ich die Absicht habe, mir bezahlen zu lassen, und das hieße, Ihnen Ihr Geld stehlen. Sprechen wir, ich bitte Sie, nicht mehr davon, bereiten Sie sich vielmehr darauf vor, Ihren Herrn Kopisten gut zu bezahlen, wenn er erst für Sie gearbeitet und Ihnen seine Rechnung überreicht haben wird. Wenn Sie darüer noch irgend ein Bedenken haben sollten, so lassen Sie die Rechnung mit dem ausgeglichen sein, was Sie dem angeblichen Expreßboten, der nur 6 Sols zu bekommen hatte, zuviel gegeben haben.

Endlich empfange ich, während ich dies schreibe, Ihren Brief vom Sonntag. Sie wollen es, ich gehorche, und werde bis zum Frühling in der Eremitage bleiben, vorausgesetzt, daß man mich nicht vorher hinausjagt, wofür ich keinesfalls einstehen möchte. Nun, ich berufe mich auf Ihren guten Glauben, erinnern Sie sich jedoch der Bedingungen, die ich in dieser Hinsicht gestellt habe; denken Sie bitte daran, daß anders meine Ehre kompromittiert sein würde, und daß es nun Ihre Pflicht ist, jene zu erfüllen. Ich erkläre Ihnen, daß ich in dieser Angelegenheit gegen die Stimme meines Gewissens handle, sowie, daß dies zum letztenmal in meinem Leben geschehen wird.

Als ich las, was Sie an Diderot geschrieben, wußte ich sofort, daß Sie alles verdorben haben. Man hätte nicht chlechter verfahren können. Hätten Sie mich nur machen lassen; ich hätte sichere Hoffnung gehabt, ihn Ihnen in weniger denn 14 Tagen widerstandslos zu überliefern; das dürfte nun vorbei sein, wenigstens fürchte ich es sehr. Das ist ein Mensch, den man mit Gewalt zwingen muß, oder vielmehr sich ihm nähern, wie dem Strande, nämlich mit zugewendetem Rücken. Übrigens weiß ich nicht, was er Ihnen hat schreiben können, aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn es eine Frau auf der Welt giebt, die er mehr achtet und verehrt, als Sie. Wenn er mich besucht, werde ich ihm Ihren Brief zeigen und ihm gehörig meine Meinung sagen.

Verzeihen Sie mir, Madame, eine so umgehende Antwort: es soll das letzte Mal sein, daß ich die Ordnung durchbreche, die ich mir selbst vorgeschrieben habe und zweifellos weit

früher mir hätte auferlegen müssen. Ich werde Ihnen nur noch in ganz seltenen, wohl überlegten und begrenzten Zwischenräumen schreiben; was immer wir aber auch tun werden, meine Freundschaft für Sie werde ich niemals unter irgendeine Maßregel zwingen können.

Ich würde Ihnen gern zu übermorgen, Sonnabend, geschrieben haben; den Grund hierfür werden Sie im Kalender finden (Namenstag der Gräfin), aber es will mir scheinen, als ob Ihnen mein Schweigen ebensoviel als ein Brief besagen wird, und Sie werden eine Aufdringlichkeit weniger zu verzeichnen haben.

Achter Brief.

Wie, meine teure Freundin, er (S.-Lambert) wird diesen Winter überhaupt nicht kommen! Ach! glauben Sie mir, daß Sie nicht allein hierdurch betroffen werden und daß meine Freundschaft für ihn nicht der einzige Grund meines Kummers ist. Wie bedaure ich Sie! Sie werden allein der langen Weile ausgesetzt sein oder, was schlimmer ist, jenen nichtigen Freuden der Gesellschaft, die ein zart empfindendes Herz so wenig für die Entbehrungen entschädigen können, die sie ihm auferlegen, aber deren eitle Tröstungen und trügerische Maximen man trotzdessen in all seinem Kummer gelegentlich und fast unmerklich zu versuchen nicht unterläßt. Sie haben weder Ihren Gatten noch Ihren Geliebten hier, um Ihr Herz und Ihre Gedanken zu beschäftigen, noch Ihren Freund, um in seinen Busen die Gefühle zu ergießen, die Sie beschäftigen und Ihnen teuer sind. Ach! was wird aus Ihnen werden? Sie werden nicht nur von der langen Weile der Einsamkeit, sondern auch von den Gefahren umgeben sein, die uns jene lieb zu machen pflegen. Wie vielen Irrungen kann bei Ihrer Jugend dieses so tugendsame und zärtliche, aber auch so arglose und leicht zugängliche Herz zum Opfer fallen? Begeistert für das Verdienst und Talent, lebhaft und empfänglich für das, was Ihnen einer Neigung wert erscheint, o, wie leicht kann Sie dennoch der Schein betrügen, so daß Sie infolge Ihres Geschmackes selbst hinsichtlich alles dessen getäuscht

werden können, was in der Tat achtungswert ist. Es bedarf nur — vergessen Sie das nicht — eines listigen Schurken, der es versteht, sich den Anschein eines tiefempfindenden, diensteifrigen Mannes zu geben, nur einer geistreichen, aber gewissenlosen Frau, um die Unschuld zu verderben, und zwar ehe sie es noch ahnt. Vergessen Sie nicht, daß die Vergehen, die die Liebe begehen läßt, immer eine Spannung in der Seele zurücklassen, daß aber jeder weitere Schritt sie befleckt, erniedrigt und vernichtet und daß, wer einmal den Geschmack an der Tugend verloren, sich damit für immer des wahren Reizes des Lebens begeben hat. Sagen Sie mir nicht, meine teure Freundin, diese Mahnungen seien überflüssig. Wer wüßte es wohl besser als ich, wie teuer Ihrem Herzen die Freundschaft, die Treue und alle jene ehrbaren Gefühle sind, die die zärtlichste Liebe hegt und pflegt? Aber gerade deshalb darf man keine Mühe scheuen, um soviele schätzenswerte Eigenschaften zu schützen, und besser ist es, dafür tausend unnötige Vorsichtsmaßregeln zu treffen, als auch nur eine einzige zu unterlassen, die uns Tränen kosten würde. Sophie, meine teure Sophie (gestatten Sie mir, Sie bisweilen mit einem Namen von so guter Vorbedeutung anzureden; ich weiß ja nicht erst seit heute, daß Sie ihn verdienen), meine Seele ist betrübt über den Verlust einer Freundin (Frau von Epinay), die ich bis an das Ende meiner Tage zu besitzen gehofft hatte; nun bleibt mir nur noch eine Herzensfreundin, eine einzige, und sie wird die letzte sein. Ach, sollte ich auch diese einmal verlieren, nichts könnte mich dann vor Verzweiflung bewahren!

Sagen Sie bitte unserem Freunde, er möchte in seiner gegenwärtigen Lage nicht an mich schreiben; nur um ihn nicht dazu zu verpflichten, schrieb ich ihm selbst nicht; es genügt, wenn er bisweilen zu Ihnen von mir spricht. Ich gedenke seiner zu sehr, um fürchten zu müssen, daß er mich vergißt; sein Herz ist nicht dazu geschaffen, etwas schuldig zu bleiben, und das meine nicht, ihn gleichgültig werden zu lassen. Bleiben Sie also stets unsere liebenswürdige Mittlerin: ihm habe ich Ihre Freundschaft zu verdanken; Ihnen möchte ich jetzt die Erhaltung der seinigen schulden, damit neue Gründe immer mehr meine Anhänglichkeit an Sie beide beweisen.

Ich habe Diderot immer noch nicht gesehen; aber ich fürchte jetzt nichts mehr, meine Seele ist ruhig, und ich beginne wieder, mich glücklich zu fühlen, seitdem ich nur noch krank bin. Ich möchte gern arbeiten, aber das Genie läßt sich nicht kommandieren, und von selbst kommt es nicht. Ich fange fünfzig verschiedene Sachen an, alles wird so schlecht, daß mich der Widerwille erfaßt und mich nichts fortsetzen läßt. Seit einigen Tagen bin ich bei einem neuen Unternehmen und werde versuchen, dies besser durchzuführen; Ihnen werde ich davon Mitteilung machen, sobald ich mich fest entschlossen habe, allen Ernstes daran zu arbeiten. Lassen Sie uns jetzt von den Abschriften sprechen: ich habe schon das Papier liniiert und werde heute Abend mit der „Julie" beginnen, obgleich ich noch nicht mit dem Buche für Herrn Buchelet fertig bin, der eigentlich vor Ihnen an die Reihe käme. Aber ich werde meine Zeit zwischen beiden Arbeiten teilen, denn ich möchte gern, daß Sie die „Julie" recht früh erhielten. Sie wird viel Zeit in Anspruch nehmen, worauf ich Sie gern aufmerksam mache; denn so haben Sie schon im voraus die Freude, zu wissen, daß Sie mir recht viel Geld werden zahlen dürfen. Wahrhaftig, ich fürchte, die Abschrift möchte besser werden als das Original! Übrigens werde ich mit dem zweiten Teile beginnen, weil Sie ihn noch nicht in Händen gehabt haben und ihn weniger kennen. Ich habe auch noch einen anderen Grund dafür; da ich zwar das Konzept vom ersten, aber nicht von den anderen Teilen besitze, so bin ich recht froh, daß diese zuerst abgeschrieben werden; denn ich bin stets ohne jede Sorge für alle meine Arbeiten, die sich in Ihren Händen befinden, da ich weiß, daß jene, sollten mir auch die Originale verloren gehen, sich immer vorfinden würden; deshalb wird, wenn Sie nichts anderes bestimmen, der erste Teil der „Julie" zuletzt abgeschrieben werden. Ich habe allerdings noch eine andere Abschrift für Sie anzufertigen, aber das Original ist noch nicht weit genug gediehen, und, wie man's auch anfängt, es ist unmöglich, allzuviel auf einmal auszuführen, und es zugleich gut zu machen.

Mein Buchhändler aus Holland hat mich besucht, und ich bin mit ihm in Unterhandlungen über die „Julie" ein-

getreten. Ich habe ihm Bilder dazu vorgeschlagen und, da er dem nicht abgeneigt war, habe ich die Anordnung für acht Kupferstiche gegeben, die dem Werk beigefügt werden sollen. Wenn es Ihnen Vergnügen machen sollte, meine Ausführungen zu lesen, werde ich sie Ihnen zusenden, und ich würde mich sehr freuen, wenn Sie prüfen wollten, ob die Motive gut ausgewählt und malerisch wirksam sind, und ob vielleicht noch etwas daran zu verbessern wäre.

Adieu, meine gute, teure Freundin! Nehmen Sie Ihr Opiat nur ruhig weiter, da es Ihnen gut tut, und überlassen Sie sich nicht unnötigem Gram, der höchstens dessen Wirkung wieder zu nichte machen würde.

Herr von Epinay ist zurück. Ich habe stets nur Grund gehabt, ihn hoch zu schätzen, und es genügt, daß er Ihr Bruder ist, um die Dankbarkeit, die ich ihm schulde, meinem Herzen niemals schwer fallen zu lassen.

Soeben erhalte ich ein Billet von Frau von Epinay; ich werde es Ihnen zugleich mit meiner Antwort übersenden.

Neunter Brief.

Eremitage d. 30. November 1757.

Werden Sie sich denn fortwährend mit Grillen plagen und es niemals lernen, zufrieden zu sein, trotz so vieler Ursachen, es tatsächlich sein zu können? Ihr Freund liebt Sie, was verlangen Sie mehr von ihm? Wenn er bisweilen ängstlich ist, — kann man wohl lieben, ohne es zu sein? Und wenn er sich schon leicht in voller Gesundheit abhärmt, wie könnte er, krank wie er ist, anders handeln! Suchen Sie etwa einen vollkommenen Menschen? Wo werden Sie einen solchen finden? Und welcher Fehler könnte Ihnen bei Ihrem Geliebten wohl weniger mißfallen als dieser, der Ihnen zum mindesten zeigt, daß er sich unaufhörlich mit Ihnen beschäftigt?

Sie haben selbst den rechten Grund gefunden, der Sie über seine ungerechten Vorwürfe hinwegsetzen kann; dieser Grund ist ebenso stichhaltig, wie süß, und paßt für niemanden besser als für Sie; Ihr Herz rechtfertigt Sie und das meine ehrt Sie: dies alles würde nicht sein, wenn seine Vorwürfe

berechtigt wären, aber sie sind zu ungerecht, um von Dauer sein zu können; kann sich wohl ein Herz wie das seine gegen die verbündeten Stimmen der Unschuld und der Liebe verschließen? Trösten Sie sich, ich beschwöre Sie; bleiben Sie auch ferner Ihrer eigenen Achtung wert, und ich versichere Sie, Sie werden auch seine nimmer verlieren.

Beifolgend, meine teure Freundin, das Billet von Frau von Epinay und meine Antwort. Ich gäbe alles in der Welt darum, wenn ich noch zweifeln könnte wie Sie, aber leider ist es mir unmöglich. Übrigens ist ihr mein Brief gezeigt worden, die niederträchtige Antwort, die ich erhielt, ist mit ihr verabredet gewesen, sie hatte vor ihrer Abreise das Billet erhalten, das sie erst in Genf bekommen haben will, sie hat sich Zeit genommen, ihre Antwort zu überlegen, und war bereits drei Tage in Genf, bevor sie sie schrieb; weshalb, weiß ich nicht. Indem sie von einer Genugtuung spricht, die ich ihr schuldig zu sein erklärte, sagt sie aber nichts davon, daß ich stets hinzugefügt habe: „falls mein Argwohn grundlos sein sollte“; er ist jedoch nur allzu begründet. Kurz und gut, wären auch meine Hauptbeschwerden gegen sie ohne jeden Grund, so zeigt sich doch in ihrem ganzen Wesen zu viel Intrigue, Arglist und Heimtücke, als daß unsere beiderseitigen Charaktere jemals übereinstimmen könnten. Ich, der ich Zeit meines Lebens nichts als Unbesonnenheiten begehe, kann keine so lebensklugen Freunde gebrauchen und habe stets eine Aversion gegen jene Menschen gehabt, die niemals einen Fehler begehen können.

Unser Freund fordert mich auf, Sie zu besuchen, und ich tue nichts dergleichen. Was sagen Sie dazu, meine liebenswürdige Freundin? Sollte das nicht ziemlich viel Lauheit bei einem Menschen voraussetzen, der sich auf seine zärtliche Freundschaft für Sie so viel zu gute tut? Und das beste ist, daß ich gar keine Furcht davor habe, Sie könnten so etwas sagen, oder auch nur denken.

Hier meine Antwort für unseren Freund! So viel Freude mir seine Briefe auch machen, ich bitte Sie wiederholt, ihn zu veranlassen, mir nicht zu schreiben, bis er sich wieder wohler fühlt.

Es entzückt mich, daß Sie mit meinem letzten Briefe zufrieden sind: das ist ein sicheres Zeichen, daß die darin enthaltenen Mahnungen überflüssig sind; sie würden schwerlich auch ebenso gut aufgenommen worden sein, wenn sie wirklich notwendig gewesen wären. Aber ich kenne Ihr Herz zu gut, um Ihnen etwas zu sagen, das Sie verletzen könnte, und Sie wiederum das meine zu gut, als daß Sie sich durch eines meiner Worte verletzt fühlen könnten.

Ich wüßte gern, wie Sie Ihre Zeit verbringen und wäre gern über jede einzelne Ihrer Beschäftigungen, über Ihre Vergnügungen, Ihre Gesellschaften, kurz über alles, was Sie treiben, orientiert. Seien Sie also so liebenswürdig, diese meine Bitte, soweit sie nicht indiskret ist, zu befriedigen. Um mich über meine triste Einsamkeit hinwegzutäuschen, möchte ich mir gern zu jeder Tageszeit vorstellen, womit sich meine Freunde gerade beschäftigen, und dazu muß ich ungefähr wissen, was sie zu tun pflegen.

Sie erschrecken mich mit Ihrer Bitte, Ihnen schon jetzt einzusenden, was von den Abschriften fertig sei. Ach Gott! kaum sind sie begonnen, und schon werde ich ob meiner Faulheit ausgescholten; nun werde ich mich aber ernstlich vier bis sechs Wochen daran machen, ohne etwas anderes vorzunehmen, um sie ein wenig vorwärts zu bringen. Übrigens ist dies eine bequeme Arbeit, die meinem Geiste Zeit zur Erholung, und etwa verscheuchten Gedanken die Möglichkeit, sich wieder einzufinden, geben soll.

Meine Absicht war es eigentlich, daß Sie alles zusammen erhalten sollten, aber Ihr Eifer ist für mich so verbindlich, daß ich nicht umhin kann, Ihnen jeden Abschnitt nach Fertigstellung zuzusenden. Adieu, meine einzige Freundin. Ich lege Ihnen vor allem die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit ans Herz: Was haben Sie besseres zu tun, als darauf den ganzen Winter zu verwenden, um dann später mit um so größerem Vergnügen die Gesellschaft Ihrer Freunde genießen zu können, wenn sie Ihnen wiedergeschenkt sein werden; wenigstens, wenn jemals . . . o, Zukunft!

Zehnter Brief.

Eremitage d. 10. Dezember 1757.

Zugleich mit Ihrem letzten Billet, in dem Sie mir schrieben, daß es durchaus verkehrt sein würde, wollte ich jetzt die Eremitage verlassen, erhielt ich auch einen Brief von Frau von Epinay als Antwort auf jenen Brief, worin ich ihr geschrieben, ich würde bis Ostern hierbleiben, wenn sie damit einverstanden wäre; an Stelle ihres Einverständnisses teilt sie mir folgendes mit: „Da Sie die Eremitage verlassen wollten und dies für Ihre Pflicht hielten, so bin ich erstaunt, daß Ihre Freunde Sie zurückgehalten haben. Was mich betrifft, ich befrage die meinigen nicht über meine Pflichten, und ich habe Ihnen nichts weiter über die Ihrigen zu sagen.“

Sicherlich war niemals jemand auf der Welt nachgiebiger gegenüber Ihren Plänen und Wünschen als ich, ja, ich hatte mich Ihnen derart willfährig gezeigt, daß ich die schon gemietete Wohnung in Montmorency wieder aufgab. Aber diesmal scheint mir Frau von Epinays Ansicht der Ihrigen vorgezogen werden zu müssen; Sie werden mir niemals zureden, daß ich gegen ihren Willen in ihrem Hause bleiben soll, und Sie müssen zugeben, daß, wie die Dinge liegen, die Verweigerung der erbetenen Einwilligung nichts anderes als eine offene Ablehnung bedeutet.

Gnädige Frau, Sie sind meine Freundin, Sie haben es mir gesagt, und haben es mir bewiesen, ich muß es also glauben; und bei dieser Gewißheit fühle ich, wie Sie unter jeder Viertelstunde leiden müssen, die Ihr Freund noch in einem Hause verbringt, aus dem man ihn hinausjagt. Kurz, meine Ehre verlangt, daß ich gehe und, da sie spricht, darf ich nur noch auf ihre Stimme hören. Ich habe eine andere Wohnung in Montmorency gemietet: wäre das Wetter nicht sk schlecht, ich würde schon dort sein; aber, was immer auch oommen mag, in acht Tagen werde ich nicht mehr in der Eremitage sein.

Adieu, meine liebenswürdige Freundin; da der Entschluß, den ich fasse, einem unumgänglichen Pflichtgebot entspringt, so bitte ich Sie, mir zu meiner Beruhigung zu sagen, daß Sie mir nicht böse sind, weil ich ihn gefaßt habe.

Ich befinde mich in einem Wirrwarr, der mir erst in einigen Tagen wieder gestatten wird, Ihnen zu schreiben; aber Sie haben einen Freund zu beruhigen und haben keinen Umzug vor!

Elfter Brief.

Montmorency den 17. Dezember 1757.

Endlich bin ich frei; jetzt kann ich mich wieder frei und unabhängig zeigen wie mich die Natur geschaffen hat. Hätte ich es doch immer getan, alle Welt würde mit mir zufrieden sein und ich selbst am meisten. Mein ganzer Fehler besteht darin, daß ich den Bitten einer falschen und trügerischen Freundschaft nachgegeben habe. Ich habe lange widerstanden und hätte darin beharren sollen; aber ich kannte die Falle nicht, in die mich jene Sirenenstimme lockte. Ich hätte allerdings keine falsche und treulose Freundin zu finden brauchen, stets aber würde ich Fesseln gefunden haben, und würde niemals etwas anderes haben sein können, als ein elender Sklave. Nachdem ich mich gegen meinen Willen in das Haus eines Fremden hatte locken lassen, ist es nur gerecht, daß ich schimpflich daraus verjagt worden bin und obendrein mitten im Winter die Mühen des Umzugs hatte. Aber, sprechen wir nicht mehr von Frau von Epinay: jetzt, wo ich nicht mehr von ihr abhänge, will ich alles Unrecht vergessen und bin bereit, den Tadel ihrer und meiner Freunde zu ertragen, weil ich mit jener Geradheit und Offenheit gehandelt habe, die sich für mich schicken, und mich wieder darauf besonnen habe, was ich mir selbst schuldig war. Wenn ich mir irgend einen Vorwurf zu machen hätte, so könnte es nur der sein, daß ich meine gerechte Entrüstung allzulange verheimlicht habe; aber ich schätze mich nur höher wegen dieser schonungsvollen Rücksicht, die ich mir niemals auferlegt haben würde, wären mir Ehre und Treue weniger unverletzlich gewesen.

Nach Ihrer Meinung hätte ich, ohne Aufsehen zu erregen, bei meinem Freunde (Diderot) Wohnung nehmen sollen! Warum das? Weil ich achtzehn Monate in fremdem Hause gewohnt habe, soll ich deshalb etwa bis ans Ende meiner

Lage von Asyl zu Asyl irren, ohne es wagen zu dürfen, im eigenen Heim zu wohnen? Ich hätte den Bruch nicht aller Welt bekannt zu geben brauchen! Ja, habe ich denn das getan? Hat man mich jemals von Frau von Epinay anders als lobend sprechen hören, und zwar nicht ironisch und beleidigend, wie sie sich über mich in Genf geäußert hat, sondern so, wie es aus einer sie ehrenden Offenheit und Gerechtigkeit entsprang, die ich ihr gern zuteil werden lasse. Ich habe von den Unbequemlichkeiten eines Winteraufenthaltes in der Eremitage gesprochen und zwar in einer so ungezwungenen Weise, daß niemand einen anderen Grund für mein Fortziehen vermuten kann. Das hielt ich für meine Pflicht, das weitere kümmert mich nicht. Wie Sie wissen, war ich entschlossen, nicht aus Pflichtgefühl, sondern Ihnen zu Gefallen, im Frühling zu verreisen, um meinen Auszug unauffälliger zu machen; da jedoch Frau von Epinay nicht eingewilligt hat, mich bis dahin in ihrem Hause wohnen zu lassen, hätte ich etwa gegen ihren Willen dort bleiben sollen? Mich zu meinem Freunde zurückziehen! Dazu hätte ich doch meinen kleinen Haushalt entweder völlig auflösen oder zu ihm hin schaffen müssen. Kennen Sie hinlänglich seine und meine Lage, sowie den Charakter seiner Frau, um sicher zu sein, daß dies durchführbar gewesen wäre? Oder war diese Pflicht von solcher Bedeutung, daß jede andere Erwägung ihr hätte nachstehen müssen? Ich habe Ihnen darüber noch folgendes zu sagen: alle, die ich je geliebt habe, wissen, ob ich sie in ihrem Mißgeschicke je vergessen habe; da sollte es mir, denke ich, wohl erlaubt sein, in meinem eignen etwas weniger eifrig zu sein. Wenn unsere Freunde leiden, brauchen sie nicht zu befürchten, daß man ihnen lästig fallen wird; leidet man aber selbst, und sie wissen dies, so sollte man wohl etwas diskreter sein.

„Ich halte Sie für einen ehrenhaften Menschen, weil Sie zu meinen Freunden gehören." Gnädige Frau, welchen Wert ich auch auf Ihre Freundschaft lege, höher noch schätze ich die Tugend! Sie war mir teuer, bevor ich Sie kannte, und diese Liebe ist nicht die Frucht jener Empfindungen, deren Sie mich würdigen, sie hat vielmehr erst diese entstehen lassen; möchten sie doch ebenso lange währen, wie ihre Ursache! Sie versichern

mir dies selbst, indem Sie mir versprechen, mich in dem Grade zu lieben, als Sie mich dessen wert finden werden: eine in der Freundschaft ehrenhafter Leute selbstverständliche Bedingung, der man jedoch nur selten ohne besondere Gründe Ausdruck verleiht. Sollte dieser Grund etwa in der Verschiedenheit zu suchen sein, die Sie zwischen unseren Grundsätzen vermuten? Das wäre allerdings sehr sonderbar, denn meiner Ansicht nach läßt die Rechtschaffenheit nicht zweierlei Grundsätze zu, höchstens können sich die Folgerungen nach der Verschiedenheit der Charaktere ändern.

Doch lassen wir das auf sich beruhen. Meine Ansichten darüber sind folgende: Die Eigenliebe sowohl wie die Freundschaft, die nur ein Teil derselben ist, erkennt kein anderes Gesetz, als das ihr zu Grunde liegende Gefühl an; man tut alles für seinen Freund wie für sich selbst, nicht aus Pflicht, sondern aus Vergnügen daran. Jeder Dienst, den man ihm erweist, ist etwas Gutes, das man sich selbst antut; die Dankbarkeit, welche wir für die Dienste empfinden, die wir von ihm empfangen, ist nur ein süßer Beweis dafür, daß sein Herz dem unsrigen entspricht.

Und das, gnädige Frau, gilt für jede Freundschaft. Ich selbst, das bekenne ich offen, mache in alledem weniger alltägliche Unterschiede. Verzehrt von dem Bedürfnis, zu lieben und wiedergeliebt zu werden, und weniger empfänglich für alle anderen, will ich durchaus nicht, daß sich meine Freunde wegen meiner Armut mehr Sorgen machen als ich selbst, sondern mich lieben, so wie ich bin. Sie sollen ihre Neigung nicht in hilfsbereiten Diensten zeigen, sondern in Empfindungen; sie sollen ihre Freundschaft nur durch Zeichen, wie sie der Freundschaft eigen sind, Ausdruck verleihen, so daß sie keiner anderen Quelle entspringen können.

Aus diesem Grunde schätze ich von allen Freundschaftsbeweisen die Diensterweisungen am wenigsten hoch ein, denn jeder ehrenhafte Mensch erweist sie auch dem ihm gleichgiltigen' und nur das Verdienst hat ein Anrecht darauf, sie von der Menschheit zu beanspruchen. Deshalb, ich wiederhole es, halte ich auch von allen Diensten diejenigen, die man mit dem Geldbeutel erweist, für die bedeutungslosesten, namentlich, wenn

sie öffentlich erfolgen, denn das Geld ist von allen Opfern, die man bringt, dasjenige, was zu geben am wenigsten, anzunehmen am meisten kostet. Daher ist auch unter zwei Freunden der gebende dem empfangenden in hohem Maße verpflichtet.

Ohne Freundschaft können tausenderlei häßliche Rücksichten die Reinheit einer Wohltat beflecken: Prahlen, der Wunsch sich mit wenig Kosten einen Sklaven anzuschaffen, oder große Dankbarkeit durch kleine Wohltaten zu bewirken, alles das kann bei diesem heuchlerischen Edelmut eine Rolle spielen. Handelt es sich hier denn nicht blos darum, mit dem Gelde in der Hand einen Mann zu verfolgen, der gar nichts danach fragt, hingegen auf jede Stunde seiner Zeit und seiner Freiheit größeren Wert legt, als auf alle Schätze der Welt? Handelt es sich dabei nicht nur um Gaben von zweifelhaftem Werte, die er für eine ihm noch unbekannte Gegenleistung annehmen muß, die er erst erfährt, wenn er nicht mehr zurück kann, ähnlich wie jene Unglücklichen, die sich als angeworben betrachten müssen, nachdem sie ihr Werbegeld als reines Geschenk erhalten haben?

O Freundschaft, sind das deine wahren Merkmale? Nein, du besitzest weit süßere, empfindsamere, weniger zweideutige, die die Eitelkeit niemals nachzuahmen vermag! O, du, mein Freund, wer du auch seiest, wenn überhaupt auf der Welt das Herz eines Freundes für mich schlägt, der empfindet, was er mir sein kann, o, du, mein Freund, laß hinter dir jenen ganzen Wohltätigkeitsapparat, und liebe mich! Baue mir nicht auf deinem Grund und Boden ein Haus, um mich dort nicht mehr besuchen zu müssen, indem du zu dir sprichst: „Den dort habe ich fest, und habe es nicht mehr nötig, mich um ihn zu bemühen." Nein, baue mir eines im Innersten deines Herzens, dort will ich mein Heim errichten: dort will ich Zeit meines Lebens wohnen bleiben, ohne daß ich jemals in die Versuchung kommen werde, dort auszuziehen, noch du, mich daraus zu verjagen. Trachte nach meiner Freundschaft stets von neuem, und laß auch dich stets neu gewinnen! Laß mich, wenn ich mit dir spreche, in deinen Augen die Freude darüber lesen, die meine Gegenwart dir verursacht! Laß uns tausend köst-

liche Spaziergänge machen, bei denen die Sonne sich stets viel zu früh über einen in Unschuld und Herzenseinfalt entschwundenen Tag neigt.

Tröste mich in meinem Leid und versenke hinwiederum deine Sorgen in meine Brust, sodaß selbst unser Kummer uns eine Quelle der Freuden wird, und unser gemeinsames Leben verknüpft erscheint aus gegenseitigen Wohltaten und echten Freundschaftsbeweisen. Welch andere Rolle könnte hierbei wohl der Unterschied des Besitzes und Standes spielen, als etwa die, zwei Freunde einander noch werter zu machen, indem sie sich gegenseitig ihren Reichtum und ihre Armut vergessen machen! Ihre Freundschaft rechnet nicht nach Dienstleistungen, sondern nach Empfindungen, und derjenige von beiden, der den anderen mehr geliebt hat, ist der wahre Wohltäter gewesen.

Aber, werden Sie sagen, wenn man so wenig empfänglich für Geschenke ist, warum dann dulden, daß man uns solche macht! Ganz gewiß, man darf es nicht leiden, wenn man frei bleiben will: aber, welches empfindsame Herz hat keinen schwachen Augenblick und könnte stets dem Quälen und Drängen eines mit ihm unzufriedenen Freundes widerstehen? Wenn man, wie ich, seine Empfindungen stets laut und öffentlich kundgegeben hat, und ganz besonders Frau von Epinay gegenüber; wenn man zur Genüge bewiesen hat, daß man weder Geschenke noch Geld benötigt, sondern Freundschaft; wenn man es offen und frei abgelehnt hat, sich jener moralischen Lohnsklaverei zu unterwerfen, welche die Pflichten einer interessierten Dankbarkeit vervielfacht, um sich neue Wohltäter zu erwerben; wenn trotz alledem Freunde, die uns teuer sind, und gewiß nicht unserer Ehre zu nahe treten wollen, wenn diese uns die Annahme eines Geschenkes als eine Pflicht gegen einen ehrenwerten Menschen bezeichnen, dem man mit der Ablehnung eine schwere Kränkung antun würde; — ich glaube, dann verlangt unsere Ehre selbst, daß wir uns einverstanden erklären. Und wem gäbe die Eigenliebe wohl eher nach, als zartfühlender Freundschaft?

In dieser Lage bin ich vor einiger Zeit Herrn von Holbach gegenüber gewesen; man zwang mich, den Ertrag eines Buches von ihm anzunehmen, von dem er bei seinem Ver-

mögen keinen Nutzen ziehen wollte, und von dem sein Verleger allein den Vorteil gehabt hätte. Es war dies nicht das Geschenk eines Freundes an einen Freund, sondern dasjenige eines wohlhabenden Ehrenmannes an einen unbemittelten Ehrenmann. Ähnliche Geschenke hat er Leuten gemacht, die ihm fast unbekannt waren: das war gewissermaßen ein Darlehen an die Menschheit, und diese ist verpflichtet, es ihm zurückzuzahlen. Wozu könnte mich nach Ihrer Ansicht eine solche Wohltat verpflichten? Doch wohl nicht dazu, vor Herrn von Holbach zu katzbuckeln, sondern vielmehr dazu, mir sein Benehmen zum Muster zu nehmen und meinem Nächsten auf Kosten meines täglichen Brotes abzugeben, wie er es auf Kosten seines Überflusses tat.

Gnädige Frau, ich wagte es bisweilen, Sie meine Freundin zu nennen; verzeihen Sie mir deshalb ein Bekenntnis, das Gerechtigkeit und Wahrheit einem gedemütigten Ehrenmann entlocken: ich beuge mich weder vor dem Reichen, noch weise ich den Armen von meiner Schwelle. Meine Pforte war niemals den Unglücklichen verschlossen; sie kamen zu mir mit den mannigfaltigsten Anliegen und flehten, ihnen beizustehen mit meinem Vertrauen, meinem Mitgefühle, meinem Geldbeutel oder meinem Rat; niemand ist unbefriedigt von mir gegangen. So bemühe ich mich, so weit meine schwachen Kräfte es gestatten, daß jener Kreislauf der Wohltaten nicht unterbrochen wird, welcher die Gesellschaft zusammenhält.

Solange mir die Verleumdung nicht die Herzen meiner Freunde entreißt, mag man mich öffentlich als Undankbaren behandeln; ich werde es ohne Murren dulden, aber ich werde immer trachten, Mensch zu bleiben und im Geheimen Gutes zu tun. Ich weiß, daß manche Wohltat Dank gegen den Geber erheischt, und kein Herz wird sich dieser Pflicht freudiger unterziehen als meines; aber weshalb sollte ich für mich wertlose Wohltaten ebenso erwidern wie solche, die mir so unsagbar süß sind? Soll ich etwa die mir so lästige Ersparnis von zwei Jahren Miete ebenso hoch werten, als den heilsamen Rat, der mich wieder in die Arme meines Freundes zurückführt?

Doch halt: ich sollte ja auch einen Freund (Grimm) wiedergewinnen .... einen Freund! Der Treulose! Er lauerte

nur auf die Rückkehr meines Vertrauens, um seine Undankbarkeit und Schlechtigkeit auf die Spitze zu treiben. Doch reden wir nicht mehr davon; sie haben mich verloren und werden noch andere verlieren, die ihnen jetzt nicht mehr trauen, und das wird in ihrem Wüten gegen mich das Charakteristischste sein.

Obwohl es sich hier nicht um die Frage handelt, zu wissen, ob jemand, der mir nach seiner Art statt nach der meinen Dienste erweist, sein oder mein Interesse dabei im Auge hat, noch davon, wie weit ich mich in solchem Falle verpflichtet fühlen muß, so hielt ich es doch für meine Pflicht, Ihnen meine Ansichten darüber auseinander zu setzen, damit Sie beurteilen können, worauf sich der Unterschied meiner Maximen und derjenige dieser vielen Undankbaren gründet, die aus einem schmutzigen Interesse die Dankbarkeit des Geizhalses preisen, hingegen von derjenigen eines zartfühlenden Mannes überhaupt nichts wissen.

Auf mich macht keine andere Wohltat irgendwelchen Eindruck, als eine solche, welche von wahrhafter Freundschaft zeugt. Wer mir Dienste erweist, die mir schätzenswert sind, für den bin ich der erkenntlichste der Menschen; wollte man mich aber selbst durch Millionen zu fesseln suchen, mein Herz würde ebenso frei bleiben wie zuvor. Weshalb sollte ich eine Gegenleistung für etwas gewähren, das mir nicht die geringste Freude bereitet? Möglich, daß dies Grundsätze eines Undankbaren sind, keinesfalls aber sind es die eines Habgierigen; ich rechne es mir zur Ehre an, daß mein Herz um keinen Preis käuflich ist.

Auch eine Freundschaft, die nicht mehr besteht, besitzt immerhin noch einige Rechte. Dies verkenne ich keineswegs; wie kann eine wahre Freundschaft überhaupt ein Ende nehmen? Ach! war es schon ein unglückliches Schicksal, sich in seiner Wahl zu täuschen, um wieviel schwerer ist es dann noch, einem so süßen Wahne zu entsagen! Findet man gar unter denen, die man für seine Freunde hielt, Verleumder und Verräter, mit welchem Empfinden kann man ihnen dann wohl begegnen? Und fände man sie selbst nur böse gegen andere Menschen, wie kann der Bösewicht überhaupt irgend etwas lieben und

in den Augen guter Menschen liebenswert sein? Wie könnte ich wohl ein Band festhalten, das ich schon als zerrissen betrachte? Wie vermöchte ich noch zu lieben, wo ich nicht mehr zu achten vermag? Wie müßte ich mich verhalten, um den Regeln einer guten Lebensart zu entsprechen? Soll ich noch Gefühle heucheln, die ich nicht mehr hege? Muß ich falsch sein, um ein Ehrenmann zu bleiben, und die Geradheit der Wohlanständigkeit zum Opfer bringen?

Nein, Madame, tausendmal nein! Ich weiß recht wohl, daß man in der Gesellschaft Regeln an Stelle der Gefühle gesetzt hat, nun, die meinen sind so, wie sie sein müssen und brauchen sich nicht zu maskieren. Ich kann denen, die ich nicht mehr liebe und verachten muß, weder Beweise von Anhänglichkeit, noch von Achtung geben und, wenn ich ihnen Dankbarkeit schulde, so will ich gern alles für sie tun, nur will ich ihnen nicht fernerhin etwas zu verdanken haben, noch ihnen Freundschaftsbeweise geben müssen, die mein Herz ableugnet.

Es besteht auch kein Unterschied zwischen meinem Betragen gegen sie und demjenigen gegen alle übrigen Menschen; denn das Vertrauen, die Herzensergüsse und sonstigen Vertraulichkeiten, durch welche ich infolge unseres intimen Umganges mit den Fehlern und Untugenden meines Freundes bekannt geworden bin, müssen ebenso, wie seine etwaigen Geheimnisse, der Öffentlichkeit selbst dann noch strenge verborgen bleiben, wenn bereits alle Beziehungen zwischen uns abgebrochen sind, und ebensowenig darf ich zu meiner Verteidigung Waffen daraus schmieden, falls er mich etwa verleumden sollte.

Es ist ein Sittengebot, die Bösen völlig zu entlarven und zu verfolgen; und doch habe ich hierzu demjenigen gegenüber kein Recht, den ich so unglücklich war zu lieben, ohne seinen wahren Charakter zu kennen. Denn es hieße, jeden Reiz der Freundschaft ausmerzen, müßte man befürchten, daß sie uns jemals zum Verderben gereichen könnte; und wie dürfte das seligste Gefühl, das es auf Erden gibt, jemals zum Werkzeug des Hasses werden!

„Tauche nicht dein Messer in Milch“, sagte Pythagoras. Meiner Ansicht nach bezieht sich dieses geheimnisvolle Gebot auf zerbrochene Freundschaften. Welche ehrenhafte und zart

empfindende Seele könnte sich zu der entsetzlichen Maxime bekennen, im Verkehr mit Freunden daran zu denken, daß sie eines Tages vielleicht unsere Feinde sein werden? Gerade umgekehrt sollen wir, wenn sie zu Feinden geworden sind, stets unserer früheren Freundschaft eingedenk sein, und das genügt, um die Freunde einer abscheulichen Vorsicht zu entheben, die Mißtrauen und Zurückhaltung in jede innige Intimität tragen würde.

Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie den Sinn meines Wortschwalls verstehen werden; ich, der ich soeben alles noch einmal durchgelesen habe, verstehe nichts davon. Aber mein Kopf geht mir durch, mein Herz und meine Vernunft sind am Ende ihrer Kraft, und ich sehe mich außerstande, noch einmal zu beginnen. Verzeihen Sie mir die Verwirrung meiner Gedanken, aber ich habe es nicht gelernt, mich selbst zu verteidigen, und konnte nicht voraussehen, daß ich dies einmal würde nötig haben.

Ich komme wieder auf Ihren Brief zurück. Sie begründen darin die Achtung, die Sie mir bewahrt zu haben scheinen, damit, daß ich einer Ihrer Freunde sei. Nein, gnädige Frau, nicht einer Ihrer Freunde, sondern Ihr Freund will ich genannt sein. Seitdem Sie mir diesen Titel angeboten haben, glaube ich mir darauf solche Anrechte erworben zu haben, um ihn niemals wieder einzubüßen. Allerdings muß ich den ersten Platz jenem Manne einräumen, der Ihnen teuer ist, hiervon haben Sie mich unterrichtet, und ich war damit einverstanden; aber außer ihm hinter irgend einem anderen erst den zweiten Platz einnehmen zu sollen, ist für ein Herz wie das meinige unwürdig, und ich weigere mich dessen. Es ist mir unmöglich, die Achtung zu vergessen, die Sie für mich hegen, noch die Zuneigung, die Sie mir versprochen haben. Ich habe eine viel zu empfindsame Seele, und bin viel zu unglücklich, um nicht meinen Stolz zu besitzen. Nicht Gnade verlange ich von Ihnen, sondern Gerechtigkeit, und wenn Sie mir diese verweigern, von wem auf der Welt darf ich sie dann noch erhoffen?

Sprechen wir ohne Umschweife: ich merke wohl, daß Ihnen meine Freundschaft lästig wird; auch den Grund hierfür erkenne ich, und meine düsteren Ahnungen sind nur allzu

gerechtfertigt. Ich wußte und sagte Ihnen, welche Folgen ich zu tragen haben würde, wenn ich Ihren dringenden Wünschen folgte; und als ich Ihnen einen Freund zuführte, der dieses Namens so wenig würdig ist (Grimm), da wußte ich genau, daß dieser so feinfühlige und dankbare Freund es mit Ihnen genau so machen würde, wie er es mit allen anderen gleichfalls gemacht hat, nämlich, daß er fortfahren würde, mir alle Freunde abwendig zu machen, die er mir zu verdanken hat, das heißt alle seine Freunde, die ehemals sämtlich die meinen waren; jetzt ist er zufrieden, da er sie mir alle genommen hat.

Hätte ich für ihn hundert Franken bezahlt, so würde er nur ein Undankbarer sein; so aber gab ich ihm Güter von unschätzbarem Werte und ließ ihn teilnehmen an allem, was das Glück meines Lebens ausmachte; zum Dank dafür hat er mir alles genommen, mich an den Rand der Verzweiflung gebracht und ist — ein höchst ehrenwerter Mann! O, Ihr Vertreter der Gesellschaft, die Ihr würdige Wächter aller Tugenden und Laster, aller Dankbarkeit und Freundschaft sein wollt, wenn die ehrenhaften unter euch so aussehen, dann verdient Ihr sie auch zu Freunden!

Doch kommen wir wieder auf Sie zurück, gnädige Frau. Ich sprach von ihm in einem meiner Briefe, aus Ihrem Schweigen entnahm ich, was mir unumgänglich bevorstand, und der Ton Ihres letzten Briefes hat mir das vollkommen bestätigt. Behandeln Sie mich doch bitte nicht so vollkommen nach den Regeln der höheren Lebensart, die ich niemandem gegenüber anwende. Suchen Sie doch nicht erst allmählich zum Bruche zu kommen, sondern vollziehen Sie ihn ohne Umschweife, wie es nicht nur Ihrem Freunde, sondern auch der Achtung würdig ist, die Sie mir schulden. Sie sollten doch mein Herz besser kennen als irgend einer, meine Anschauungen habe ich Ihnen eben auseinandergesetzt. Noch mehr, ich glaube, daß Sie ganz genau wissen, daß meine Neigung für Sie völlig unverändert bleibt, mögen Sie sie erwiedern oder nicht, sowie, daß es mir ebenso unmöglich ist, Sie zu hassen oder zu vergessen, wie immer Sie auch handeln werden. Erweisen Sie mir wenigstens soviel Gerechtigkeit, und glauben Sie mir, daß ich meine Leiden und Ihre Gleichgiltigkeit mit eben dem

Herzen zu tragen wissen werde, das sein Glück und Ihre Freundschaft zu schätzen wußte. O, Sophie, ich sage kein Wort mehr darüber, ich kann wohl diese Freundschaft, die mich so beseligte, verlieren, aber niemals ihrer unwert werden.

Bedenken Sie noch einmal alle Umstände, die Sie gewissermaßen auffordern, die letzten Bande einer unbequemen Verbindung zu lösen. Allein und verstoßen in meiner Zurückgezogenheit bin ich mit der Welt nur noch durch Sie verbunden, und wenn auch Sie mich wie alle anderen verlassen, so werden Sie nur dem Beispiel einer ganzen Anzahl ehrenhafter Menschen folgen, die ich liebe und verehre, obgleich ich von ihnen verstoßen worden bin. Meine Feinde, voller Arglist, Tücke und Gewandtheit und weniger zartfühlend als ich, werden ihre Sache auf meine Kosten schon gut zu führen wissen; ich aber stehe allein, abgeschieden von der Welt, ohne Briefwechsel, ohne jeden anderen Verteidiger als die für die Welt verborgene Wahrheit; und so wird alle Welt über mich herziehen, ohne daß ich etwas davon erfahre oder mich auch nur darum kümmere.

Sie gehören nicht zu jenen, die in ihrer Gegenwart ihre Freunde stillschweigend beleidigen lassen. Weshalb wollen Sie sich unnötige Feinde machen, indem Sie allein meine Partei ergreifen, und warum zwecklos sich diesen Vorwürfen aussetzen, ohne mich doch davon befreien zu können. Hieße das nicht der Verleumdung neuen Stoff und meinen Anklägern gewonnen Spiel geben, wollten Sie sich um meine Rechtfertigung bemühen?

Bedenken Sie ferner noch, daß das Unglück mich noch unzugänglicher und stolzer gemacht hat: ich verlange nach keinem Freunde, der seine Freundschaft geheimhält oder seinen Edelmut nur halb betätigt; ich beanspruche, daß man sich meiner Freundschaft rühmt, obschon alle Welt sie verschmäht, und so erscheint es mir weit ehrenhafter, wenn man völlig mit mir bricht, als daß man einen matten Verkehr aufrecht erhält. Ich verlange vor allem die volle Achtung, die mir gebührt. Mein gegenwärtiges Mißgeschick ist eine ungeeignete Zeit, um mir hinsichtlich der Freundschaft, die man mir betätigt, Bedingungen vorzuschreiben, und nie und nimmer darf mein Freund annehmen, ich könnte je seiner Achtung un-

wert werden. Mit einem Worte, ich glaube, die Pflichten der Freundschaft wachsen mit der Schwierigkeit, sie zu erfüllen. So liebe ich, und wer mich nicht ebenso zu lieben wagt, muß lieber auf mich verzichten: er wird dadurch weniger Kummer haben, und ich brauche mich weniger über ihn zu beklagen.

Vielleicht ist es in meiner gegenwärtigen Lage für mich selbst gut, daß mich alle meine Freunde so preisgeben. Nur ihretwegen hing ich noch am Leben, und jetzt, wo ich fühle, daß ich so nahe daran bin, aus ihm zu scheiden, ist es da nicht Zeit, auf alles zu verzichten, was es mir lieb machen könnte?

Ich begreife, daß es Ihrem guten Herzen schwer fallen mag, dem Freunde zu erklären, Sie könnten ihm diesen Titel nicht mehr beilegen. Ich habe ein Mittel gefunden, Ihnen diese Erklärung zu ersparen. Beobachten Sie statt aller Antwort Schweigen; ich werde diese Sprache verstehen und Ihnen nicht mehr lästig fallen. Sollte jedoch, wider alles Erwarten und gegen meinen Rat, Ihre Freundschaft stärker sein als mein Mißgeschick, so wird mir der erste Brief, den ich wieder von Ihnen erhalte, mein Glück künden, noch bevor ich ihn öffne, und wenn ich nach sovieler Qual und Herzensangst Ihre Handschrift erblicke, so werde ich wenigstens noch einen Augenblick reiner Freude im Leben genossen haben.

Adieu, Sophie, adieu, meine teure, werte Freundin! Sagen Sie auch Ihrem Freunde mein herzlichstes Lebewohl. Niemals werde ich es Euch beiden vergessen, daß Ihr mich lehrtet, vor mir selbst Achtung zu haben und voll zu beanspruchen, was ich wert bin. Möget Ihr für alle Zeit gemeinsam durch Eure Liebe das Glück genießen, daß ich in Eurer Freundschaft gefunden habe! Möchtet Ihr doch stets in allen Euren Verbindungen Herzen finden, die aufrichtiger, ehrlicher, zartfühlender, tugendhafter oder doch wenigstens glücklicher sind als ich!

Zwölfter Brief.

Montmorency, d. 26. Dezember 1757.

Ihr Brief hat mich dem Leben wiedergegeben. Ich durfte das von Ihrem guten Herzen erwarten, das bei dieser Gelegenheit keine falsche Wahl treffen konnte: es wäre vielleicht offener gehandelt gewesen, meinen Vorschlag zu befolgen, edelmütiger

indessen war Ihr Entschluß. Ohne mich aber über die Verminderung Ihrer Freundschaft für mich einer Täuschung hinzugeben, nehme ich jenen Rest, den Sie mir noch lassen wollen oder können, mit jenem tröstenden Bewußtsein an, daß ich es auch nicht verdient hätte, sie völlig zu verlieren. Denn wie immer Sie über meine Fehler denken mögen, so hoffe ich doch, daß Sie mich stets als ehrenhaften, unbescholtenen Menschen gefunden haben und finden werden, der es wohl verdient, der gleichen Gefühle gewürdigt zu werden, die er selbst empfindet, dessen größter Fehler nur darin besteht, daß er sich vor niemandem verstellen kann noch will.

Auf das, was Sie an meinen Grundsätzen zu tadeln haben, kann ich Ihnen leider nicht antworten, da sie sich darüber nicht näher erklären; sobald Sie jedoch einen Meinungsaustausch darüber wünschen, werde ich gern dazu bereit sein. Ferner bitte ich um die gleiche Erklärung von Seiten Ihres Freundes, wie ich sie von Ihnen erbat: Sie kennen beide meine Principien; ich habe sie stets befolgt und offen bekannt, denn ohne sie würde ich unmöglich ein Ehrenmann sein können.

Mag die Öffentlichkeit darüber denken, wie sie will, das interessiert mich nicht! Ich kümmere mich herzlich wenig darum, ob sie mich achtet oder nicht, aber ich kenne keine Freundschaft ohne Achtung. Kein anderer Moment verursacht so grausame Herzensqual, als jener, der uns dem Wahne entreißt, einen Freund zu besitzen. Ich wünsche also zu erfahren, ob St. Lambert mein Freund ist oder nicht, und bitte um eine klare und deutliche Antwort. Ich wünsche nicht, daß Sie für ihn antworten, sondern daß Sie ihn in der Tat fragen und mir nur das mitteilen, was er Ihnen antworten wird.

Ich weiß nicht, wie man die einmal verloren gegangene Gesundheit wiedererlangen kann, aber ich weiß, wie man sie sich erhält: durch Mäßigkeit und regelmäßiges Leben. Körper und Seele lassen sich durch ein und dasselbe Mittel gesund erhalten: indem man Herr wird über seine Phantasie, lernt man auch seine Leidenschaften im Zaume halten. Als ich von Ihrem Magenleiden erfuhr, glaubte ich, Sie würden Zeit Ihres Lebens leidend bleiben: Gott sei Dank, ich habe mich geirrt, Sie sind wieder gesund; sorgen Sie nun dafür, daß Sie es bleiben, be-

denken Sie, daß der Gesundheitszustand Ihres jetzigen Alters bis an den Tod der gleiche zu bleiben pflegt, und bedenken Sie vor allem, daß die Moral das wahre Arcanum für alle Gesunden ist.

Mit den geplanten Kupferstichen wird es wohl nichts werden, ihre Herstellung ist nicht nur schwierig, sondern auch sehr teuer; mein Verleger will sie nur dann bringen, wenn es ohne große Kosten geschehen kann. Übrigens sollen die Einzelheiten, wie ich sie angegeben habe, nicht buchstäblich wiedergegeben werden; der Zeichner muß jedoch meine Absichten kennen, um sein Werk damit nach Möglichkeit in Einklang zu bringen. Alle meine Angaben muß er innerlich verarbeiten, um davon soviel als möglich in seiner Zeichnung wiedergeben und alles vermeiden zu können, was mit ihnen in Widerspruch steht. Im Grunde genommen bieten diese Zeichnungen keine größeren Schwierigkeiten als andere Buchzeichnungen auch; aber vielleicht eignen sich für solche Zeichnungen nicht so sehr Maler als Zeichner, die in diesem Genre Erfahrung besitzen. Pierre fertigte die Titelzeichnung zu meiner ersten Abhandlung: das Bild taugt garnichts; Cochin, glaube ich, diejenige der letzten, die prachtvoll ist. Sie wissen, daß auch diese letzte Zeichnung sehr schwierig zu behandeln war und ebenso viel Intelligenz erforderte, als irgend eine für „Julie“; dennoch kann ich mich über die Ausführung nicht beklagen, obschon sie sich sehr weit von der Idee entfernt, die ich im Prospekt auseinandergesetzt habe.

Übrigens hat es damit nicht die geringste Eile, denn noch ist ja garnicht an das Erscheinen des Werkes zu denken; und wenn meine Beschreibungen Ihnen Vergnügen bereitet haben, so habe ich das erreicht, was ich bezweckte, als ich sie Ihnen sandte. Sprechen Sie bitte Herrn de La Live meinen Dank aus. Was Sie anbetrifft, freue ich mich, Ihnen sagen zu dürfen, daß ich niemals daran denken würde, Ihnen zu danken, selbst wenn Sie Ihr ganzes Leben damit verbrächten, mir derartige oder noch wichtigere Gefälligkeiten zu erweisen. Ich bin die Dankbarkeit selbst, doch nur für Wohltaten von anderem Werte. Vor mir liegt ein Blatt ihres Papieres; morgen fange ich wieder mit dem Abschreiben für Sie an und werde die Arbeit nicht wieder unterbrechen. Bisher verbrachte

ich meine Zeit mit dem Einrichten meines Plunders in meiner kleinen Eremitage: zwar ist sie weniger schön als jene andere, aber, indem ich sie bezahle, gehört sie mir, und ich war in der Tat nicht mehr reich genug, um umsonst wohnen zu können. Leben Sie wohl, meine teure, einzige Freundin; versuchen Sie immerhin, mich nicht mehr Ihren Freund zu nennen, ich werde es trotzdem für alle Zeiten bleiben.

Dreizehnter Brief.

Ich arbeitete an Ihren Abschriften, gnädige Frau, als ich durch eine Überlegung aufgehalten wurde, die ich Ihnen mitteilen muß.

Ich beginne damit, Ihnen zu sagen, daß mir der unklare und zweideutige Stil Ihrer letzten Briefe keineswegs entgangen ist. Ich habe Ihnen jede mögliche Gelegenheit zu offener Aussprache gegeben, ich habe Sie um Aufklärungen gebeten, ich bat sie um solche hinsichtlich Ihres Freundes, stets wichen Sie mir aus. O, Ihr vornehmen Leute, Eure Offenheit besteht darin, daß Ihr das, was Ihr denkt, nie anders als vorsichtig, reserviert, höflich, doppelsinnig und versteckt äußert. Meine kindliche Offenheit, wie Sie selbst sie nennen, ist anderer Art, sie übersetzt dies alles in meine ungeschliffene Sprache und antwortet ohne derartige Umschweife auf das, was man mir in feiner Weise beizubringen sucht. Da Sie sich, statt sich durch meine Freundschaft geehrt zu fühlen, ihrer sogar schämen, kündige ich sie Ihnen hiermit, damit Sie nicht länger über sie zu erröten brauchen. Verachten Sie mich künftig, wenn Sie das können, ich werde mich nicht dadurch getroffen fühlen. Ich erkläre Ihnen: von diesem Augenblicke an sehe ich in Ihnen nur noch die Frau Gräfin, in ihm, mit allen seinen Vorzügen, nur noch den Herrn Marquis; damit sind Sie in meinen Augen eine weit größere Stufe hinabgestiegen, als Sie es sich vorstellen können.

Damit soll nicht gesagt sein, daß ich vergessen hätte, was ich Ihnen schuldig bin, noch welche Wohltaten Sie mir erwiesen haben. Sie bestehen nicht in Gold und Silber, diese Wohltaten, wofür ich Ihnen auch wenig Dank gewußt hätte, und deren ich mich heute überhaupt nicht mehr entsinnen würde. Nein, aber als mein sorgenschweres Herz Trost bei Ihnen fand; als Sie mir den Weg zurück an das Herz meines

Freundes wiesen; als Sie so selig von Ihrem Freunde auf wonnigen Spaziergängen sprachen; als mein größtes Glück darin bestand, ein guter Mensch zu sein, um Ihre Achtung zu verdienen; als man mich dann frech beschimpfte und alles mich verließ, als ich nicht der Knecht einer verachtungswerten Frau sein wollte, und Sie allein zuletzt zu mir hielten und mir meinen zu Boden geschmetterten Lebensmut zurückgaben — ach, Madame, das waren kostbare Wohltaten, die mir das Leben lieb und köstlich machten. Ach! damals waren Sie nicht Gräfin, da erschienen Sie mir, trotz all Ihrer Schwächen, als ein Engel des Himmels, gesandt, um in mir Standhaftigkeit und Tugend neu zu beleben.

Wie anders sind Sie geworden! Während mein Herz, das niedrige und käufliche Seelen undankbar zu schelten wagen, sich nicht geändert hat. Und muß es auch die vergessen, die es nicht achtet, so wird es doch stets das Verdienst zu achten und zu ehren wissen und nimmer die süße Erinnerung an empfangene Wohltaten vergessen. Und, bin ich auch entschlossen, Sie niemals wieder aufzusuchen so sagt mir doch ein süßes Gefühl der Dankbarkeit, daß, sollte ich Sie jemals wiedersehen, dies nur mit Vergnügen geschehen wird.

Das mußte erst gesagt werden; kommen wir nun auf das zurück, was ich Ihnen ursprünglich sagen wollte.

Ich ersehe deutlich aus Ihren Briefen, daß Ihnen nichts auf der Welt wertvoller erscheint als das Geld. Sie lassen nur solche Wohltaten als dankenswerte gelten, die Geld gekostet haben, oder wenigstens stellen Sie keine andere Art Wohltat mit dieser in Vergleich. Nach Ihrer Rechnung ist der Reiche der einzige Spender von Wohltaten, und wir, die Armen, sind des Glückes beraubt, diesen süßesten Akt der Menschenliebe ausüben zu dürfen.

Umgekehrt trenne ich stets den Besitz von der Person, und nach meiner Anschauung gibt man, wenn man noch so viel Geld gibt, nichts von sich selbst; während derjenige, der seine Zeit, seine Freiheit, seine Empfindungen, seine Talente, seine Mühen gibt, in Wahrheit sich selbst und alles das, was sein Wesen, sein Geschick und sein Leben ausmacht, gibt. Er entzieht gewissermaßen seinem eigenen Wesen das, was er dem

Nächsten Gutes tut. Sie werden demnach in dem Pelikan keinen besonders zärtlichen Vater erblicken können, weil er seine Jungen nur mit dem eigenen Blute speist, während alle anderen Vögel die ihrigen mit weit größerer Mühe mit der Nahrung, die sie überall sammeln, aufziehen. Wenn bei diesem Austausch von Wohltaten der eine alles Gold der Welt in die Schale legte, der andere nur eine Stunde seines Lebens, so würde meiner Ansicht nach die Gabe des ersten die des anderen nicht aufwiegen.

Wenden wir, gnädige Frau, diesen Grundsatz auf die Abschriften an, die ich für Sie anfertige. Es gibt, wie ich jetzt einsehe, nur ein Mittel, um uns über den Preis hierfür zu einigen, und dies besteht darin, daß ich überhaupt keine Bezahlung dafür erhalte, denn dann werde ich eine sehr angenehme Schuld bei Ihnen haben: meine Zeit in einem Dienst für Sie verwendet zu haben. Sobald Sie mich jedoch bezahlen wollen, so werden Sie, wenn Sie das Empfangene mit dem Gegebenen vergleichen und mir für meine Zeit Geld gegeben haben, behaupten, daß ich noch bedeutend in Ihrer Schuld sei; und ich wiederum werde das gerade Gegenteil behaupten, denn ich kann auf tausenderlei Weise ebensoviel Geld erwerben, wie Sie mir geben werden, aber, Sie mögen es anstellen, wie Sie wollen, es wird Ihnen nicht möglich sein, mir jemals auch nur eine der Ihrem Interesse gewidmeten Stunden zurückzugeben. Also, gnädige Frau, da wir niemals über die Einschätzung der Dinge miteinander ins Reine kommen werden, und ich auch nicht undankbar gegen Sie erscheinen möchte, so stelle ich meine Arbeit bis zum Eintreffen ihrer Antwort ein: entweder Sie machen mir die Freude, die Abschriften als Geschenk von mir anzunehmen, oder Sie suchen sich einen anderen Schreiber.

Vierzehnter Brief.

Montmorency, d. 10. Januar 1758.

Man darf niemals unhöflich handeln, mein Brief war es jedoch, und ich bin gerecht bestraft. Ich war mir schon beim Schreiben meines Unrechts bewußt, das wissen Sie wohl; aber Sie fanden darin endlich den Grund zum Bruch, nach dem Sie schon lange gesucht haben, und ohne Rücksicht auf Freundestreue

wußten Sie das korrekte Handeln auf Ihre Seite zu bringen und mir das Empfinden zu überlassen. Das ist die üblige Teilung zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft und den Einsamen. Der Anschein spricht gegen mich, das gebe ich zu; aber ich berufe mich auf Ihr Herz, es kennt das meine, es soll mein Richter sein.

Ich hätte auf das Geschehene gefaßt sein sollen, man hat es mir längst vorhergesagt. Auch habe ich sein Eintreffen schon lange geahnt, und gerade dies eine Leiden machte mir alle übrigen unerträglich. Wenn es Ihnen so sehr an Zeit mangelte, unsere Freundschaft aufrecht zu erhalten, warum verwendeten Sie dann soviel darauf, um sie anzuknüpfen? Ich war ruhig und glücklich, als Sie kamen und meine Ruhe störten; da wußten Sie wohl die nötige Zeit zu finden, um mich elend zu machen; Sie fanden keine mehr, um mich zu trösten.

Wenn ich je Böses von Ihnen verdient habe, wenn die heiligste Freundschaft Pflichten kennt, die ich nicht erfüllt habe, wenn Ihre Ruhe mir nicht stets teurer war, als die meine, wenn sogar all mein Unglück nicht die Stärke und Reinheit meiner Neigung für Sie beweist, bitte sagen Sie es mir, und ich schweige. Wie konnten Ihnen die beiden Billete, die Ihrem Briefe beigelegt waren, Ihnen gestatten, so frostig zu schreiben? Warum sagten Sie sich nicht, als Sie sie zurücksandten: „Wäre er weniger empfindlich für mein Glück und meine Ehre, so würde er heute noch der Freund der Frau von Epinay sein!“ Aber Sie haben gezögert, mir Ihre Freundschaft zu entziehen, bis ich Ihnen keinen Beweis von der meinen mehr zu geben vermochte.

Und dennoch täuschen Sie sich, einer ist mir noch geblieben, stärker und meiner würdiger als alle anderen: mein ganzes Leben lang soll eben diese Freundschaft, die Sie verschmähen, in mir lebendig bleiben und ich will sie unberührt von aller Gleichgültigkeit und Verachtung halten, die Sie mir etwa bezeigen könnten. Es ist stets ein süßes Gefühl, empfindsam zu sein, und mein Herz, künftig unzugänglich für jede neue Neigung, wird nur umso zärtlicher an der letzten hängen, die es gefaßt hat.

Von allen Freunden, von denen Sie mir sprechen, ist nur einer übrig geblieben, und das aus dem sehr einfachen Grunde, weil ich nie mehr besaß. Dieser eine hielt stand in meiner

Not, alle anderen lösten sich auf wie nachgeahmtes Gold bei der Probe. Sei's denn! Ich werde ihn, er wird mich lieben; ich werde Sie lieben, und Sie werden mich nicht lieben. So wie die erste erwiederte Neigung mich glücklicher macht, so macht mich die letzte hierzu würdiger, indem sie in der Tiefe meines Herzens die erhabene Uneigennützigkeit pflegt, deren es fähig ist.

Ja, Sophie, Sie sind mir teurer denn je, und mein Herz wird bis zum letzten Seufzer die tiefe, reine Neigung pflegen, die es für Sie empfangen hat. Seien Sie hierüber nicht beunruhigt; meine Freundschaft wird Ihnen nicht mehr lästig sein, und so wenig sie von Ihnen noch etwas verlangt oder erwartet, sowenig wird sie fürderhin Anlaß zum Streit geben noch Sie eine Sorge mehr kosten. Ich verzichte nicht auf das Vergnügen, Ihnen ferner zu schreiben, denn dies ist ja mein einziger, mein letzter Trost; aber da Sie keine Anstandspflichten mehr zu erfüllen brauchen, und zu keiner Antwort verpflichtet sind, so kann Sie nichts daran hindern, meine Briefe, wenn sie Ihnen lästig sind, ungelesen ins Feuer zu werfen. Sollte es Ihnen jedoch schon unbequem sein, sie überhaupt zu erhalten, so sagen Sie es mir getrost, und ich bin bereit, Ihnen auch diesen letzten Trost zu opfern; denn da es Ihnen nicht mehr behagt, daß ich Ihr Freund bin, so soll Ihnen diese Freundschaft auch keinerlei Unbequemlichkeit mehr verursachen. Vielleicht sind Sie beruhigter, wenn Sie mich völlig vergessen, und ich werde dann umso zufriedener sein, da ich Ihnen in keiner Hinsicht mehr mißfallen kann.

Sehr sonderbar finde ich es, daß Sie noch von dem „Briefe an Voltaire“ reden. Was hat das unter ehemaligen Freunden zu besagen? Mein Verhalten dabei durfte unter keinen Umständen Ihr Mißfallen erregen, es war vielmehr eine Pflicht gegen Sie. Dieser Brief wurde nicht nur Ihnen mitgeteilt, sondern auch der Frau von Epinay und einem bekannten Herrn. Auf das Gerücht, er sei veröffentlicht worden, beschloß ich, diesem Treubruch auf den Grund zu gehen, aber vorher mußte ich darüber mit Ihnen Rücksprache nehmen, mit Ihnen unter vier Augen, um Sie nicht in Verlegenheit zu bringen, wenn die Mitteilung unglücklicherweise von Ihnen ausgegangen wäre, was wohl eine Schwachheit, aber kein Verbrechen gewesen

wäre; aber bei Ihrem ersten Worte schwand jeder kleinste Zweifel, und ich war so überzeugt, daß Sie an dieser Indiskretion unbeteiligt seien, daß ich an die Arbeit ging, mich gegenüber Herrn von Voltaire zu rechtfertigen, und die Schuldigen zu beschämen. Da erfuhr ich, daß der fragliche Brief garnicht der meine war, sondern der eines anderen Genfers, mit Namen Vernes.*)

Machen Sie also Ihr Unrecht gegen mich wieder gut; ich kenne keine Freundschaft ohne Achtung und Vertrauen, und Sie wissen, ob ich beides für Sie hege: ich halte Sie wohl einer Schwachheit und Unüberlegtheit für fähig, doch niemals einer Treulosigkeit oder Lüge. Sie müssen mich hinreichend kennen, um zu wissen, daß ich das nicht sagen würde, entspräche es nicht meiner Überzeugung.

Um alles in der Welt erinnern Sie mich nicht an meine unwürdigen Ausführungen hinsichtlich der Abschriften. Sollten Sie glauben, daß mein Herz an derartigem irgend welchen Anteil habe, so erkläre ich hiermit offen, daß Sie mich niemals wieder sehen sollen. Sagen Sie mir, daß Sie es glauben, und ich spreche mir selbst das Urteil. Ach, Sophie, Sophie, wäre es mir möglich, den Verlust Ihrer Freundschaft ohne Schmerzen zu ertragen, Sie hörten weniger ungerechte Vorwürfe von mir, noch würde ich Sie ferner beleidigen.

Fünfzehnter Brief.

d. 11. Januar 1758.

Ihr Brief bereitete mir die reinste und aufrichtigste Freude, die ich jemals gekostet habe. O, wenn Sie mir immer so geschrieben hätten, wie viele Qualen hätten Sie mir erspart! Ich gab gestern einen Brief auf die Post, der Ihnen meine wahren Empfindungen enthüllen wird. Ich wäre untröstlich, wenn Ihre Erwiderung meine überholte.

Glauben Sie mir, liebe Sophie, mein Herz ist dazu geschaffen, Sie zu lieben, es ist dessen würdig, und Sie werden ihm, nächst der Tugend immer das Teuerste auf Erden sein. Seien wir Freunde! zu meinem und vielleicht auch zu Ihrem Glücke: trügt mich die Stimme meines Herzens nicht, so werden wir beide dadurch besser werden. Ich werde mich ganz Ihren

*) Vergl. S. 397 ff.

Forderungen fügen, Ihnen nicht mehr ohne Ihre Erlaubnis schreiben und nur auf dem von Ihnen angegebenen Wege. Sollte ich einmal längere Zeit nichts von Ihnen hören, so könnte ich wohl in Sorge sein wegen Ihres Befindens und Ihres Seelenfriedens; aber nach den Ausführungen Ihres letzten Briefes schwöre ich Ihnen, nie mehr den Verlust Ihrer Freundschaft zu befürchten, und die meine, die ich Ihnen gelobt, mit mir ins Grab zu nehmen.

Leben Sie wohl, meine werte, teure Freundin, die Krisis ist überstanden, das erlittene unverdiente Unglück hat eine vollkommene Umwälzung in mir hervorgerufen, die mir not tat. Jetzt bin ich mir selbst und meinen Grundsätzen zurückgegeben: drei Jahre der Sklaverei hatten meine Seele erniedrigt, und ich hatte unmerklich die meisten Vorurteile der Welt angenommen. Dem Himmel sei Dank, sie sind wieder geschwunden, und ich vermag den wenigen Freunden, die mir geblieben sind, ein Herz zu schenken, das wieder ihrer Achtung wert ist und sich nicht mehr widersprechen wird.

Sechzehnter Brief.

d. 15. Januar 1758.

Während ich ungeduldig auf Nachricht von Ihnen warte, fange ich der Abwechslung halber fortwährend Briefe an Sie an. Ich kann mich nicht genug beeilen, Ihnen meine Versprechungen zu betätigen, Ihnen nicht schnell genug meinen Schmerz bezeugen, daß ich Ihnen durch meine Freundschaft so viele peinliche Stunden bereitet habe; ich will künftig ohne Schwanken auf die Ihre rechnen. Und sollte sie sich auch einmal verleugnen, ich würde keine Klage erheben, vielmehr mein Herz lehren, alles, selbst Ihre Gleichgültigkeit zu ertragen, und Ihre Ruhe sollte mir neuen Trost gewähren. Nein, Sophie, nicht klagen mehr werde ich über Sie, aber von Tag zu Tag wird Ihre Schuld wachsen, wenn Sie mich jemals Ihrer Freundschaft berauben.

Glauben Sie jedoch nicht, daß ich es je über mich gewinnen könnte, Ihnen irgend eines meiner Gefühle zu verbergen. Nein, wenn ich in Unruhe bin, so werde ich mit Ihnen über deren Ursache sprechen; wo gäbe es eine Zuneigung ohne

Vertrauen? Wo ein empfindsames, offenes Herz, das sich zu geben fürchtet, wie es ist? Ohne mich zu beklagen, werde ich stets mit Ihnen über meine Lage reden. Ich werde Ihnen Schritt für Schritt meine Gefühle zeigen, nicht um Sie durch solche zu verletzen, die Sie etwa verurteilen könnten, sondern damit Sie mich lehren, wie ich diese verdammenswerten verbessern kann. Ich, der ich mich vor niemandem verstellen kann, wie sollte ich es meinen Freunden gegenüber können? Nein, und sollten Sie mich deshalb auch weniger achten, stets sollen Sie mich so sehen, wie ich bin, damit Sie mir helfen können, so zu werden, wie ich sein muß.

Ohne Unterlaß lese ich Ihren letzten Brief stets von neuem mit einem aus Freude und Verwunderung gemischten Gefühl; denn der Ton der vorangehenden war kaum geeignet, mich auf einen solchen Brief vorzubereiten.| Ebensowenig vermag ich es, Ihnen den Eindruck zu schildern, den er auf mich machte, als ich ihn erhielt: ich denke, dies wird sich schon in meiner Antwort irgendwie gezeigt haben. Doch wie liebevoll sprechen Sie mit mir, der ich nur in tötlichster Verwirrung und Niedergeschlagenheit an mein Unrecht gegen Sie zu denken vermag! Sie bitten mich um Verzeihung! Ach, wieviel lieber hätte ich gelesen: „Ich verzeihe Ihnen!“ Ich wäre dann überzeugter gewesen, daß Sie meine Fehler vergessen hätten, und hätte mehr Hoffnung gehabt, sie wieder gut machen zu können.

O Sophie, ist diese so süße Antwort auch ganz natürlich? Ist sie in der Tat aufrichtig? Verdanke ich nicht auch ein wenig den Umständen? Sie baten mich, Ihnen nicht mehr zu schreiben, haben Sie garnicht befürchtet, ich könnte im Zorn nicht mehr auf Sie hören und fortfahren, Ihnen in indiskreter Weise entgegen Ihrem Wunsche zu schreiben? Ach, und wenn Sie mir deshalb auch weniger Freundschaft bezeigen sollten, achten Sie mich wenigstens, wie ich es verdiene! In der unfreiwilligen Aufregung, die noch immer meine Lage trübt, gäbe ich gern die Hälfte meines Blutes, hätte ich mit Ihnen ein halbjähriges Zerwürfnis gehabt. Da es aber nicht eintrat, wird es auch ferner nicht mehr kommen, und lieber will ich auf volle Gerechtigkeit von Ihrer Seite, auf die ich Anspruch habe, verzichten, als Ihr Vertrauen durch ein grausames Mittel erlangen.

Denken Sie also gut von Ihrem Freunde, ich bitte Sie flehentlich darum, ebenso im Interesse Ihrer Seelenruhe wie seiner Ehre, und seien Sie dessen sicher, daß er unter keinen Umständen mehr Ihnen seine Freundschaft entziehen, noch der Ihren unwert erscheinen wird. Und sollten Sie mich immer noch ungerecht finden, so bitte ich Sie fußfällig, bedauern Sie mich, aber schuldigen Sie mich nicht an. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich Ihnen um alles in der Welt keinen Grund zur Klage geben möchte; ich bin vielmehr von Ihrer Güte tief gerührt und durchdrungen und wehre mich mit aller Kraft gegen die Furcht, die ich noch immer nicht los werden kann. Und sollte sie begründet sein, ich würde verzweifeln in meinem Unglück, ohne jedoch über den Umschlag Ihrer Empfindungen zu klagen.

Ein Wort Ihres vorletzten Briefes quält mich über alle Maßen. Sie schreiben mir, daß Sie unseren Briefwechsel vor Ihrem Gemahl geheim halten müßten. Warum das? Ist es denkbar, daß die Verleumdung, geschäftig an der Arbeit, bis zu ihm gedrungen sein sollte? Sollte er Ihnen verboten haben, mit mir zu verkehren? In diesem Falle kenne ich meine Pflicht und ehre Sie viel zu sehr, um Sie über die Ihre irgendwie hinwegtäuschen zu wollen.

Sie wissen, daß Sie allein es sind, die mich mit der Welt und den Annehmlichkeiten der Geselligkeit verbindet. Diderot und ich können uns beide nur sehr selten sehen. Ich mag mich noch so gern ihm nähern wollen, seine ganze Umgebung stößt mich ab. Nur durch Sie allein stehe ich nicht ganz verlassen auf der Welt: ich klage nicht! will man seine Schuldigkeit tun, so darf man nicht danach fragen, welche Opfer es kostet. Wenn Ihr Herr Gemahl unsere Beziehungen mißbilligt, so heißt es, sie aufgeben. Verschleierte Handlungen sind Ihrer unwürdig, darüber kein Wort! Und auch ich will in meinem Benehmen so wenig zu verheimlichen haben, wie auf dem Grunde meines Herzens. Meine teure, werte Freundin, bereit, mich an nichts mehr auf der Welt zu hängen, klammere ich mich desto inniger an das, was mich über jeden Verlust zu trösten und hinwegzusetzen vermag.

d. 28. nach Empfang Ihres Briefes.

Diesen Brief begann ich bereits vor langer Zeit, und schon wollte mich große Angst befallen, nicht mehr um Ihre

Freundschaft, sondern um Sie selbst. Jetzt bin ich, dem Himmel sei Dank, wieder beruhigt. Sie schreiben mir von Diderot; er erklärt mich zu lieben, aber er vergißt mich; lieber wäre es mir, er sagte gar nichts; aber er ist ein schwankender Charakter und wird von seiner ganzen Umgebung beherrscht. Er wagt mich nur insgeheim zu lieben: meinethalben! Meine Neigung für ihn wird die gleiche bleiben, und ich werde ruhig abwarten, bis er zu mir zurückkommt. Seit langem habe ich gelernt, nicht mehr die Empfindungen meines Herzens nach denen, die mir wert sind abzustimmen. Was Sie anlangt, so billige ich sein Verhalten vollkommen; er tut wol daran, Sie zu fliehen, statt Ihnen näher zu treten, denn nachher würde es zu spät sein.

Ich danke Ihnen für die Nachrichten von unserem Freunde und bitte Sie stets um dieselbe Liebenswürdigkeit. Sie teilen mir jedoch nicht mit, ob er sich noch immer in Aachen befindet oder zu Hause. Kann er schon wieder arbeiten?

Der zweite Band der „Julie" wird morgen fertig und steht zu Ihrer Verfügung, falls Sie ihn durch ihren nächsten Boten abholen lassen wollen. Dagegen widersteht es mir, offen gesagt, sehr, dieses Werk einem Savoyarden anzuvertrauen. Da ich völlig die Absicht aufgegeben habe, es drucken zu lassen, bin ich ganz besonders ängstlich, es könnte uns verloren gehen. Das soll natürlich kein Wink für Sie sein, es besonders sorgsam zu behüten, denn wenn ich es erst in Ihren Händen weiß, hat meine Furcht ein Ende. Wenn es schon ausgeschlossen ist, es Ihnen persönlich zuzustellen, so möchte ich es doch wenigstens nur einem sehr sicheren Boten anvertrauen.

Übrigens muß ich Ihnen gestehen, daß der abgeschriebene Teil der minderwertigste von allen ist, und sich abgetrennt von den anderen, nicht schön liest und mir selbst keine Freude gemacht hat. Wenn Sie sich noch ein kleines Weilchen gedulden wollen, würde ich mich beeilen auch den ersten Teil abzuschreiben und könnte Ihnen dann alles auf einmal bringen. Dies sind meine Vorschläge, maßgebend soll mir natürlich nur Ihr Wunsch sein.

Es kommt übrigens noch ein angefangenes Werk in Frage, die „Lettres-Morales" (ein von R. projektiertes Werk); ihm zuliebe unterbreche ich gelegentlich meine Tätigkeit als Abschreiber. Aber diese könnten nur persönlich zugestellt

werden. Teilen Sie mir mit, ob ich auch davon das wenige bisher Ausgeführte ins Reine schreiben soll.

Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, einen Eilboten hierher zu senden; nach dem Vorgefallenen wage ich nicht, einen Boten zu bezahlen, ein verständigeres Mittel, meinen Aufwallungen zu verleugnen, kenne ich nicht. Offen gestanden glaube ich nicht, daß Sie der Eifer, Nachrichten von mir zu erhalten, nicht schlafen lassen sollte. Aber um mich über Sie zu beruhigen, lassen Sie doch wenigstens ein leeres Blatt allwöchentlich zur Post bringen; wenn ich nur Ihre Handschrift auf der Adresse sehe oder auch nur Ihr Siegel, so will ich zufrieden sein, und mir selbst das sagen, was in dem Briefe nicht steht.

Unter allen Umständen rechnen Sie auf meine Diskretion. Ich würde eher vor Sorge und Schmerz sterben als Ihnen ohne Ihre ausdrückliche Erlaubnis zu schreiben.

Siebzehnter Brief.

d. 18. Februar 1758.

Es war höchste Zeit, daß ich Ihren Brief erhielt: ich war in Sorge; ich bin seit einigen Tagen ziemlich unpäßlich und, unfähig zu arbeiten, wie ich war, machten sich alle meine körperlichen und seelischen Leiden noch weit fühlbarer. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe über Ihr seltenes Schreiben; aber, war mir der Briefwechsel mit Ihnen stets wertvoll, so ist er es jetzt noch um vieles mehr, seitdem er der einzige ist, den ich noch führe, und da werden Sie, denke ich, nicht den Mut finden, sich über die Ungeduld, mit der ich auf jedes Zeichen Ihres Meingedenkens warte, zu beschweren.

Ich erfahre, daß man sich abmüht, mich vor der Welt als Schurken hinzustellen. Ich befrage mein Herz und bleibe ruhig. Ich habe nie jemandem etwas zu Leide getan, und werde auch nicht mehr auf meine alten Tage damit beginnen. Nie werde ich schlecht von meinen früheren Freunden sprechen, und nur eine Rache nehmen für alles mir gefügte Unrecht: ihr Unrecht von Tag zu Tag größer werden zu lassen. Da ich entschlossen bin jeden näheren Verkehr mit Menschen, die meiner so unwürdig sind, abzubrechen, muß ich in erster Linie

daran denken, mir meine Einsamkeit angenehm zu machen, in der ich den Rest meines Lebens verbringe, und dazu muß ich vor allem mit mir selbst zufrieden sein. Dies hoffe ich getan zu haben. Nun heißt es, diesen Zustand aufrecht zu erhalten.

Anbei der zweite Teil der „Julie“; der erste ist fast doppelt so lang, und da mir mein Leiden anhaltendes Sitzen nicht gestattet, werde ich vorläufig noch auf die Freude verzichten müssen, Ihnen denselben zu übersenden, aber ich mache es mir zur Pflicht, jeden Tag wenigstens etwas daran zu arbeiten. Ich beabsichtige, dieses Werk zu vollenden, und zwar nur für Sie allein; denn, sollten auch die vier fertigen Teile einmal gedruckt werden, der fünfte, den ich Ihnen widme, wird es niemals werden.

Um mir in meiner Trübsal Zerstreuung zu verschaffen, setzte ich mich wieder an die Arbeit. Da ich nicht ohne Vergnügen daran ging, hoffe ich, daß es auch nicht ohne Erfolg sein wird, auch der Wunsch, meinem Vaterlande nützlich zu sein, der mir die Feder wieder in die Hand drückte, ließ mich sogar leidenschaftliche Töne finden. Da sich aber mein Zustand verschlimmerte, mußte ich alles aufschieben. (Es handelt sich hier um den Brief an d'Alembert über die Schauspiele).

Außerdem plagt mich der Kummer wegen eines Nachkommen. Ich tröste mich darüber, daß ich einsam leben und verlassen sterben muß. Aber es grämt mich, daß ich in Niemandes Herzen weiterlebe, und daß ich, dessen Seele so empfänglich war für die Reize der Freundschaft, keinen einzigen Freund zurücklasse, der mein Andenken und dadurch sich selbst in Ehren hält. Alle meine angefangenen Arbeiten werden nach meinem Tode in die Hände von Gerichtsbeamten fallen, die sich mit meinem Plunder schmücken werden, ohne Hilfsmittel und im Elend werde ich das Weib zurücklassen, das meine Armut mit mir teilte. Solche Gedanken sind nicht gerade tröstlich. Erschreckt durch allerlei Gerüchte über die Encyclopädie und erfüllt von der Vorstellung an den Donjon von Vincennes, wo ich einmal Diderot besucht habe, und er mich einen langen Weg und viele Tränen gekostet hat, habe ich ihm hinsichtlich dieses Werkes geschrieben, und ihn zu veranlassen gesucht, gleichfalls nicht mehr daran zu arbeiten, wenn d'Alembert dies täte. Er hat mich nicht einmal einer Ant-

wort gewürdigt und überläßt einfach den Freund seinem Mißgeschick, der einst an den seinen so lebhaften Anteil nahm. Doch genug von ihm, daß er mich so völlig aufgiebt, sagt mir mehr als alles andere. Ich kann nicht aufhören, ihn zu lieben, aber wiedersehen werde ich ihn nun nicht mehr.

Mir bleibt jetzt niemand auf der Welt als Sie allein; auch Sie werden mich einmal verlassen: ich kenne die Menschen zu gut, um nicht darauf gefaßt zu sein, und wenn einst dieses letzte Unglück mich ereilt, so wird es mich zweifellos zur Verzweiflung bringen, aber überraschen wird es mich nicht mehr. Leben Sie wohl, ich weiß nicht mit welchem Namen ich Sie anreden soll. Es ist mir unmöglich, gnädige Frau zu sagen und meine Freundin darf ichSie nicht mehr nennen, seitdem Sie aufgehört haben, mich ihren Freund zu heißen.

Seien Sie so liebenswürdig und teilen Sie mir bitte in Ihrem nächsten Briefe den Namen des Vaters von „Nanine“ mit in dem gleichnamigen Lustspiele Voltaires.

Ihr Bote dem ich das Paket aushändigen sollte, konnte es auf keine Weise in seine Tasche hineinbekommen. Übrigens sagte er mir, er würde regelmäßig an der Barriere gründlich visitiert. Dabei könnten auch die Hefte durchstöbert, beschmutzt und selbst in Unordnung gebracht werden. Diese Unannehmlichkeit macht mir unendlich viel Sorge und, offen gestanden, so sehr es mir auch widerstrebt, Sie noch länger warten zu lassen, ich kann es nicht übers Herz bringen, meine arme „Julie“ in die Hände dieser Leute gelangen zu lassen.

Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag: ich sende Ihnen dasselbe Paket durch den gewöhnlichen Boten von Montmorency, der es in seiner Tasche unterbringen und hoffentlich auch nicht visitiert werden wird. Da ich jedoch nicht weiß, ob Ihnen das nicht irgendwie unangenehm ist, so habe ich es nicht ohne Ihre Erlaubnis tun wollen. Im Falle Ihres Einverständnisses, genügt es, wenn Sie mir mit der Post einen Zettel zukommen lassen mit den paar Worten: „Senden Sie das Paket durch den Boten“. Andernfalls werde ich den nächsten Expressboten abwarten und ihm das Packet auf jede Gefahr hin mitgeben. Ich habe mehr als Sie unter diesem ewigen Aufschub zu leiden, aber ich muß doch wenigstens dafür sorgen, daß das Werk vollständig in Ihren Besitz gelangt.

Es gibt noch eine andere Möglichkeit der Zustellung: Sie bestimmen einen Nachmittag, wo Sie in Ihrem Wagen und zwar auf dem Wege nach Saint-Denis ein wenig frische Luft schöpfen wollen; Sie teilen mir den Tag mit, und, bei gutem Wetter, werde ich Sie auf diesem Wege zur angegebenen Stunde erwarten und Ihnen das Paket eigenhändig übermitteln.

Achtzehnter Brief.

Heute, Donnerstag d. 23. März 1758.

Es freut mich sehr, daß Sie meiner noch gedenken. Wenn ich auch diese Gefühlsäußerung nicht mehr benötige, so wird Sie mir doch stets teuer bleiben und Sie selbst stets ehren.

Ich fühle mich, wenn auch matt, doch wieder andauernd wohl genug, um gehen zu können. Ich benutze jeden schönen Tag, um mich in den Wald von Montmorency zu begeben, wo das Grün schon sproßt und die Vögel mit ihrem Gesang beginnen. Dort erneuere ich die Bekanntschaft eines alten Freundes, den ich den anderen zuliebe sehr vernachlässigt hatte, und der doch unzweifelhaft mehr wert ist als sie alle. In der kurzen Spanne Zeit, die mir noch vergönnt sein wird, will ich das Glück, zu leben, genießen, und nicht darüber bin ich betrübt, daß ich so bald schon aufhören muß, sondern, daß ich erst so spät damit begonnen habe.

Ich will Ihnen ohne Umschweife gestehen, daß ich im Glauben, von Ihnen vergessen zu sein, die weitere Abschrift der „Julie" aufgeschoben habe. Ich werde sie mit vielem Vergnügen wieder aufnehmen. Ich habe Ihre und Ihres Freundes Bücher an den Herrn Pfarrer von Deuil zurückgesandt; da ich jedoch die „Iles flottantes" noch nicht gelesen habe, werden Sie mich zu Dank verbinden, wenn Sie sie mir noch einmal leihen wollten: falls Sie mir dieselben gar zum Geschenk machen wollen, werde ich sie herzlich gern annehmen. Jedenfalls bin ich glücklich, Ihnen zeigen zu können, daß meinen Weigerungen weder falscher Stolz noch beleidigender Argwohn zu Grunde liegt.

Ich freue mich Ihrer Gesundheit und beglückwünsche Sie zu Ihren Vergnügungen. Möchten Sie doch eines Tages auch jene kennen lernen, die zum wahren Glück führen! Adieu!

Druck von Reinhold Berger in Lucka S.-A.